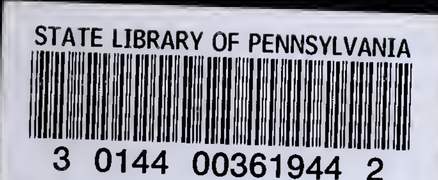
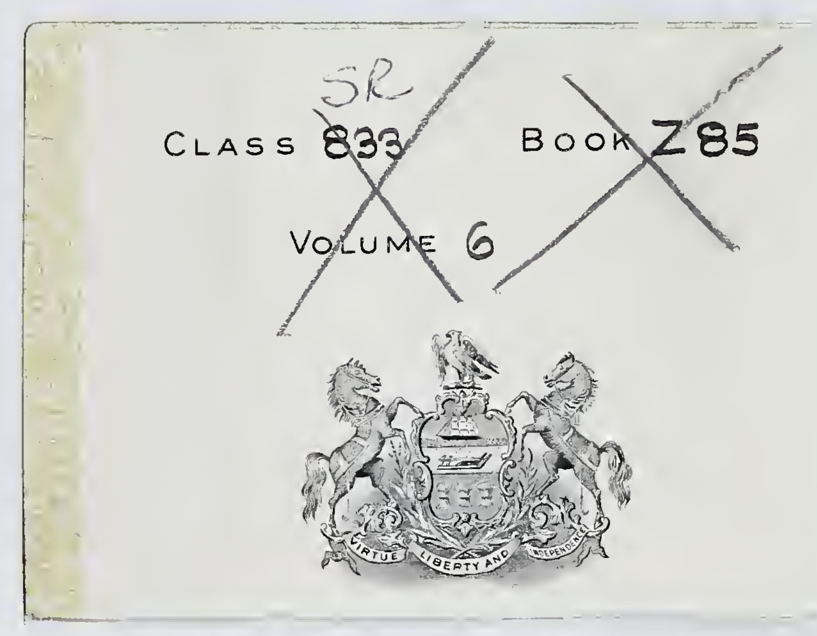
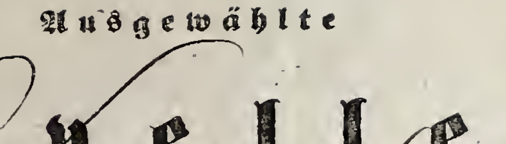



SR
CLASS 833
BOOK Z85
VOLUME 6
VIRTUE LIBERTY AND INDEPENDENCE


PENNSYLVANIA
1745
STATE LIBRARY







Ausgewählte

Novellen

und

Dichtungen

von

Heinrich Zschokke.

Sechster Band.

Fünfte durchaus verbesserte Original-Auflage.

Aarau 1841.

Im Verlag von H. R. Sauerländer.

Historisches.

Sechster Band.

Der Creole.

Statt einer Vorrede.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten in Genf.

Aarau, 7. Dezember 1829.

— — — Werden Sie mir übrigens ja nicht böse, daß ich Ihr Septemberbriefchen heut erst beantworte. Ich ward nicht, wie Sie, durch die Gesellschaft einer fürstlichen, schönen Anastasia gehindert; sondern hatte nur ein armes Mädchen bei mir, wenn auch göttlicher Abkunft. Denken Sie, ich sah meine Muse nach drei, vier Jahren wieder. Schon fürchtete ich alles Ernstes, mein philosophischer Nachbar Troxler habe das schüchterne Kind für immer aus meiner Blumenhalde vertrieben.

Mit größerm Recht, als Montesquieu von sich, sage ich: „J'ai la maladie de faire des livres, et d'en être honteux quand je les ai faits." Kurz, ich habe wieder ein Bild gemalt; diesmal einen Creolen. Ich wollte es Ihnen zu den Rosinen und Makronen unter Ihren Weihnachtsbaum legen lassen. Es sollte Ihnen, mein ewiger Jüngling *), wenn's möglich ist, ein paar lange Jänner-Abende verkürzen helfen oder den Schlaf verlängern.

Im Sommer 1808, also vor zwanzig Jahren — eheu! fugaces labuntur anni! — kam ein wackerer Mann von Glarus zu mir, Namens Heinrich Stauffacher, der eben auf dem Wege nach Amerika war. Er ließ mir zum Geschenk das Tagebuch seiner Reise zurück, die er, im Jahr zuvor, von Triest nach Messina gemacht, und auf welcher er, besonders in Calabrien, sonderbare Abenteuer erlebt hatte. Vielerlei erzählte er mir nebenbei, was ich zu seinem Tagebuche anmerkte. Daraus ward nun die Erzählung vom Creolen. Sie enthält also, was man ohnehin leicht wahrnehmen wird, eine

---

*) Bonstetten war damals 84 Jahre alt.

Grundlage von wirklichen Thatsachen. Das Schmuckwerk legte obengedachtes armes Mädchen, kraft seiner göttlichen Abkunft, bei.

Da dieser Brief also nur Vorläufer der Erzählung für Sie ist, so heben Sie ihn einige Wochen auf, bis Ihnen unser Remigius Sauerländer das Büchlein selbst schickt. Dann vergessen Sie nicht, daß ich, aus guten Gründen, einzig bei den Namen des Fortunatus Linthi, des Georg Down, der geracesischen Familie Marcoli, der Marchesa Bioganni und dessen, was zu deren Familie zählt, der strengen Wahrheit nicht wohl treu bleiben konnte. Die Uebrigen nannte ich, wie sie ohne Zweifel noch heute in den Taufbüchern aufgezeichnet stehen; und wahrlich leben noch mehrere ihrer Eigenthümer, so gut, wie wir beide.

Wenn denn wohl auch Mancher die Achsel zuckt, daß aus mir zuletzt nur ein Erzähler, so eine Art Spielmanns für die müßige Welt, geworden ist: ich weiß ja, Sie und meine Nanny, die mit der Muse selbst viel Aehnlichkeit der Gemüthsweise hat, hören mich gern an. Man schmuggelt mit einem guten Mährchen manche Wahrheit in die Welt ein, manche Erinnerung in's Herz, die von Kanzel und Katheder herab sich zu Tode fällt. Nenne man des Dichters Gabe nichtigen Goldschaum; mit Goldschaum deckt man Arzneipillen. — — —

Karl von Bonstetten an H. Zschokke in Aarau.

Genf, 10. Dezember 1829.

— — — Den heiligen Besuch der pierischen Jungfrau habe ich in seiner ganzen Würde gefühlt. — Lieber Herzens-Zschokke, ich wollte zwar erst ein wenig Scherz treiben; aber Ernst ergreift mich, daß Sie sich selbst, oder Leutchen in der Schweiz Sie, mit einem Spielmann vergleichen, der in einer Schenke fiedelt. — Seelentod ist das ärgste Uebel, und Sie sind einer von den Weckern derer, die bei uns gähnen. Ihre Erzählungen sind Aetherfläschchen für Schlafsüchtige. Wann können wir in der Schweiz sagen, was Tacitus unter einem Kaiser! rara temporum felicitas, ubi sentire quid velis, et quae sentias dicere licet? Was uns fehlt, ist das sentire. Daher kömmt, daß die Bessern nicht schreiben, weil ihre Gedanken den harten Boden fühlen. Alles, die Empfindung weckende, Schöne ist Noth für uns Schweizer.

Sie sagen: Ihre Erzählung sei zum Theil wahr? Aber Ihre lustige Tante Sara ist ja auch wahr*). Eben hat man hier eine alte Jungfrau geheilt, wie Sie die Tante Sara. — Sie sind ein prächtiger Mann, am wühlenden Ameisenhaufen fortzudenken, wie an dem Olymp. Ich verstehe diese Kunst gar nicht. Sobald ich in einem Winkel eine unharmonische Seele fühle, fallen alle meine Gedanken zusammen. So wie ich liebe, oder mitfühle, erwacht meine Seele bis zur Begeisterung. Darum sind mir die Zschokke's alle lieb. Sie tragen mich auf ihren Flügeln in die Pracht der Gedankenwelt. Nichts ist seltener, als wahres Mitgefühl. O Dumont, um den ich traure, die Stael, die Pictets, Johannes Müller — wie entblättert stehe ich schon da! Wunderbar genug, daß eine zwanzigjährige Anastasia die Freundschaft solcher Männer bei mir beinahe ersetzt. Aber sie ist eine zweite Stael, hohen Geistes. Jetzt ist sie in Rom. Sie schreibt mir: „J'aime la Toscane. On respire librement dans un pays que l'on sent heureux. Depuis votre canton mignon je n'ai pas éprouvé pareille chose.“

Ungefühl, lieber Zschokke, tödtete immer von außen her mein innerstes Leben. Das ist eine große Sünde; allein ich war für keinen Kampf geboren. Nur wo ich Mitgefühl fand, habe ich meine Kraft empfunden. In Genf stoßen Herz und Geist wenigstens nirgends an. Man kann hier frei denken. Und das ist viel. Aber den Creolen her! — — —

1.

Die Reisegesellschaft.

Nachts den 15. März 1807 lichtete das Kauffartheischiff, die Austria, unter Kapitän Lorenzo Bosich, auf der Rhede von Triest die Anker. Es war mit Waarenballen aller Art befrachtet, besonders mit böhmischen Tüchern und Schweizermusselinen für Messina und Malta.

Während frischer Wind die Segel aufblähte und die Wellen vor sich her trieb, bewegten sich die Ufer zurück. Die Gebäude der Stadt am Gestade, bis hinauf zur Anhöhe, verblichen im Nachtdunst und

*) Anspielung auf die Erzählung: „das blaue Wunder.“

Mondschein immer zu falberm Grau. Wie zuletzt der Molo von St. Carlo verschwand, und das Schiff nun einsam auf der Lichtstraße dahin glitt, welche der Wiederglanz des Mondes über die dunkle Wasserfläche in langen zitternden Streifen zeichnete, schlug es zwölf Uhr im Triestiner Dom. Die Glocken der andern Thürme sangen einzeln den dumpfen Scheideruf an die Seefahrer nach. Nun ward das Verdeck von den Reisenden nach und nach leer, die ihre Schlafstätten suchten.

Nur ein junger Mann, in seinen Mantel gehüllt, blieb noch still träumend auf dem Verdeck stehen, vielleicht von der Neuheit des Schauspiels zurückgehalten. Unweit von ihm saß ein etwa sechszehnjähriger Knabe auf einem Waarenballen: die Hände gefaltet und vor sich hingestreckt, den Kopf niedergesunken auf die Brust, unbeweglich, wie in stummem Schmerze. Eine hohe weibliche Gestalt warf von Zeit zu Zeit den Blick auf den Knaben, entfernte sich bald, und trat bald wieder zu ihm. Endlich schien ihr die nächtliche Kühle oder Langeweile lästig zu sein. Sie berührte die Achsel des Knaben mit dem Finger, und sagte halblaut auf Italienisch: „Ist's endlich gefällig? Mitternacht ist vorüber!“

„Mir gleich! Ich werde noch bleiben!“ antwortete der junge Bursch trotzig und kurz, indem er die Augen dem Mond zuwandte.

„Ich aber darf es nicht länger gestatten. Eure Gesundheit, lieber Cecco!“ versetzte das Frauenzimmer und faßte den Arm des Knaben.

„Mir gleich!“ entgegnete der kleine Eigensinnige, welcher seinen Arm wieder befreite: „Meine Gesundheit ist nicht die Ihrige, Signora.“

„Ohne Umstände, Cecco!“ rief die Dame mit zürnender Stimme: „Muß ich meine Leute herbeiholen oder den Schiffskapitän? Ich verlange Gehorsam auf der Stelle.“

„Und ich Freiheit, oder ...“ sagte der Knabe und legte auf das letzte Wort einen drohenden Ton.

„Oder? und was denn oder?“ wiederholte die Dame etwas spöttelnd.

„Den Tod!“ erwiederte der Trotzkopf: „Das Grab ist jeden Augenblick offen, weit und tief.“ Er deutete bei diesen Worten mit der ausgestreckten Hand auf's Meer.

Der Fremde im Mantel, welcher das Gespräch gehört hatte,

wandte sich verwundert seitwärts zu den Redenden, ohne seine Stellung zu verändern. Er sah in diesem Augenblick die weibliche Gestalt, halb kniend vor dem Knaben, mit weit vorgestreckten, in einander gefalteten Händen. Mit zitternder, leiser Stimme seufzte sie: „O mein Cecchino! Warum wollt Ihr mich verderben?“

In diesem Augenblick sprang der junge Bursch auf, mit einem Satz gegen das Schiffsbord, — und vermuthlich wäre er in die Wellen hinabgestürzt, hätte ihn nicht der Fremde, während die Dame einen Schrei ausstieß, mit beiden Armen umfangen.

„Keine Unbesonnenheit, junger Mensch!“ sagte der Fremde, und seine Lippen dem Ohr des Knaben zuneigend, flüsterte er leise: „Sie scheinen unglücklich. Vertrauen Sie mir, ich will über Sie wachen auf dem Schiffe.“

Cecco wandte sich im Arm des ungebetenen und unerwarteten Vermittlers um. Beide beobachteten sich gegenseitig, so viel das Licht des Mondes gestattete. Der Knabe sah ein ihm unbekanntes, aber angenehmes Gesicht mit einem Ausdruck voller Kraft und Gutmüthigkeit, welcher selbst durch einige Pockengrübchen erhöht zu werden schien. Unter dem runden Hut kräuselte sich blondes Haar wie Gold, im Schein des Mondes. Der junge Mann war etwa fünf- bis siebenundzwanzig Jahre alt. Hinwieder der Fremde erblickte dicht vor sich das verschattete, zarte Antlitz eines Knaben, welches, im feinsten Ebenmaß seiner Verhältnisse, wahrhaft schön genannt werden konnte, und eben jetzt durch den seelenvollen Ausdruck von innerm Schmerz und stolzem Erstaunen einen, wenn ich so sagen darf, ganz eigenen Ton empfing, welchen man sonst nicht in einem etwa fünfzehnjährigen Knabengesicht zu finden erwartet.

Nach einer Weile stummen Anstarrens riß sich der junge Bursch aus den Armen, die ihn gefangen hielten; sagte zum Frauenzimmer, das wie unbeweglich da stand: „Ich folge!“ und beide wanderten, nach einer leichten Verneigung gegen den Fremden, der Kajüte zu.

„Seltsame Reisegefährten!“ murmelte der Fremde: „Indessen die Fahrt verspricht anziehend zu werden; morgen erfahren wir mehr von einander.“

Er irrte sich. Am folgenden Tage, da die Austria, schon fern von den Küsten, über die adriatische Wasserwüste bei schwachem Winde hinschwebte, füllte sich das Fahrzeug allmälig mit Leuten aus allerlei Volk. Sie stiegen aus dem Boden hervor, als wüchsen sie

unter den jungen Sonnenstrahlen, wie jene Gewappneten aus der Erdscholle, die Kadmus mit den Zähnen des Drachen besäet hatte. Verwundert drehten sich die Köpfe erst nach allen Himmelsgegenden, um sich in der weiten Einöde des Ozeans zurecht zu finden; dann musterte jeder die bunte Versammlung, mit der er wochenlang, inner dem engen Gefüge von Brettern, Abenteuer und Gefahren bestehen konnte, wie sie das treulose Element des Wassers irgend den Kindern der Erde zu bereiten pflegt. Da waren Sprachen und Trachten von allerlei Nationen. Aber was der Zufall zusammengewürfelt hatte, vereinte sich bald zu geselligem Verkehr. Geschieden von der übrigen Welt, ist die menschliche Gestalt für sich allein schon ein Empfehlungsbrief für das menschliche Herz.

Die meisten Reisenden waren Leute ganz gemeinen Schlages: Krämer, Wallfahrer, Bauern u. dgl. m. Nach den Mundarten unterschieden sich Lombarden, Neapolitaner, Deutsche, Griechen, Engländer und Schweizer. Auch der junge, blondköpfige Mann erschien unter ihnen; aber gerade von ihm konnte man nicht sagen, weß Landes er sei, weil er mit einerlei Leichtigkeit deutsch, englisch oder neugriechisch, wie italienisch sprach. Man hätte ihn schon aus dem Grunde für einen Engländer halten können, weil zwischen ihm und einem andern jungen Briten auf dem Schiffe durchaus keine Gemeinschaft statt fand. Doch zeigte er viel zu viel Geselligkeit und zuthunliche Leutseligkeit, als daß man ihn mit einem der spröden Kinder Albions hätte verwechseln dürfen. Eher glich er einem Franzosen, würde nicht seine apostolische Gabe, in Zungen zu reden, die jedem Franzmann, trotz der Geläufigkeit der eigenen Zunge, ewig versagt bleibt, offenbares Zeugniß dagegen gegeben haben. Nicht minder sprach auch eine gewisse bequeme Lässigkeit seiner Bewegungen, die ihm aber wohl stand, gegen alle Stammgenossen der beweglichen, leichten Gallier.

Man sah seine schlanke Gestalt im grünen Frack und runden Hut, mit strohgelbem, recht italienisch schlaff umgeworfenen Halstuch, bald hie, bald dort auf dem Schiffe. Er schien zu suchen; man erräth leicht, wen? Doch weder die Dame noch ihr hübscher und trotziger Cecchino ließen sich erblicken. Es verstrichen sogar mehrere Tage; sie erschienen nicht. Es hieß, sie seien seekrank.

2.

Die Rose von Messina.

An der Tafel des Schiffskapitäns Lorenzo Bosich speisete nur der junge Engländer, welchen sein Schiffswirth Sir Georg Down nannte, und der schon öfters erwähnte Grünrock, welchen Herr Bosich bald Signor Fortunato, bald Signor Linthi hieß. Sir Down war ein Mann etwa im Alter des Letztern; schmächtigen Wuchses, bläßlichen, feinen Gesichts. Brillantringe an den Fingern und ein Kleiderschnitt im neuesten Londnergeschmack deuteten an, daß er kein ganz gemeiner Sir war. Bei Tische zeigte er sich übriges stumm oder vornehm-einsilbig. Zwar beantwortete er jede Anrede mit verbindlichem Ton; aber zugleich lag in der Miene immer eine Art feierlicher Verwahrung gegen jeden Versuch vertraulichen Annäherns.

So bestritten gewöhnlich Kapitän Bosich und Signor Fortunato allein die Unkosten des Tischgesprächs; jener mit überlauter Stimme und reichem Hände- und Mienenspiel; dieser mit einer Gemächlichkeit, welche fast auf Mangel an Federkraft des Gemüths zu schließen berechtigte.

Das Wort kam natürlich unter beiden auch auf die einzige Schöne am Bord der Austria. Sie hatte seit einigen Tagen schon die allgemeine Neugier um so mehr erregt, je geheimnißvoller sie lebte, und je weniger man von ihren zwei Bedienten, oder Verwandten, oder Wächtern über sie erfuhr, ein paar langen, dürren Gestalten, mit unerfreulichen Gesichtern. Einigemal hatte man auch unter dem Gesurre von Zithertönen aus ihrem Kajütenzimmer den süßesten Gesang einer weiblichen Kehle vernommen, und mit Recht beklagte jeder die Zurückgezogenheit der allzubescheidenen Sängerin.

„Wer ist diese Dame eigentlich?“ fragte Sir Down, an den das Fragen sonst selten kam.

Der Schiffshauptmann zog mit bedauerndem Kopfschütteln die Achseln bis zu den Ohrläppchen und sagte: „Laut ihren Pässen und meinem Register eine Donna Rosa di Centi, die mit ihrer Dienerschaft nach Messina geht.“

„Und der Knabe bei ihr?“ fiel Signor Linthi ein: „Auf keinen Fall gehört, denk' ich, der zur Dienerschaft.“

„Warum nicht?“ versetzte der Kapitän: „Ihr Jokei, ihr Page, ihr Gallopin. Allein, ihr Herren, das ficht einen braven Seehaupt-

mann wenig an. Er bringt seine Fracht, wohin sie bestimmt ist, und bekümmert sich nicht um Inhalt und Werth der Ballen.“

„Sie sind ein gewissenhafter Mann, Kapitän,“ gegenredete Signor Linthi, „daß der schönste Theil ihrer Ladung Sie nicht neugieriger, als das schlechteste Pack Flanell macht!“

Alle Mühe war eitel, von der schönen Sizilianerin mehr zu erfahren, bis sie endlich selber für gut fand, sich auf dem Verdeck zu zeigen. Aber täglich erschien sie nur einmal; nur auf kurze Zeit; nur um Sonnenuntergang und auch dann noch verschleiert, von ihrem Pagen begleitet, und unter Veranstaltungen des Kapitäns, daß sie auf dem Verdeck allein bleiben, wenigstens einen freien Spielraum von zehn ihrer Schritte für ihre Lustwandelei behalten konnte.

Sir Down verletzte, doch mit dem besten Anstand von der Welt, die Grenzen des Spielraums schon am ersten Tage, und fand, woran er vermuthlich nicht gezweifelt hatte, vor den Augen der bescheidenen Schönen, wegen der Sünde der Neugier, Gnade. Die übrige Reisegesellschaft hielt sich in ehrfurchtsvoller Ferne zurückgezogen; mit ihr auch Signor Linthi, der, dem Aeußern nach, vielleicht nebst dem Briten am ersten Anspruch auf Zutritt hätte machen können. Nach dem ersten und zweiten Abend verlor sich aber der Reiz des täglichen Schauspiels, und man achtete wenig mehr auf die vornehme Unbekannte, die regelmäßig eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang vom Verdeck verschwand. Auch Signor Fortunato, der doch, seit jenem Vorfall in der ersten Nacht, allerdings einen nicht ganz verwerflichen Entschuldigungsgrund für eine Neugiersünde gehabt hätte, fühlte wenig Gelüst, weder sie unmittelbar zu begehen, noch mittelbar durch Fragen an den schweigseligen Engländer, der übrigens in Gesellschaft der Messinerin keine stumme Rolle spielte.

Inzwischen zog ihn nach einigen Tagen ein anderer Umstand an, und dem erwähnten Schauplatz näher. Es war ihm nicht entgangen, daß er von den Augen des jungen Cecchino überall hin verfolgt wurde; und daß dieser Knabe, den er im täuschenden Mondlicht so wunderschön gefunden, nach europäischen Begriffen nichts minder, als schön sei. Seine dunkle, bräunliche Gesichtsfarbe, unangenehmer und tiefer, als sie von der Sonne am Mittelmeer gegeben zu werden pflegt, verkündete seine creolische Abkunft jenseits des Ozeans. Das Gesichtchen des kecken Buben blieb übrigens zart und regelmäßig geschnitten; und der geschmeidige, schlanke Leibesbau, der alle Creolen

auszeichnet, kam auch ihm zu Statten. Ein grünes Wämmschen, ein breiter feuerfarbener Gurt um den Leib, ein lockeres, schwarzes Seidentuch um den Hals, ein strohgelbes um die Haare, darüber ein leichter Hut, etwas schief stehend, stellte den lieblichsten Damen-Jokei dar.

Signor Fortunato erlaubte sich zu vermuthen, daß zwischen diesem Knaben und seiner verschleierten Gebieterin ein ganz eigenes Verhältniß walten müsse, in welchem sich jener nicht sehr glücklich fühle; denn wegen einer Kleinigkeit droht man nicht mit dem Sprung über Bord. Daß ihm Cecchino's Blicke beständig nachschlichen, schien eine Art schüchterner Einladung, näher zu kommen. Vielleicht wollte ihm der Kleine etwas vertrauen. So oft er sich aber dem Verdeck wirklich nahte, wandte der Bursch die Augen, mit unbefangener Gleichgültigkeit, hinweg, oder drehte ihm gar den Rücken zu.

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob es zufällige oder absichtliche Selbstvergessenheit war, daß Signor Fortunato eines Abends in der Ecke des Verdecks auf einem Kranz von Schiffsseilen sitzen blieb, als die Verschleierte erschien, und bald darauf Sir Down in ihrer Gesellschaft. Er sah nicht einmal nach ihnen um, sondern unverwandt in das Buch, welches er eben las; und würde noch lange hinein gesehen haben, hätte nicht die muthwillige Hand des Pagen einen kleinen Regen von Sägespänen über die ariostischen Stanzen fallen lassen.

Verwundert blickte Fortunato auf, aber dann sagte er lächelnd: „Machen Sie allen Büchern Ihren Krieg, junger Herr?“

Statt der Antwort legte der Page einen Finger auf die eigenen Lippen, indem er bedeutsam nach der Gegend hinschielte, wo Signora Centi sich mit dem jungen Briten unterhielt. Dann drehte er ihm den Rücken zu, und lehnte sich mit beiden Armen auf das Bordgeländer, den Blick auf den Tanz der Wellen gerichtet. Fortunato verstand die Einladung, und war sogleich neben ihm.

„Verzeihen Sie mir die Unart!“ flüsterte der Knabe, ohne zu ihm aufzuschauen. „Man wird aus Langeweile hier auf dem Schiff närrisch. Ist's noch weit bis Sizilien?“

— Der Kapitän spricht noch von mehr denn acht Tagen, wenn der Wind nicht dienstfertiger wird.

„Ach, selig sind die Todten!“ seufzte der Knabe.

— Warum die Todten, und nicht eben so gut wir?

„Die athmen ja nicht in ihrem Sarg; aber wir, sind wir nicht in unserm Sarg Lebendigbegrabene?“

— Ist's nicht Ihre Schuld, liebes Kind, daß sie die übrige Schiffsgesellschaft meiden? Warum gehen Sie und Ihre Signora für uns Andere leider erst auf, wie der Abendstern, wenn die Sonne untergeht?

Ceccho seufzte leise in sich bei der Frage, blickte schüchtern hinter sich nach seiner Gebieterin und sagte, indem seine schwarzen Augen mit durchdringendem Blick, aber schnell, über Fortunato hinstreiften: „Sie sind kein Toskaner, trotz Ihrer Mundart.“

— Auch geb' ich mich nicht dafür; ich bin aus der Schweiz.

„Dacht' ich's doch!“ rief der Kleine mit Lebhaftigkeit, und sah wieder, aber flüchtig, in's Gesicht des Nachbars: „O herrliches Land, wo die kalte Sonne nie Schnee und Eis schmelzen kann; aber wo die Herzen warm schlagen! Ich kannte in Sizilien von Ihren Landsleuten. Ich hatte sie gern. Haben Sie Freunde in Messina?“

— Einen Offizier vom Regiment Wattenwyl. Hoffentlich hab' ich dort das Vergnügen, auch Sie wieder zu sehen?

Ceccho antwortete nicht, sondern runzelte einen Augenblick die Stirn, und senkte den Kopf so tief er konnte; fuhr aber rasch wieder auf, und fragte: „Sie sind also Militär?“

— Ein geborner, wie jeder Schweizer.

„Und gehen zum Regiment Wattenwyl?“

— Zum Schweizerregiment Frohberg, das in Malta errichtet werden soll.

So spann sich das Gespräch zwischen beiden über die gleichgültigsten Dinge fort; aber das seelenvolle Geberdenspiel des jungen Creolen, seine eigene Betonung manches Wortes, und zumal mancher Gedanke desselben, der weit über die Zartheit seines Alters erhaben zu sein schien, machte das Gleichgültigste anziehend. Daneben fand Signor Fortunato in dem Gesicht des Pagen, in der Nähe betrachtet, etwas unnennbar Anmuthiges, das selbst von der ausländischen Farbe nicht litt, die nur, wie ein bräunlicher Schatten, darüber geworfen war. Nicht minder mußt' er die Gewandtheit des schlauen Burschen bewundern, mit der er allen Fragen entschlüpfte, die sich dem geheimnißvollen Betragen der sicilianischen Donna zu nahen drohten. Und, als Fortunato endlich gerade an jenen Auftritt in der Mondscheinnacht erinnern wollte, sprang der behende

Jokel jählings davon, weil ihm ein lauter Schrei der Gebieterin mahnte.

Dieser war nämlich mit Sir Down in einen Streit um den neidischen Schleier gerathen, den er zu lüpfen suchte. Cecco reihte sich zu seiner Herrin, um die kühne Hand des Briten zu bezwingen. Fortunato blieb ruhiger Zuschauer. Als aber die Schöne von Messina ziemlich laut und zornig rief: „Signor Inglese, keine Beleidigung!“ — trat der Schweizer hinzu, und sagte halblaut dem jungen Engländer in dessen Landessprache: „Ehrfurcht dem schönen Geschlecht, Sir!“ — aber zu spät. Das Geheimniß war schon entschleiert; und der Sohn Alt-Englands, statt sich des Siegs zu freuen, stand ziemlich verblüfft beim Anschauen der Donna Rosa.

Denn die Rose von Messina, statt im Morgenroth ihrer übrigen Schwestern zu glühen, prangte unerwartet in gelber Schönheit, und in einem Alter, welches gewissenhafte junge Männer in Verlegenheit setzt, ob sie ein Frauenzimmer noch liebenswürdig oder schon verehrungswürdig nennen sollen. Signora Centi konnte allerdings Cecchino's Mutter sein. Bei dem Allem hätte sie noch durch das Gefällige ihrer Gesichtsbildung, und den edeln Gliederbau, zärtlichere Empfindungen, als jene Verblüfftheit, erregen können, wäre sie nicht vom Verdruß zu sehr entstellt worden. Und zornige Schönheiten sind, man weiß es, jedesmal nur verschönte Häßlichkeiten.

Sir Down, des Siegs reuig, wie zwanzig Jahre später seine Regierung des ihrigen bei Navarino, machte eine tiefe Verbeugung, die einer Bitte um Verzeihung glich. Die Beleidigte aber, mit dem Flammenblick des Zorns, wandte ihm den Rücken und verließ das Verdeck. Der Page folgte schweigend.

3.

Nationalstolz.

„Verdammt, mich führt keine sicilianische Rose mehr in Versuchung!“ sagte Sir Down in verengländertem Italienisch mit verdrossenem Lächeln, etwas beschämt, als er an dem Alpensohn vorbeiging, ohne ihn anzusehen.

„Bestrafte Neugier, Sir. Wissen Sie nicht, daß die Verhüllung immer das Reizendste des Verhüllten ist?“ erwiederte der Andere, still lachend, auf Englisch.“

Der Brite kehrte mit halbem Leibe wieder nach ihm um, und fragte mit kalter Artigkeit, die fast Empfindlichkeit schien: „Sie sind doch kein Engländer? Dem Flachshaar nach ein Russe.“

— Ein Schweizer, Sir.

„Hm, aus den italienischen Vogteien.“

— Sie irren; aus der Kernschweiz, vom Fuße des Gotthard.

„Ihr Name aber lautet italienisch, denk' ich.“

— Ich heiße Fortunat Linthi, gutdeutsch.

„In dem Stück find' ich Schweizer und Deutsche wahrhaftig bewundernswerth!“ sagte der Brite mit vornehm spöttelndem Lächeln: „Es sind die Chamäleone unter den Völkern, in wessen Land sie kommen, dessen Sprache, Sitte, Tracht, Glauben und Grundsätze haben sie; ganz Gegenstück der Juden.“

— Sie mögen nicht Unrecht haben. Juden und Engländer, mit und ohne Bart, erkennt man überall im Augenblick.

Sir Down, dem die Vergleichung mit dem Volk Gottes unbehaglich sein mochte, warf den Kopf etwas stolz zurück, und betrachtete so, mit halbgesenkten Augenliedern und aufwärts zuckender Unterlippe, seinen Mann, der aber kaum zu ahnen schien, daß er mehr, als eine Naivetät ausgesprochen. Plötzlich verlor sich der Ernst des Briten in ein schalkhaftes Lächeln. „Ist's denn wahr,“ sagte er, „daß die Schweizer ihre ehemalige Heimwehkrankheit verloren haben? Man sagt, durch Napoleons Kunst sei das Wunder vollbracht.“

— Vielleicht in den aristokratischen Städten. Bei uns Andern in den Bergländern und freigewordenen Unterthanenschaften könnte Heimathsliebe und Heimweh vergrößert sein.

„Wahrhaftig? Nehmen Sie sich in Acht, Sir Fortunatus Linthi, ich kann den Kühreihen singen!“

— Singen Sie nur.

„Ich bin gar nicht grausam. Aber es ist etwas Närrisches um Euch Schweizer mit dieser Krankheit.“

— Jedes Volk hat seine Eigenheiten, Sir. Mancher von uns, wenn er außer der Heimath ist, stirbt vor Sehnsucht nach ihr; und mancher Engländer, wenn er in der Heimath ist, stirbt vor Ueberdruß derselben am Spleen, sobald er nicht auswandern kann.

„Waren Sie in England?“

— Zwei Jahre in London, Liverpool, Manchester. Ich sah viel Geld, aber nicht alles golden dort.

„Aber doch die größten Handelsstädte der Welt, die größten Flotten, die größten Fabriken, und Anderes, wovon Sie sich in Ihren Felsenthälern wohl nichts träumen ließen.“

— Allerdings, zum Beispiel die größte Armentaxe, die größte Nationalschuld — —

„God dam! Sir Fortunatus Linthi, doch keine französische Soldaten, als nur Gefangene. Darin sieht's etwas anders bei uns, als in ihrer napoleonischen Schweiz, die nicht mehr die alte, freie ist. Sprechen Sie nur ganz offen. Hier haben Sie keinen Kaporal aus Frankreich zu fürchten. Wir sind auf einer Domäne Albions, auf dem Meere, und Sie sind frei, wie auf englischem Grund und Boden, dem letzten Asyl europäischer Freiheit.“

Herr Linthi schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Wir wollen beide nicht prahlen.“

„Warum schütteln Sie den Kopf?“

— Ich dachte an Ihre Radikalen, an Ihre irländischen Katholiken, an den Strick, mit welchem man die Weiber — — —. Brechen wir ab. Wär' ich kein Schweizer möcht' ich Bürger des freien Nordamerika's sein.

„Warum nicht lieber ein Bürger von Botany Bay?“ erwiederte Sir Down mit feinem, boshaftem Lächeln.

— Hm, das behalten die Engländer ausschließlich nur sich und ihren Kindern vor.

„Ihr Witz, Sir,“ rief der Brite mit dem Tone des Beleidigten, „fängt an frostig zu werden.“

— Nun, so taugt er Ihnen zum Abkühlen. Enden wir also; denn unser Wortwechsel streift etwas an's Alberne, dünkt mich.

„Sir, wenn Sie von Albernheit reden wollen, bitt' ich, die Höflichkeit zu haben, sie auf eigene Rechnung zu setzen, wohin sie gehört.“ Der Engländer, dem ein unverhohlener Aerger das blasse Gesicht röthete, sagte diese Worte rasch und drohend, indem er dem Schweizer nah' auf den Leib trat. Dieser aber entgegnete gutmüthig und besänftigend: „Ich glaube, Sie suchen Händel an mir. Gehen Sie, liebes Freundchen, ich liebe dergleichen nicht.“ Er drückte ihn mit vorgestrecktem Finger sanft von sich zurück. Sir Down stieß die Hand des Schweizers entrüstet ab und sagte: „Ich verbitte mir eine Vertraulichkeit, die Unverschämtheit heißen könnte.“

— Es war nicht so böse gemeint! — sagte der treuherzige Sohn

des Alpenlandes. Scheiden wir in Frieden. Sie könnten mich sonst zu einem Narrenstreich verlocken. Also, nichts für ungut. — Damit ging er langsam von hinnen.

„God dam! Sie werden mir anderswo Rede stehen!" rief ihm der Engländer nach.

— Wenn ich Lust habe; heut' machten Sie mir herzlich schlechte dazu! — rief jener zurück und begab sich auf's Verdeck der Austria.

4.

Nachwehen.

In der muntern, wenn auch nicht auserlesenen Gesellschaft, die er dort fand, hätte Fortunatus des unangenehmen Wortwechsels ganz und gar vergessen, wär' er nicht einige Stunden später wieder durch den Schiffskapitän daran erinnert worden, der ihn persönlich zum Nachtessen in die Kajüte einlud.

„Diesen Abend speisen wir allein, ohne unsern God dam!" sagte Lorenzo Bosich.

„Wie so?"

„Bst!" flüsterte der Kapitän, plötzlich stillstehend, indem er die flache Hand auf den Mund legte, die Augenbraunen in die Höhe zog, und ohne den Kopf zu bewegen, seitwärts mit den Augen deutete, wo Sir Down an einen Mast gelehnt, einsam stand. Eben so plötzlich zog er den Schweizer mit sich fort zur Kajüte. Hier stellte er sich nun vor seinen Gast hin, bließ mit vollen Backen, und schüttelte, die Augen rollend, die Hände mit ausgespreizten Fingern hoch in der Luft. „Puh! Signor Fortunato, ich richte die Komplimente nicht an Sie aus, die mir Signor God dam für Sie gab. Ich wette, der möchte Sie kielholen. Was hatten Sie mit einander?"

„Nichts, das ich wüßte!" erwiederte Signor Linthl. „Vielleicht hätt' er mich gern, als Zeugen, bei einer Beschämung entbehrt, die er sich von der Signora Centi mit täppischer Strudelköpfigkeit einkaufte."

„Dem Signor Inglese ist ein Leck gesprungen!" rief der ehrliche Lorenzo Bosich, und zeigte mit dem Finger auf die Stirn: „Das Frauenzimmer ließ sich bei mir über sein Betragen beschweren. In Triest trug man den jungen Herrn auf den Händen. Er war die Liebenswurdigkeit in eigner Person. Seit er aber unter Segel ge-

gangen, treibt der Teufel mit ihm vor Top und Takel und zieht er jeden Tag andere Flagge auf. Nun, ich weiß wohl, in Schiffen und Klöstern ist selten Friede, und der Mensch wird wie das Element, worin er lebt. Aber der Signor God dam soll mir auf der Austria kein grober Schwabber werden! — Doch setzen wir uns geschwind zu Tisch; die Suppe wird kalt und der Wein warm.«

Als Fortunatus den Vorfall mit dem Schleier beim Essen gar umständlich erzählt hatte, machte Lorenzo Bosich die Bemerkung: »Basta! ich gebe für das kein faules Spartenseil. Aber, jeder auf seine Seite. Weichen Sie ihm aus; er könnte Ihnen noch in Messina Händel machen, wo seine Landsleute jetzt den Meister spielen, und General Fox allmächtig ist. Will doch heutzutage jeder Londner Schiffsjunge, wie ein Admiral, thun.«

Die Worte, und besonders der Name des Generals Fox, fielen dem jungen Schweizer etwas schwer auf's Herz. Er ward nachdenkend und still, indem er erwog, daß ein Mann, der mit dem Degen in englischem Kriegsdienst sein Glück suchen wollte, nicht mit einem Sonderling anbinden müsse, der ihm leicht die Hausthür des Generals verriegeln könnte. Fortunatus Linthi war einer von den jungen Leuten, die, bei allen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, in ihren allzubevölkerten Alpenthälern kein Plätzchen mehr für sich finden, und daher wohlgemuth Brod und Weltkenntniß in der Fremde zu erwerben gehen. Lorenzo Bosich wußte dies sehr wohl, denn der offene Schweizer hatte ihm nicht verhehlt, wie er England, Frankreich und Italien als löblicher Musterreiter manches Jahr durchkreuzt, zuletzt seine ersparten Pfennige fast insgesammt durch ehrlichen Bankbruch eines Triestiner Hauses eingebüßt, und nun den Vorsatz hatte, Musterkarte und Elle gegen Habersack und Degen auszutauschen.

Indessen ließ sich der neue Kandidat der Schlachten- und Wachtenkunst das Schreckbild des Generals Fox nicht lange anfechten. Man plauderte lustig bis in die Nacht. Da Fortunat aber in sein Schlafkämmerchen trat, erneuerte sich doch die vorige Bedenklichkeit. Auf einem Klapptischchen an der Wand lag eine beschriebene Karte, mit den Worten: »Hüten Sie sich vor dem Engländer; er führt Böses im Schilde!«

Der Gewarnte betrachtete das Blättchen lange von jeder Seite. Endlich, in seiner Hangmatte ausgestreckt, war ihm nur noch der Warner, und durch welche Hexerei dieser die Karte in das wohl-

verschlossene Gemach eingeschwärzt haben konnte, zuletzt sogar dies nicht mehr, der Neugier werth.

Und Alles war im leichten Sinne des jungen Mannes untergegangen und vergessen, nicht nur während er schlief, sondern auch als er folgendes Morgens erwacht war, auf's Verdeck stieg, und eine prächtige Seelandschaft vor seinen geblendeten Augen schwebte. Frischer Wind strömte durch den Wellenglanz des Meeres. Links und rechts, in fast gleichen Fernen, schwammen Küstengegenden, wie farbige Luftgebilde. Die Austria drang nämlich eben mit geschwellten Segeln in die Meerenge von Corfu ein; links die niedere, flache Landzunge von Denta; rechts die kahlen, aschfarbenen Uferfelsen von Corcyra, nur sparsam, in Schluchten und Rissen, mit grünendem Gestrüpp wie übermooset. Was die Sonne einiger Jahrtausende von diesen Massen nicht ausgebrannt und zerbröckelt hatte, war durch Regenstürme zerstört. Einzelne Klippen, getrennt von ihren senkrechten Kalksteinflözen, traten, wie schwarze Basaltsäulen, weit in's Meer, um stolz den siegenden Elementen ihren letzten Trotz zu bieten.

Wie allmälig das Meer wieder zur breiten Fläche auseinander ging, wickelte sich, links am albanesischen Ufer, die Bergkette von Mezzovo von einander, unter deren Gipfeln nun der heilige Pindus unbekannt steht, welcher einst dem Gott des Gesanges und allen Musen ein Lieblingsplätzchen hienieden hieß. Von daher leuchteten auch die weißen Mauern des Städtchens Butrinto, in der weiten Entfernung kaum erkennbar, wie weißer Schaum des Gestades, welcher von Zeit zu Zeit aus den tanzenden Wellen auftaucht.

Die Austria flog aber in gerader Richtung gegen die Stadt Corfu, welche mit ihren Festungswerken, wie auf einer Halbinsel, in's Meer hinaus lagert. An einem kleinen Eiland vorbei, das den geräumigen Hafen verbirgt, schwamm das Schiff bis zum steilen Felsen, der auf seinem Haupte das alte Schloß, wie seine Krone, zur Schau trägt. Eine Pfahlbrücke bindet das Schloß an die Stadt.

5.

Ischarioths Haus.

Weil der Kapitän hier einige Ballen Leder auszuschiffen hatte, und erst gegen Abend wieder Anker lichten wollte, ließen sich die

meisten der Austriafahrer an's Land bringen, um ihren Füßen den Genuß des festen Bodens zu geben. Auch Fortunatus Linthi setzte über.

Er hatte sich schon geraume Zeit dort an dem Gewühl zerlumpter Corfunesen, russischer Uniformen und griechischer Morgenlandstrachten auf dem Hafenplatz ergötzt, ohne zu bemerken, daß ihn ein kleiner, halbnackter Bettelbube mit hungrigen Blicken ansah, und zuweilen die Hand gegen ihn streckte. Er warf ihm einen Paolo hin; der Knabe warf ihm dagegen einen kleinen Zettel vor die Füße, und lief laut lachend davon. Der Schweizer hob das Blättchen von der Erde. Darauf standen die Worte: „Der Engländer sucht Sie! Meiden Sie ihn!“

Nicht die wiederholte Warnung, sondern, wie am Abend vorher, die romanhafte Heimlichkeit des Warners befremdete ihn, von der sich kein Grund erkennen ließ. Auch schien diesmal eine andere Hand geschrieben zu haben. Ohne Zweifel kamen ihm die Winke aus seiner Schiffsgesellschaft, und nach Ueberlegung fand er sich sehr geschmeichelt, wenn er der Signora von Messina so viel Theilnahme für sich zuschrieb.

Indessen ging er, die Stadt zu besehen, durch die unreinlichen Gassen, längs unansehnlichen Häusern, auf den hölzernen Fußbahnen hin. Endlich dessen und des Geschrei's der Eseltreiber müde, welche auf dem Rücken ihrer Lastthiere Wasser führten, und ein Glas voll um zwei Paoli feil boten, trat er in ein Gasthaus. Es mochte Mittag sein. Mehrere Tische waren schon von Corfioten und Fremden und russischen Offizieren hiesiger Besatzung in Beschlag genommen, die sich, bei vollen Schüsseln und Gläsern, in allen Mundarten Italiens, Macedoniens und Scythiens lärmend unterhielten.

Der Schweizer hatte kaum an einer freien Stelle einen Platz gewählt und seine Mahlzeit angeordnet, siehe, da trat auch Sir Down herein. Er musterte anfangs stillstehend die Anwesenden, heftete dann seinen Blick auf Fortunatus, und setzte sich mit der verbindlichen Erklärung zu ihm, daß er dem gütigen Zufall danke, der ihn zu seinem bisherigen Tischgenossen zu Tisch führe. Es gab anfangs ein paar unwillkürliche Pausen im Gespräch dieser Reisegefährten, die aber jedesmal durch das Geschäft des Essens sehr gerechtfertigt ausgefüllt wurden. Je tiefer nach und nach in den Flaschen die Ebbe des Weins ward, je höher stieg die Fluth ihrer gegenseitigen Mittheilungen und witzigen Einfälle. Der Brite, sonst am Kapitänstische der Austria

mit einem Glase gewässerten Weins zufrieden, trank jetzt den rosenfarbenen Chiarello piccante in ungeschwächter Kraft, daß seine Laune zuletzt selbst die rosenfarbenste wurde. Linthi hatte ihn nie so liebenswürdig gesehen. Sir Down war das volle Gegentheil des gestrigen Abends.

Um so weniger lehnte Fortunatus die Einladung ab, in Gesellschaft mit ihm die Gegend des alterthümlichen Corcyra zu beschauen, dessen Bewohner einst mit mehr denn hundert Trieren das jonische Gewässer beherrschten und den Stolz Korinths demüthigten; gegenwärtig aber den scheuen Blick ihrer Ehrfurcht auf den Stock moskowitischer Kaporale senkten. Im Vorübergehen betrachteten sie den Reichthum der Kirche St. Maria, wo die andachtslos umherknienden Beter, in zerrissenen Kleidern, einer Haupt-Versammlung aller jonischen Bettler glichen. Der Glanz des Tempels, im Abstich mit diesen Bildern der Noth und Blöße, versinnlichte wenigstens, wie der geistliche Arm von jeher besser die Sache der Kirche, als der weltliche die Sache des Volks zu pflegen verstanden habe.

Beide Lustwanderer freuten sich wieder, jenseits der Wälle und Zugbrücken, in's Freie zu gelangen, wo einzelne Getreide- und Flachsfelder, Rebenhügel und Kalksteinberge, mit dazwischen gestreuten, halbsichtbaren Dörfern, Höfen und Kapellen, kein unfreundliches Bild machten.

In die Nähe eines Olivenwäldchens und eines dabei zur Hälfte in Schutt zerfallenen Hauses gelangt, sprach sie ein alter Bettler um eine Gabe an. Sir Down warf ihm ein paar Geldstücke in den zerrissenen Strohhut und fragte: „Wie heißt die Gegend hier?“

„Das ist,“ antwortete der Alte demüthig, indem er auf die Mauertrümmer zeigte, „das Haus, wo vor Zeiten Judas Ischarioth wohnte, der den Heiland um dreißig Silberlinge verrieth.“

„Was?“ schrie der Brite, mit Geberde des Erstaunens: „Der saubere Bursch also war euer Landsmann? und wohnte er da, vor oder nachdem er sich erhenkt hatte?“

„Das weiß Niemand,“ erwiederte der gläubige Bettler, „aber das ist sein Haus, und immer kommt der Stein wieder auf seine Stelle zurück, den man davon trägt.“

Lachend gingen die jungen Leute in's Wäldchen.

„Es ist eigentlich da nichts zu lachen,“ sagte Fortunatus, „wo man, über die Verthierung des menschlichen Geschlechts, Blut weinen

sollte. Dahin haben es stolze Höflinge, Aristokraten und Pfaffen mit ihrer gefräßigen Selbstsucht bei den Völkern gebracht.«

— Und wohin haben es die Aufklärereien der Voltaire's und Rousseau's gebracht? — fragte Sir Down entgegen: zum Umsturz aller Ordnungen, zu den Rebellionen Amerika's, Frankreichs und der halben Welt haben sie es gebracht. Wer das gemeine Volk nicht als eine Schafheerde sehen will, verwandelt es in eine Heerde von Wölfen.

»Nicht Schafe, nicht Wölfe; Völker sind Menschen. Revolutionen sind Kämpfe der Natur gegen die Unnatur; und wer die Vernunft zur Unvernunft, und die Unnatur zum Gesetz macht, der ist der Revolutionär. Der wachsende Baum sprengt endlich seine Rinde.«

— Larifari! Ich kenne die Phrasen; will aber in dieser besten Welt mir lieber unter rohen Caraiben Hütten bauen, als unter französischgeleckten Vielwissern, Halbwissern, Aufgeklärten und Abgeklärten.

»Das ist Ihr Ernst nicht, Sir. Singen Sie Ihr Rule Britannia, und schauen Sie auf die Majestät Ihres bildungsreichen Vaterlandes; dann auf dies Corfu, auf jenes Italien voller Klöster, Banditen und Bettler; auf das asiatischgewordene Land der Hellenen; auf Spanien und Portugal. Ueberall liegt in ungebauten Feldern, hungernden Dörfern und verfallenden Städten der Fluch der Regierungsbarbarei und Priesterschlauheit zur Schau.«

Sir Down blieb zwischen den Oelbäumen stehen und rief ärgerlich: »Wir verstehen uns heut so wenig als gestern. Erklären wir uns auf andere Weise. Sie sind mir für eine erste Grobheit Genugthuung schuldig; ich will die zweite nicht erwarten.«

Fortunatus sah den Engländer mit Erstaunen an, brach dann in ein lautes Lachen aus, und sagte: »Wie denn, Sir Down? Wollen wir unter diesen friedlichen Oelzweigen mit einander boxen? Ich habe die edle Kunst aber nicht gelernt.«

— Wählen Sie, mein Herr! — versetzte der Engländer, indem er ein paar kleine Pistolen aus dem Unterfutter seines Fracks zog: beide sind geladen. Sie haben den ersten Schuß, oder wir drücken beide zugleich ab.

»Ich schieße mich nicht mit Ihnen.«

— So sind Sie, wofür ich Sie längst hielt, ein feiger Bursch, dem ich die Pistolen um die Ohren schlagen kann.«

»Sir Down, ich fänd' es für Sie eben nicht gerathen!« sagte

der Schweizer gelassen: „Also darum lockten Sie mich hierher? Ihre Freundlichkeit bis zum Hause des Judas Ischarioth war Falschheit? Ich hielt Sie für besser, als Sie sind. Geben Sie mir eine Ihrer Schlüsselbüchsen; denn ich habe Ursache, bei Ihnen nicht feige zu scheinen.“

Der Engländer gab eine seiner zierlichen Pistolen hin, sprang ohngefähr zwölf Schritt zurück, so weit freier Raum zwischen den Oelbäumen war, und rief dann: „Sie haben den ersten Schuß!“

— Ich verlang' ihn nicht.

„So schießen wir zugleich.“

— Wenn Sie eine Narrheit fordern, Sir, so erlauben Sie, daß ich Sie allein Narr sein lasse.

„God dam, ich jage Ihnen die Kugel durch den Leib.“

— Ich warte darauf.

„Feiger Patron, wenn Sie nicht augenblicks ...“

— Gut, Sir. Erhitzen Sie sich nicht! Schlagen Sie an. Ich zähle drei Mal. Beim dritten Ruf der Schuß!

Mit diesen Worten hob Fortunatus das Pistol, zählte mit lauter Stimme drei Mal, und zog beim dritten Ruf schnell den Arm zurück. Der Schuß des Engländers fiel.

„Was soll das?“ schrie dieser bestürzt und zornig: „Sie haben nicht abgedrückt. Spielen Sie hier keinen Grandison. Schlagen Sie an. Ich habe Sie verfehlt.“

— Ich glaube nicht, denn es läuft mir warm vom Halse herunter, scheint mir's.

Indem sich der Schweizer bei diesen Worten das Genick betastete, brachte er blutige Finger zurück. Sir Down sprang hinzu: er fand Rockkragen und Halstuch zerrissen, und im Dickfleisch des Halses, hart über der Achsel, einen Zoll langen Streifschuß. Während der Brite beschäftigt war, das Blut zu stillen, und die leichte Wunde zu bedecken, rief er einmal um's andere: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß das Blei keinen Zoll tiefer fiel.“

„Sehr gütig! Ich werde das Andenken an Sie und an Judas Ischarioth nicht verlieren. Bin ich noch ein Feiger?“

— Nein, auf Ehre, Sie sind ein Ehrenmann. Aber ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Erwiedern Sie den Schuß.

„Keine neue Thorheit. Ich mag nicht Komödie spielen und Sie absichtlich verfehlen; denn was ich auf's Korn nehme, treff' ich.“

Sir Down sprang auf seinen vorigen Platz zurück, und rief: „So treffen Sie! Hier steh' ich Ihnen breit genug.“ Er nahm bei diesen Worten die nachlässige oder bequeme Stellung eines Mannes an, der etwa den Zuschauer eines gleichgültigen Ereignisses machen will. Er faßte mit erhobener Hand den zolldicken Stamm eines neben ihm stehenden jungen Oelbaums, um welchen er den Arm gelegt hatte, und schlug, so auf ihn gelehnt, die Füße über einander.

„Sie zucken nicht, Sir?“ fragte der Schweizer.

„Keinen Strohhalm breit!“ war die Antwort.

„Geben Sie Acht, Sir!“ rief Herr Linthi und zielte. „Es gilt Ihrer Stütze!“ Der Schuß geschah im gleichen Augenblick, und der Engländer stürzte seitwärts taumelnd zu Boden. Er hielt noch, zum eigenen Erstaunen, das Baumstämmchen in der Hand, welches eben erst den größern Theil seines körperlichen Gewichts unterstützt hatte. Die Kugel war tief unten durch das schwanke Holz gefahren; der Baum gebrochen, und, weil es doch nicht ohne Unheil enden sollte, die Langhose des Briten von weißem Perkale auf furchtbare Weise, beim Fall, von dem zersplitterten Wurzelstock zerschlitzt und zerrissen.

„God dam!“ rief Sir Georg, indem er sich aufraffte und rieb: „Sie haben festere Hand als ich. Ihre unbegehrte Großmuth ist aber Beleidigung. Ich bleibe Ihnen Genugthuung schuldig. Doch zum Teufel, wie bring' ich mich mit meinen zerrissenen Hosen am hellen Tage durch die Stadt?“ setzte er in komischer Verlegenheit hinzu, indem er an den Lappen zupfte.

Fortunatus lachte laut auf: „Kommen Sie ohne Scheu, Sir! Die Corfioten, wir haben's gesehen, lieben diese Tracht leidenschaftlich. Sie finden außerdem einen Schneider, ich einen Wundarzt; und beide werden uns leidlich ausflicken.“

„Sir,“ murrte der Engländer ärgerlich und steckte die Pistolen ein: „Lieber eine Ehrenwunde auf dem Leib, als solchen Gräuel um die Beine! Man läßt sich leichter ein Jahr lang beklagen, als eine Stunde auslachen.“

Indessen war im Judaswäldchen nichts zu ändern. Sir Georg befolgte, sobald sie zur Stadt kamen, den weisen Rath seines gutherzigen Gegners, und niemand vermuthete Abends auf dem Schiffe, was zwischen beiden vorgefallen war.

6.

Briefschaften.

Die Morgenhelle des andern Tags fand die Austria wieder, fern von Corcyra, in der uferlosen Einsamkeit des Meeres. Das Schiff flog durch die jonischen Gewässer mit vollen Segeln den Küsten Calabriens zu, wo damals König Joseph Napoleon, unterstützt von den Bajonetten seines kaiserlichen Bruders, die wilden Calabreser zu zähmen suchte, welche der Hof von Palermo fort und fort zu frischen Kämpfen ermunterte. Mittags stieg in der Ferne schon das Kap von St. Maria de Leuca, die äußerste Spitze der Halbinsel Otranto, aus den Fluthen auf. Abends zog eine englische Fregatte heran, die der Austria Zeichen gab, Halt zu machen; es aber eben so schnell zurücknahm, da sie Flagge und Namen des Fahrzeuges erkannt hatte. Lorenzo Bosich schien die Zeichen nicht sogleich beachtet oder verstanden zu haben. Er zauderte, und ward dem argwöhnischen Briten verdächtig. Das Zeichen zum Stillhalten wiederholte sich, im Augenblick, als die Austria weiter segeln wollte. Da donnerte die Fregatte. Eine Kanonenkugel fuhr durch das Triestiner Segel und ging, wie ein feuriger Drache, in alle Lüfte davon.

Erschrocken ließ Lorenzo Bosich die weiße Flagge wehen und hielt. Ein britischer Offizier, begleitet von vier Andern der Fregattenbesatzung, kam an Bord, untersuchte des Kapitäns Papiere und dann einzeln die Pässe aller Reisenden mit ungewöhnlicher Strenge.

Als die Reihe an Fortunatus Linthi kam, der bescheiden unter den Allerletzten stand, betrachtete ihn der Fregattenschreiber beim Lesen seines Passes mit forschenden Augen, und sagte dann: „Sie sprechen, weiß ich, Englisch. Folgen Sie mir.“ — Beide traten abseits.

„Ich habe Bestellung für Sie, Sir,“ sagte der Sekretär, „oder vielmehr Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

— Mit Vergnügen, wenn Sie sich nicht in meiner Person irren.

„Mit nichten. Sie sind mir genannt und genau bezeichnet. Ich bitte Sie um Ihr Ehrenwort, gleich nach Ihrer Ankunft in Messina, sich zum Kloster St. Lucia in der Vorstadt von Porto Reale zu begeben; hier der Aebtissin nachzufragen; von ihr den Aufenthalt der Marchesa Vioganni zu erforschen, und dieser Marchesa unfehlbar eigenhändig einen Brief zu übergeben; bevor dies aber geschehen ist,

ein tiefes Schweigen gegen jedermann über Brief und Auftrag zu beobachten. Hier auf dem Zettel sind alle Namen, um ihrem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen.“

— Wer aber beehrt mich von Ihrer Fregatte mit diesem Auftrag? sagte der erstaunte Schweizer: wer konnte dort von meinem Hiersein wissen?

„Ich darf nicht antworten. Alles kömmt von einer angesehenen Person; und für Sie selbst sind durchaus keine unangenehmen Folgen damit verbunden. — Werden Sie also die Güte haben? Geben Sie Ihr Ehrenwort?“

Fortunatus gab es, und, auf Schweizerweise, einen Handschlag dazu. Dagegen empfing er ein dickes Briefpäckchen mit großem Siegel. Schnell mußte er Alles verbergen. Der Fregattenschreiber verließ ihn mit einiger Höflichkeitsbezeugung und, nach wenigen Minuten, nebst den übrigen Leuten der Fregatte, das Schiff. Herr Linthi hatte sich indessen beeilt, den anvertrauten Schatz in volle Sicherheit zu bringen. Bevor er denselben aber in die Reisekiste verschloß, welche sein sämmtliches irdisches Hab und Gut umfaßte, betrachtete er wiederholt, bald das gewaltige Insiegel, mit dem hochadelichen helm- und kronenreichen Wappen, links und rechts von einem Basilisken und Einhorn gehalten, bald die breite Aufschrift an die „erlauchteste und gnädigste Frau Marchesana Donna Olivia Margherita Catarina di Vioganni.“ Er mochte dabei jene einfältige Miene machen, deren sich in gewissen Dingen auch der Klügste nicht erwehren kann, und die, in Worte aufgelöset, fragt: „Wie kömmst du eigentlich zu mir? oder wie komm' ich zu dir?“ In Ermangelung besserer Antwort, nahm er das ganze Abenteuer als einen freundlichen Wink seines Schicksals, es wollte ihm in Messina das Thor einer neuen Glücksbahn öffnen.

Die Seefahrt nahte ihrem Ende. Er hatte ihre gewöhnliche Langweiligkeit gefürchtet, und sehr unerwartete Mannigfaltigkeit gefunden, wenigstens Beschäftigung für die Einbildungskraft. Selbst die Begebenheit im Judaswäldchen hatte ihre angenehme Seite. Der menschliche Geist, ewig in sich der Gleiche und Selbige, wie die Natur, will nicht das Gleiche, sondern wirken und ändern. Ruhe ist ihm mühseliger, als Selbstthätigkeit. Das Große und Erhabene des einsamen Fluges durch die Einöde des Meers hat in den ersten Tagen einer Seereise unnennbaren Reiz; zuletzt stirbt der Geist fast an der

todten Einförmigkeit der Dinge, und er schmachtet mit brennender Sehnsucht nach dem lebendigen Wechsel jener kleinen Erscheinungen, die auf dem Lande begegnen können, wie Fürsten und Hofleute im Glanz der Gallatage nach der Wollust des freien Hauslebens einer Bürgerfamilie seufzen.

Am zehnten Tage der Fahrt verkündete endlich Kapitän Lorenzo Bosich mit heiterm Antlitz, das erwünschte Ziel sei nahe, Messina nur kaum noch fünfzig Seemeilen fern. »Morgen,« rief er, »morgen, meine Herren, speisen wir mit einander zu Nacht, in der Kornkammer Neptuns, sicilianische Macaroni und Sardellen; und der süße Syrakuser wird unser Herz erfreun!«

Allgemeiner Jubel verbreitete sich über die Austria. Die Matrosen jauchzten; die Reisenden brachen in Freudenlieder aus; andere tanzten; andere holten ihren ersparten Wein hervor und verspendeten ihn freigebig.

Aber, als wollte der Himmel die vorwitzige Weissagung des guten Schiffshauptmanns auf der Stelle zur Lüge stempeln: ehe eine Viertelstunde verstrich, ermattete der bisher günstige Wind, und immer schwächer wurde sein Odem. Es war ein schöner, sonniger Nachmittag, der fünfundzwanzigste des Märzmondes. Die vorhin noch hochbusigen Segel welkten zusammen; Flaggen und Wimpel spielten nicht mehr, sondern senkten sich, wie geknickte Blumen. Volle Windstille, keine Bewegung mehr, als vom leisen Wanken des Schiffs. Auch dieses endeten mit dem Leben aller Wellen, die sich zur reinen Fläche eines stillen Landsees ausglätteten und sogar auf's treueste das umgekehrte Bild des Schiffes spiegelten.

Lorenzo Bosich, zwar sonst ein gewissenhafter römischkatholischer Christ und eifriger Mitmacher der vorgeschriebenen Gebete, fluchte jetzt alle bösen Geister aus der Hölle zusammen, ungeachtet es Vorabend des grünen, oder wie die Italiener sagen, heiligen Donnerstags war. Keiner der angerufenen Dämonen aber bemühte sich zum Windmachen herbei. Die Schiffsgesellschaft ergötzte sich inzwischen wohlgemuth, bis lange nach Sonnenuntergang, am ungewohnten Schauspiele eines todtstillen Ozeans.

7.

Die Marina von Siderno.

Nach Mitternacht erst erhob sich neuer Wind; doch war es jener glühende Verderbenbringer, dem die Neapolitaner Thüren und Fenster zu verschließen pflegen. Aus der heißen Sandwüste Afrika's aufsteigend, furchet er, in langen, mächtigen Stößen, das Meer bis in den Grund; versengt das junge Grün der Frühlingsfluren, und bricht sogar noch, als Föhn, von den Eisbergen Helvetiens donnernde Lavinen ab. Seine Gewalt stieg von Minute zu Minute. Lorenzo Bosich, mit seinen Matrosen, hatte vollauf Arbeit. Ihr Geschrei durcheinander, das dumpfe Tosen von Sturm und Wasser, das heftige Schlagen des Schiffs verschüchterte schnell alle Morgenträume der Schlafenden. Mehrere der Erschreckten krochen in der Finsterniß hervor, um zu erfahren, was es gäbe? Lorenzo Bosich ertheilte ihnen den Trost, der Sturm werde sich mit Tagesanbruch mäßigen.

Allein, als wär' es darauf abgesehen, unsern Propheten jedesmal Lügen zu strafen, vermehrte sich der Ungestüm des Wetters bei Sonnenaufgang. Die Rippen der Austria krachten von den Stößen. Das Toben der Wogen, das dumpfe Rollen der Waarenballen, machte dem Beherztesten Furcht. In den Gemächern der Kajüte stürzten alle Habseligkeiten umher, und die Reisekisten wälzten sich nach allen Richtungen. Keiner da des Lebens sicher, rettete sich jeder hinauf in's Freie.

Die aufgehende Sonne glühte, wie ein Eisenballen, der aus dem Ofen des Schmiedes herborgeht. Kupferfarbene Wolken brannten einzeln am bleichen Himmel, wie ungeheure Feuerkugeln, die in den rasenden Wogenschwall niederzustürzen drohten. Das Erbrausen des weit umher kochenden Meeres, das schneidende Pfeifen und Heulen der Winde in Tau- und Takelwerk, das Getümmel und Rufen der Schiffleute, deren keiner den andern verstand, das Knarren der Masten, das Gerassel der Kettenpumpe betäubte die Ohren.

Mit verstörten Mienen standen die Reisenden schweigend umher, an Stricken und Barren festgeklammert, um nicht bei einem Wurf des Schiffes über Bord zu fliegen, oder von einer überschlagenden Welle weggespült zu werden. Einige starrten gedankenlos in die lärmende Wogenschlacht hinab; andere schrien betend und doch kaum hörbar ihren Rosenkranz her. Selbst Signora Rosa di Centi hatte

des wichtigen Schleiers vergessen. Sie saß in einer Vertiefung auf den Stufen einer kleinen Treppe, unterstützt von ihren beiden Bedienten, und selbst über den jungen Cecchino hingebeugt; der, den Kopf auf ihren Schoos gelehnt, das Gesicht verbarg. Ohnfern davon standen Sir Down und Herr Fortunatus, jeder sich an Seilen haltend und her und hin schwankend. Beide betrachteten das grauenhafte Schauspiel der aufrührerischen Elemente mit scheinbarer Ruhe, indem sie einander den Rücken zuwandten, als könne selbst der drohende Untergang ihre gegenseitige Abneigung nicht ändern.

Die Matrosen zogen betend das Bild einer Mutter Gottes am Hauptmast auf, wie das letzte aller Mittel zur Rettung. Sturm und Wellen schwollen. Die Austria schnitt von Zeit zu Zeit zwischen zwei finstere hohe Wogen, wie zwischen zwei finstere Hügel, ein, daß der Himmel nur einen langen, schmalen Streifen von sich zeigte. Dann wieder hob sie sich, wie von einer Riesenfaust emporgelüpft, hoch über das weißschäumende Meer, welches einem vom Erdbeben umhergeworfenen Schneefelde glich; und eben so jählings glitt sie wieder in ein schwarzes Wogenthal hinunter, als wollte sie den nie erblickten Boden des Oceans suchen.

Ein Windstoß brach zersplitternd den Hintermast, der das Takelwerk des Hauptmastes zerriß und nach sich zog. Das Gewicht dieser Masse, die über Bord fiel, drückte das Fahrzeug auf eine Seite so tief, daß der Umsturz desselben erfolgen mußte. Die Matrosen, von Arbeit oder Todesangst erschöpft, beteten nur. Befehle wurden nicht mehr weder angehört, noch ertheilt. Selbst Lorenzo Bosich stand, vom Schrecken betäubt, wie von Gott und Welt verlassen. Erst als ihn mehrere Reisende mit Fäusten packten und zur gefahrvollen Stelle schleppten, wurden Anstalten zur Abhilfe getroffen und die Seile abgeschnitten. Der Mastbaum stürzte in's Wasser, aber schellte im Fallen das Steuerruder. Nun erst ward die Austria dem wilden Spiel der Wogen und Winde vollkommen überliefert.

„Signor Lorenzo!“ rief Fortunatus: „das heißt mir allzugewissenhaft Wort gehalten. Sie lassen uns ohne Barmherzigkeit mit Sack und Pack im Gasthause Neptuns zu Nacht speisen, oder verspeist werden.“

„Hol's der Teufel und helfe uns die liebe, heilige Jungfrau!“ schrie der würdige Kapitän: „Wir sind nicht weit von der Küste, und der Wind treibt gerade dem festen Lande zu. Sieht uns Gott

mit allen Heiligen nicht in Gnaden an, sind wir in wenigen Stunden Kinder des Todes.«

In der That zeigte sich von fern ein langer dunkler Streifen zwischen Meer und Himmel. Er schwamm düster über dem Wasser und schwoll merklich mit jeder Viertelstunde an.

Wie das Land deutlicher wurde, taumelte der Kapitän in die Kajüte hinab. Nach geraumer Zeit kehrte er mit Buch und Karte wieder; las bald, bald warf er die Augen nach allen Richtungen umher, und sagte endlich mit bebender Stimme: »Meine Herren, wir sind verloren. Bald werden wir die Klippen sehen, wo binnen drei Jahren schon vier Schiffe scheiterten und bei zweihundert Menschen umkamen.« Dies gesagt, zog er seinen braunen Ueberrock aus und schleuderte ihn über Bord in's Meer.

»Angenehme Nachrichten für uns!« sagte der Schweizer, und sah dabei den Engländer an, der sich ebenfalls, nach dem Beispiel des Kapitäns, entkleidete. Allgemeines, klägliches Geschrei stieg nun durch das eintönige Sausen des Sturms und der Wogen himmelan, oder vielmehr nur allernächst zum Bilde der Gottesmutter oben am Mastbaum. Der Himmel aber blieb taub, wie das Bild. Signor Bosich ermahnte mit weinenden Augen die Schiffsgenossen, Gottes Erbarmen um Vergebung der Sünden und um ein seliges Ende anzuflehen. Doch Niemand hörte auf seine Rede. Die Einen hielten mit bleichen Gesichtern Segelstangen, Bretter und Balken umarmt, um durch dieselben dem Tode zu entrinnen; die Andern lagen in starrem Entsetzen mit gefalteten Händen da, das Angesicht auf dem Boden. Wieder Andere, welche an's Schwimmen dachten, entkleideten sich bis auf's Hemd. Noch Andere lagen mit hochgehobenen Händen auf den Knien.

»God dam!« schrie der Engländer: »Hier neben mir betet wahrhftig noch ein Kerl mit guter Eßlust sein Tischgebet um gesegnete Mahlzeit. Sorge doch nicht, du Armes-Sünder-Gesicht; es wird den Gästen nicht an Hunger fehlen, die uns verschmausen sollen!«

Fortunatus wendete dem Briten das Gesicht entgegen und sagte: »Lassen Sie ihn gewähren, Sir Down. Seine Seele klammert sich an das unzeitige Tischgebet, wie wir uns im Wasser bald an Strohhalme klammern werden. Sagen Sie mir, wie stehts bei Ihnen? Gehen Sie ruhig aus dieser Welt?«

— Wäre ich nur endlich schon hinaus. Ich war von jeher den

feierlichquälenden Vorbereitungen bei Hinrichtungen feind, und ich wüßte Ihnen Dank, wenn Sie mich, statt des Bäumchens im Olivenwald — nun, die Genugthuung bleib' ich Ihnen schuldig; drüben also im Paradiese mehr davon. —

„Also machen Sie mir noch in der andern Welt den Krieg? Sprechen wir im Angesicht des Todes offen. Ich hätte gern um Ihre Freundschaft geworben. Warum wiesen Sie mich immer ab?“

— Ihre Mutter war ohne Zweifel eine wissenslustige Frau, daß den Sohn noch im Sterben die Neugier plagt. Wohlan, wir taugten beide, wie Stahl und Stein, zusammen, drum gab's Feuer zwischen uns. Sie sind ein Ehrenmann, meinethalben mögen Sie ganz liebenswürdig sein. Auf der Austria spielten Sie die erste Rolle, und wie klein auch dies wackelnde Theater war, es war immer Etwas! Ich aber, nichts für ungut, konnte Ihre werthe Person nicht ausstehen. —

Der Schweizer kehrte sich mit unwilligem Schweigen von ihm ab.

„Nein,“ sagte Sir Georg bald darauf, „plaudern wir doch beide noch, wie die Schächer am Kreuze! Es hilft und zerstreut die peinliche Empfindung des Wartens beim jetzigen Weltuntergang.“

Indem Fortunatus wieder das Gesicht gegen ihn wendete, sah er den Briten mit vollen Zügen aus einer kleinen Korbflasche trinken und beim Absetzen sie ihm mit den Worten darbieten: „Nehmen Sie! Jamaika-Rum! Wahrhaftig die beste Arznei für eine unsterbliche Seele, mit deren Philosophie es zur Neige gehen will.“

„Also aus dieser Quelle haben Sie Heldenmuth und Witz geschöpft?“

„Possen, Sir Linthi, dem Durstigen gilt der Name der Quelle gleich, wenn er nur Wasser findet. Ade, falsche Welt, die der ersten Thräne in meinen Windeln nicht werth war! Kein klägliches Gesicht, Sir Linthi! Machen Sie eine Miene, wie im Judashaine. Oder haben Sie eine Frau oder ein Liebchen daheim? Weiber sind bald getröstet. Mich betrog meine Braut noch am Abend vor der Hochzeit. Sagen Sie mir, wozu sind wir in der Welt? Ich hab's nicht begriffen von Anfang her. Dummheit, Bosheit, Sektenreiterei da in allen Ecken, und jeder ist zuletzt der Narr im Spiele! God dam, ich beklage alle vernünftigen Leute von Herzen.“

Des Briten Gesprächigkeit währte noch lange, ohne daß der Schweizer weiter darauf achten mochte. Seine Aufmerksamkeit war

der herannahenden Küste Calabriens zugelenkt. Man erkannte schon Ortschaften auf Bergen, Hütten, einzelne Baumgruppen, Menschen am Ufer, die Zeugen des Schiffbruchs werden zu wollen schienen; denn Hilfe konnten sie wegen der Macht der Wellen nicht bringen. Einige Matrosen, die ein Boot in's Meer lassen wollten, verloren es im Augenblick unter dem Schaum aneinanderprallender Fluthen.

Die Austria, bald von der Seite, bald mit dem Hintertheil, bald mit dem Vordertheil voran, kam endlich dem Lande beinahe auf zwei Büchsenschüsse nahe. Man entdeckte aber nirgends Klippen, wie sie Lorenzo Bosich verkündet hatte. Die Deutlichkeit der Gegenstände am Gestade gab den Schiffsgenossen neue Hoffnung, sich retten zu können. Die Gebete verstummten. Jeder raffte sich voll frischen Muthes auf, um den Augenblick zu erwarten, wo der Wrak an die sandige Uferfläche getrieben werden würde.

„Wo sind wir jetzt, tapferer Kapitän?“ rief Sir Down dem armen Lorenzo Bosich zu, der noch immer mit bleichem Gesicht, stieren Blicken und schlaff herabhängenden Armen dastand.

„Eine Spanne weit vom Schiffbruch. Das ist die Marina Siderno vor uns!“ antwortete er mit matter Stimme.

„Gleichviel, und wär's auch die höllische Marina. Wir entkommen mit Schwimmen!“ sagte der Brite.

„Geduld!“ rief der Kapitän: „Das Ufer ist noch zu fern, die Wellen schlagen zu hoch. Nur Vertrauen auf die gebenedeite Mutter der Gnaden, die allerheiligste Jungfrau!“

„Daraus wird nichts!“ entgegnete jener, und streifte von den Füßen die Schuhe: „ich vertraue in dieser Welt keiner Jungfrau mehr; selbst der tückische Ozean meint's ehrlicher.“

„Halt!“ schrie Lorenzo Bosich noch einmal: „die Brandung ist zu mächtig.“

In demselben Augenblick erdröhnte das ganze Schiff. Unter entsetzlichem Gekrache der Tiefe, stürzte, alles Gleichgewichts verlustig, zu Boden, was da saß, oder stand, oder kniete. Eben so hastig, unter namenlosem Entsetzen, raffte sich Jeder wieder auf. Das Wasser quoll brausend auf von unten. Die Masten zogen den geborstenen Kiel seitwärts zum Abgrund.

„Frisch gewagt!“ rief Sir Down, und flog mit gewaltigem Satz in die riesenhaft auftanzenden Wogen. Ihm nach sprang Lorenzo Bosich. Beide verschwanden. Die Wogen brüllten und tanzten über

den verschlungenen Raub, und schienen nach neuer Beute zu lechzen. Fortunatus stand ebenfalls am Bord zum Sprung fertig, nur den Rückzug einer ungeheuern Welle erwartend. Doch, vorwärts gestoßen von einem Verzweifelnden, der sich hinten an ihn warf und mit den Armen seinen Hals umrankte, fuhr er in die Tiefe, ehe er's wollte.

8.

Das Wiederfinden.

Ein wirbelndes, kochendes Geströme trieb ihn wieder aufwärts zur Oberfläche.. Eine sich hochbäumende Welle wölbte ein Dach über ihn und begrub ihn wieder unter ihrem Gewicht. Fest hing die fremde Last ihm an, seine Bewegungen hemmend. Bald trug ihn eine Wogenspitze in die Luft zurück; bald jagte ihn ein Wasserschwall in den Abgrund; bald mit der Brust, bald mit dem Rücken oben, hinter sich und vorwärts gewälzt, wollte ihm das Bewußtsein schon erlöschen.

Plötzlich fühlte er festen Sand unter sich. Er war von der Brandung an's Ufer geschleudert. Sonder deutliche Vorstellung, dem Lebenstrieb folgend, kroch er auf allen Vieren hastig davon, ohne zu gewahren, daß er dem Meere wieder entgegeneilte, dem er entrinnen wollte. Dieses streckte leckend eine Woge über den Sand hinauf, und zog ihn zurück in die nasse Tiefe, mit seiner allzugetreuen Bürde. Purpurn flirrte es drunten vor seinen Augen. Eine zweite Woge legte ihn abermals spielend an's Land. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung kroch er aufwärts, bis er, statt Sandes, grasigen Boden fühlte. Hier sank er zitternd und athemlos zusammen. Lange dauerte es, bis er sich erholt hatte und die Augen aufschlagen mochte. Dann riß er die fremden Hände auseinander, die sich über seine Brust krampfhaft verschränkt hatten. Da erblickte er im sonnenhellen Grase leichenhaft neben sich den jungen Creolen der Signora Centi.

Der Knabe schien in demselben Augenblick zur Besinnung zu genesen, die aber noch traumhaft, weder Gegenwart und Vergangenheit, noch was die Augen sahen, unterschied. Hingefallen auf den Rücken, stumm und reglos, starrte er mit weiten Augen in den Himmel über sich. Die zarten kindlichen Züge des Gesichts waren todtenhaftsteif; über die fahle Stirn und Wange klebte ein nasser Streif

vom schwarzen Haar, das sich unter dem gelben Hauptluch gelöset hatte.

„Bist du's, armer Cecchino?“ sagte Fortunatus von Mitleid bewegt, und nahm die kalte, nasse Hand des Kindes, indem er sich mit halbem Leibe aufgerichtet hatte. — Der Knabe, ohne sich zu regen, wandle die großen, schwarzen Augen hin, von wannen die Stimme kam; stierte lange so in verworrenem Nachsinnen; raffte sich dann aber eilfertig auf; taumelte, wie trunken, mit unsichern Schritten umher; suchte rings mit Blicken voll Entsetzens und seufzte mit zitternder Stimme leise: „Hilf, Gott, wo denn bin ich?“

„An der kalabrischen Küste, liebes Kind.“

— Ich bin auf dem Schiffe gewesen; auf dem Schiffe —

„Allerdings, aber seitdem mir auf dem Nacken.“

— Das Schiff! Ich muß zum Schiffe! Wo ist das Schiff? rief der Knabe mit wachsendem Entsetzen, und ohne Fortunatus Antworten zu hören, rannte er hinab zum hochbrausenden Meer und schrie lautrufend die Namen: „Barnaba! Barnaba Zucco! Signora Centi! Michele! o Barnaba!“

Der Schweizer eilte ihm nach, ergriff ihn und führte mit halber Gewalt den armen Wahnsinnigen zurück: Lieber Cecchino, die Austria ist gescheitert; Alles untergegangen, was darauf war, wenn der Himmel sich nicht Anderer, wie unser, erbarmet hat.“

Der Kleine stand, von diesen Worten betäubt, lange sprachlos. Die nächste Vergangenheit schien jetzt erst wieder in der verfinsterten Erinnerung hell zu werden. Ein tiefer Schmerz schien seine Brust zu sprengen. In furchtbarer Bewegung rang er die Hände. In bebenden Tönen hauchte er die Worte vor sich hin: O Gott! o Gott! was ist's nun mit mir?“ Plötzlich stieß er einen jammervollen Klagelaut aus; ein Thränenguß stürzte über seine Wangen. Schluchzend warf er sich in den Sand, das Antlitz zur Erde.

Fortunatus überließ ihn seinem Schmerz, denn er sah drunten die brandenden Wellen mit einem Leichnam spielen. Er sprang zur Rettung. Seitwärts, in der Nähe von Felsriffen, erblickt' er die Gestalt wieder emportauchend, als wäre noch Leben in ihr. Ohne Säumen watete er längs den ausgewaschenen Klippen in's Meer vor, bis an die Brust in's Wasser. Jener Unglückliche verschwand; und ihn selber überwallte eine antreibende Wassermasse, daß er sich kaum an dem Fels aufrecht und fest halten konnte. Ein heftiger

Schmerz seiner Lenden, als hätt' ein hungriger Haifisch das scharfe Gebiß eingeschlagen, rettete unterm Wasser seine Besonnenheit. Sobald er wieder mit Kopf und Brust, bei der zurücktretenden Woge, hervortauchte, fuhr er mit der Hand nieder, sich von dem Ungeheuer der Tiefe zu befreien. Er ergriff ein menschliches Haupt. Es war Georg Down, den er herauszog, der seine starren Augen aufschlug. Er schleppte ihn längs den Klippen zum Ufer, und hinauf zum Rasenplatz, wo vor den Wellen keine Gefahr war.

Beide lagen lange erschöpft und ohne Sprache neben einander. Dann reichte ihm Fortunatus die Hand und sagte: „Wie geht's, Schicksalsgenosse?“

„Fort, fort von hier! die Fluth brüllt heran!“ schrie der Brite mit Geberde wahnsinnigen Grausens, raffte sich auf, um landeinwärts zu flüchten, hinkte stöhnend einige Schritte und sank wieder zur Erde; raffte sich noch einmal auf und fiel abermals nieder.

„Fürchten Sie nichts. Wir sind geborgen!“ sagte sein Retter ihn beruhigend.

Jener zitterte am ganzen Leibe und seufzte, um sich her stierend: „Schreckliches Verhängniß! Ich kann nicht weiter. Glauben Sie hier an Sicherheit? Und wenn mich der Rachen des Meeres jetzt verschlingen wollte, ich könnte nicht fliehen.“

„Nicht so kleinmüthig, Sir Down!“ erwiederte Fortunatus: „Sieh da, die umgehangene Rumflasche! Also die Quelle Ihrer Philosophie ist gerettet. Nehmen wir unsere Zuflucht zu ihr. Wir bedürfen des stärkenden Trostes.“ Er faßte Sir Georgs Korbflasche, that ein paar kräftige Züge, und ermunterte durch sein Beispiel zur Nachfolge.

Der feurige Geist des Zuckerrohrs stellte Kraft und Muth der jungen Männer bald genug her; und Herr Linthi suchte nun den kleinen Creolen auf, welcher ohnweit von ihnen im Sande da saß, und mit verweinten Augen in das wilde, siedende Meer hinüberschaute. Sobald der Knabe die Schritte des Kommenden hörte, stand er auf, ging mit einer Fassung, die jener kaum erwarten mochte, ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Signor Fortunato, Sie sind der Retter meines elenden Lebens. Wie lange dies noch daure, ich werde Ihnen nie meine Verpflichtung vergessen. Wir sind arme Schiffbrüchige; ich bin der Unglücklichste von Allen. Fragen Sie nicht, warum? Nur um Eines noch fleh' ich, inbrünstig fleh' ich:

verlassen Sie mich Verlassenen nicht, bis ich mir selber helfen kann. Ich hoffe zu Gott, es soll nicht allzulange währen.«

»Nein, liebes Kind, ich werde den letzten Bissen mit dir theilen. Vertraue mir wie einem Bruder!« — sagte Herr Linthi bewegt. Der Knabe hatte seine Worte mit so rührender Betonung, mit so einschmeichelnder Stimme gesprochen, mit einem so zärtlich fordertcn und doch demuthsvollen Blick begleitet, daß der gutmüthige Fortunatus wohl Schwereres gewährt hätte, als begehrt ward.

Cecco küßte die Hand seines Freundes, indem er sie leise drückte und sagte: »Ich ergebe mich in mein Schicksal. Ich folge Ihnen. Sie sind ein Schweizer. Sie werden meinen Glauben nicht brechen; denn Sie würden damit mein Leben brechen. — Ach, wäre nur Barnaba noch unter den Lebendigen!« seufzte er leise nach.

»Und wär' er's nicht mehr, lieber Cecchino, so führ' ich dich mit mir nach Sizilien hinüber.«

— Nein, Signor Fortunato, lieber zurück wieder in den Abgrund der Wellen, als nach Sizilien. Doch darüber ein anderes Mal. Fragen Sie nicht weiter. Ich folge Ihnen, wohin sonst Sie es befehlen.

In der Fortsetzung dieses Gesprächs kamen sie zu Sir Down, der, von einer vermuthlich an Klippen erlittenen Quetschung seines Knie's lahm, umher hinkte, und die Gegend musterte. »Willkommen unter der alten Sonne, Kleiner!« rief er: »An deiner Stelle wär' ich im Schooße der schönen Signora Centi gestorben. Vielleicht athmet sie noch in dieser besten Welt mit uns. Suchen wir sie dort hinten am Strande, wohin noch immer viel Volks rennt. Du, kluger Bursch, spielst mit deinen Kleidern unter uns die beste Rolle, obgleich dich Sand, Schlamm und Seetang wie einen Meergott verhüllen. Aber wir armen Teufel, ohne Schuhe, Rock und Weste, werden Noth haben, für ehrliche Leute zu gelten.«

Die Schiffbrüchigen machten sich auf den Weg, Menschen und vielleicht andere Genossen ihres Schicksals zu finden. Nachdem sie einen niedrigen Hügel überstiegen hatten, der seitwärts den Strand zur Hälfte verbarg, fanden sie in der That, was sie suchten.

9.

Der Empfang.

Es bot sich ihnen ein herzerschütterndes Schauspiel dar. Auf dem Ufersande lagen, wie auf einem Schlachtfelde, mehrere Todte zerstreut. Andere Leichen trieben noch zwischen schwimmenden Brettern, Kisten, Tonnen, Masten und Waarenballen im Wasser umher. Ohngefähr acht oder neun bleiche Jammergestalten in Hemden, oder halb entkleidet, die mit dem Leben entronnen waren, irrten längs dem Strande, angeschwemmte Leichname auf's Trockne zu ziehen.

Hundert Schritte davon stand, ohne Theilnahme, ein Haufe gaffender Bauern, lärmender Weiber und schmutziger Kinder; Alles in lebhaftem Gespräche, schreiend und mit den Händen rednerisch umherfahrend. Keiner von ihnen nahte sich den Schiffbrüchigen. Diese aber umringten alsbald die ankommenden Leidensgefährten wehklagend, ohne ihnen zu einer Rettung Glück zu wünschen, deren sie selbst nicht froh sein konnten.

„Ist der Schiffskapitän am Leben?“ fragte Herr Linthi.

„Dort liegt er unter den Todten!“ antworteten Mehrere.

„Neben meinem würdigen Prinzipal Gregori dort!“ rief ein Anderer.

„Hätten uns doch die Wellen des ungestümen Meeres verschlungen! Besser, durch die Hand des Herrn gestorben sein, als durch die Hand der Unbarmherzigen!“ klagte ein Dritter.

„Sie nennen uns gefährliches Gesindel, das die Pest in's Land führe. Sie wollen uns morden!“ jammerte ein Vierter.

„Auch der treue Barnaba Zucco ist unter diesen Todten!“ schluchzte Cecco, der von der Besichtigung der Ertrunkenen händeringend zurückkehrte.

„Unserer sind zu Wenige, und wir sind zu erschöpft, die Leichen und Waaren zu retten, welche das Meer an den Strand treibt. Laßt uns Hilfe rufen!“ sagte Herr Linthi, und ging rasch gegen den versammelten Schwarm der Calabresen. Schüchtern folgten ihm die Uebrigen in einiger Entfernung.

Er selbst aber verlor fast den Muth, als er näher kam, und die wilden, sonneverbrannten Gesichter, mit zollangen Bartstoppeln um's Kinn, sah. Viele hatten, außer einem schmutzigen Hemd, keine andere Bedeckung, als zerrissene Beinkleider. Andere trugen schwarz-

oder blauwollene grobe Wämmser; Hosen, die bis zum Knie reichten; Stumpfstrümpfe, und um den nackten Fuß Schuhe von ungegerbten Kühfellen, mit Schnüren zusammengebunden. Eine blauwollene ellenlange Mütze, welche das ungekämmte Kopfhaar bedecken mußte, hing bis auf den Rücken nieder.

„Ihr, liebe Leute!“ rief ihnen der Schweizer zu: „Ihr seht unsere Noth. Wir sind Schiffbrüchige, die unter kaiserlich-königlich österreichischer Flagge, auf dem Schiff Austria, Kapitän Lorenzo Bosich, von Triest nach Messina reiseten. Ist nun einer eurer Vorgesetzten unter euch, tret' er zu mir, daß ich mit ihm rede.“

Statt der Antwort schrie eine Stimme aus dem Haufen: „Hört ihr den ketzerischen Franzosenschelm? Kaum aus dem Nassen an's Land gekrochen, will er hier schon den Meister machen.“

„Nein, ihr braven Männer Calabriens,“ entgegnete der Fürsprecher der Verunglückten: „wir wollen nicht meistern, denn wir betteln. Und ihr werdet nicht fühlloser, als das wilde Meer sein, das unsers Lebens schonen wollte.“

„Zurück, Kläffer, oder ich büchse dich nieder!“ schrie ein Kerl, indem er seine Flinte auf den Schweizer anlegte: „Macht Alles nieder! Es ist Franzosengesindel.“

Der Schweizer trat furchtlos einen Schritt vor und erwiederte: „Morde mich, aber hilf den Andern!“

Es entstand jetzt verworrener Lärm in der Menge. Die Entschlossenheit des Schweizers schien Einigen zu gefallen; Einige aber schrien ergrimmter: „Schießet! schießet!“ Andere wieder wehrten aus allen Kräften. — Die übrigen Gefährten des Schweizers drängten sich näher hinter ihm zusammen. Einige von ihnen fielen auf die Knie und riefen mit zum Himmel gestreckten Armen um Gnade; Andere schrieen: „Tödtet uns, ihr Unmenschen, tödtet uns Alle!“

„Sehen Sie da ein Müsterchen Ihrer liebenswürdigen Caraiben, Sir Down?“ sagte Fortunatus zum Engländer, der ebenfalls herangekommen war: „Hätten Sie nicht Lust, Hütten hier zu bauen?“

— Reizen Sie doch nicht die tollen Hunde mehr, denn Noth ist! antwortete der Brite: Hätten wir Waffen, das Gesindel wäre in wenigen Minuten auseinander gesprengt.

Indem drüben das Getümmel unter den Blaumützen wuchs, sprang ein vierschrötiger Kerl durch das Gedränge hervor, vergebens von schreienden Weibern zurückgehalten, die seiner Faust ein Stilet

entreißen wollten. Aber in demselben Augenblick, da er auf den bisherigen Anwalt der Schiffbrüchigen mit großen Schritten zuging, trat ihm in raschen Sätzen der Knabe Cecco in den Weg, der es, wie ein David gegen Goliath, mit ihm aufnehmen zu wollen schien. Er schwang spielend eine Weidenruthe in der Hand und rief: »Wahre dich, du wüste Tarantel, einen Eilboten und Geheimschreiber des Herrn Kardinals Fabricio zu stechen! Ist denn keiner der tapfern Marucca's von Gerace, kein Tigrelli von Sciglio hier? Schau mich nur an, Bursch, wie du willst. In meiner Tracht erkennst du freilich den Edelknaben des Herzogs von Bagnorara nicht. Aber, Bursch, noch ein Zuck und Muck von dir, und es soll dir eingetränkt werden!«

Der Calabrese staunte den jungen Menschen bestürzt an, der in gebieterischer Stellung da stand, und die Weidenruthe drohend gegen ihn ausstreckte. Es war rings im Volk still geworden. Der struppige Pocher vor ihm steckte das Messer sehr langsam in den Hosenschlitz an der Hüfte, und sah fragend nach der verstummten Menge zurück, die ihre Augen aber unverwandt, und wie es schien nicht ohne Ehrfurcht, auf den herzoglichen Pagen und den Courier des kriegerischen Kardinals Ruffo heftete.

Jetzt vernahm man in der Nähe den Schlag einer Trommel, welchen man vorher im Getümmel nicht bemerkt hatte. Schweigend lösete sich der gedrängte Haufen der Blaumützen von einander. Nur der Kerl, welcher eben noch mit seinem Dolch gedroht hatte, machte zwei Schritte gegen den Creolen, und mit vorgestrecktem Leib und Hals sagte er ihm halblaut: »Signor Cavaliere, die Franzosen sind da! Laßt die Hunde nicht wittern, wer Ihr beide seid. Sie füsiliren Euch auf der Stelle.« Damit schwenkte er sich und verlor sich unter den Uebrigen.

Während Fortunatus noch den muthigen Jokei der Signora Cenli die Bewunderung seiner Geistesgegenwart ausdrückte, zog eine Kompagnie französischer Soldaten hinter einem niedrigen Hügel hervor, der sie bisher verdeckt hatte. Ihre Erscheinung wirkte auf die Calabresen, wie ein Zauber. Die begaben sich unaufgeboten zum Strand, die herumschwimmenden Waaren und Leichen aufzufischen.

»God dam! Franzosen!« rief Sir Georg: »das heißt vom Regen in die Traufe!«

Der französische Hauptmann, Namens Lucerne und, wie er nachher dem Schweizer sagte, aus der Gegend von Strasburg,

empfing die ihm entgegenkommenden Schiffbrüchigen mit großer Leutseligkeit, hörte die Geschichte ihrer vierzehnstündigen Todesangst, des Untergangs so vieler Menschen; zeichnete vieles von den Berichten in seinem Taschenbuch auf und wandte sich einige Male hinweg, seine Rührung zu verbergen. Unter den Soldaten, die, Gewehr am Fuß, die geringe Zahl der Erretteten umringten, trockneten mehrere ihre naßwerdenden Augen, oder stießen, in kriegerischer Scham ihre Gemüthsbewegung verhehlend, gewohnte Flüche gegen die Calabresen aus, als von deren Hartherzigkeit Rede war.

„Den Raubthieren wässert das Maul nach Euerm Schiffsgut!“ sagte Hauptmann Lucerne: Zweifelt nicht, sie hätten Euch sammt und sonders kalt gemacht und in's Wasser geworfen, würden sie nicht die Besatzung von Gerace gefürchtet haben.“

Alsbald gab er Befehl, ein großes Feuer anzuzünden. Die Bauern mußten, begleitet von einer Wacht, am Strande schaffen. Andere holten Wein, Brod, Früchte, Stroh von den benachbarten Ortschaften Siderno und Gerace herbei. Ein langes, steinernes, halbzerfallenes Haus an der Marina oder dem Gestade, vielleicht zum Waarenlager der landenden Schiffe bestimmt, wurde zur Nachtherberge eingerichtet, und Kleider, wie man sie auftreiben konnte, wurden den Entblößten für den folgenden Tag verheißen.

„Ich lasse,“ sagte der menschenfreundliche Hauptmann beim Abschiede zu den Getrösteten, „sechs Mann Wache bei Euch und zur Hut des gestrandeten Gutes zurück, und schicke noch in der Nacht Bericht in's Hauptquartier Monteleone an den Obergeneral Reynier. Ihr müsset Euch, der Antwort willen, einige Tage gedulden.“

Vom lauten Segensruf der Unglücklichen begleitet, trat er, unter Trommelschall, mit seiner Mannschaft den Heimweg nach Gerace an, da es schon dunkelte.

10.

Leben in der Strandhütte.

Der Entscheid des Obergenerals verzögerte zwölf Tage. Unterdessen wurden die Nackten gekleidet; die Erkrankten durch französische Feldärzte mit Arzneien hergestellt; am vierten Tage die Todten unter großer Feierlichkeit und Zulauf vielen Volks zur Erde bestattet. Kapitän Lucerne war mit seiner Mannschaft dabei anwesend. Voran

zog das Musikkorps des 23. französischen Linienregiments; mit den Trauertönen desselben setzte sich der große Zug von zweiundvierzig Särgen in Bewegung. Die den Schiffbruch überlebt hatten, folgten der langen Reihe ihrer Todten mit weinenden Augen. Unweit einer einsamen Kapelle wurden die Särge in ein allgemeines Grab auf dem Felde, unter kirchlichen Gebräuchen, verscharrt.

Nun begann aber bald an der unheilvollen Marina Siderno täglicher Hader unter den am Leben Gebliebenen über die gestrandeten Waaren. Die meisten verlangten deren Verkauf und Vertheilung des Geldes. Einige entwandten sogar Tücher und verkauften sie heimlich den Bauern. Der gute Lucerne war nicht ungeneigt, sie der schiffbrüchigen Mannschaft zu überlassen. Nur einer aus diesen, ein ehrlicher Schweizer, Namens Heinrich Stauffacher, aus dem Kanton Glarus, widersetzte sich mannhaft. Ungelenk in französischer wie italienischer Zunge, wandte sich Stauffacher im rauhen Alpendeutsch an den elsassischen Hauptmann Napoleons und erklärte: die Schiffsladung gehöre so wenig den Reisenden, deren die meisten, außer ihrem Leibgepäck, nichts zur Austria gebracht hätten, als den Calabresen. Er rufe die Entscheidung des Obergenerals an. Das gerettete Gut müsse zur Verfügung der Triestiner Seeassekuranz gestellt werden, welche ohnehin den wahren Eigenthümern Ersatz zu leisten habe.

Diese Vorstellungen des schlichten Mannes hatten bei dem französischen Hauptmann Gewicht. Und wirklich sind späterhin sämmtliche Waaren den Meistbietenden verkauft, und die dafür gewonnenen Summen, 18,349 fl. 52. kr., auf Befehl des Generals Reynier, nach Triest übermacht worden.

Das Leben in der alten Strandhütte war inzwischen nicht das behaglichste; und wahrhaft grauenvoll waren besonders die ersten Nächte gewesen. Denn kaum hatten die vom Unglück des Tages Ermüdeten die Augen geschlossen, als die Höllenbilder des Schiffbruchs vor ihnen wieder lebendig wurden, ihre Brust beengten und ihren Stirnen den kalten Schweiß auspreßten. Aus bangen Träumen von Sturm, Wogenkampf und Todesnoth fuhren sie plötzlich mit durchdringendem Schrei der Angst in die Höhe und flohen sie in der Verwirrung der Sinne vor die Hütte. Da lagen im falben Mondlicht die Leichname der Todten, die Güter der Austria, und die wachthabenden Soldaten forschten vergebens nach dem Grund des Aufruhrs. —

Zitternd kehrten die Menschen in die Strandhütte zurück, und nahmen ihr Lager auf dem Stroh mit einer Bangigkeit ein, als fühlten sie sich im Sarge lebendig begraben. Und kaum entschlummert, kamen die entsetzensvollen Traumgestalten wieder, und das allgemeine Jammergeschrei erhob sich von neuem. Niemand wußte, wer von Allen das Geheul am ersten ausgestoßen. Erst nach mehrern Nächten verlor sich dieser Zustand allmälig. Der arme Creole wagte sich nicht mehr in das Haus. Er lagerte draußen allnächtlich in der Nähe des Feuers, wo ihn mitleidige Krieger in einen ihrer Mäntel zu hüllen pflegten. Am Tage zerstreute man sich lustwandelnd in der Gegend.

Sir Down hielt sich aber auch hier von seinem ehemaligen Besieger im Zweikampf entfernt, wie er auf der Austria gethan. Als dieser ihm von seinem kleinen Geldvorrathe Anbietungen machte, lehnte er es ab, weil auch er mit Baarschaft entkommen sei. „Und bin ich nicht leider," rief er, „tiefer in Ihrer Schuld, als es meiner Seelenruhe zuträglich ist? Hätten Sie mich nicht aus dem Seesalz gezogen, so wäre ich schon längst im Magen der Seehunde und Haifische verdaut. God dam! und Sie haben obendrein noch einen Schuß zu gut. Ich komme mit Ihnen wahrhaftig nie in's Reine. Aber, Sir Fortunatus, ich beschwöre Sie, verdoppeln Sie die Last meiner Verpflichtungen nicht. Ich ehre Sie, ich liebe Sie sogar, ich bin Ihnen lebenslang dankbar; — doch bleiben wir auf sieben Schußweiten von einander."

— Und, Sir Georg, warum streben Sie jetzt noch so geflissen, mir auszuweichen?

„Kann denn, um's Himmelswillen einem Schuldner der Anblick seines Gläubigers einladend sein?" erwiederte Georg lachend: „Sprechen wir davon nicht. Ich verehre Sie aufrichtig. Aber wir beide sind allzugleichnamige Pole; darum stoßen wir uns in der Nachbarschaft ab. Ich schwöre, hundert Meilen von Ihnen bin ich in Sie sterblich verliebt. Da werd' ich sehnsüchtige Elegien und Nachtgedanken, wie Young, schreiben; aber hier . . ."

— Sie sind der wunderlichste und liebenswürdigste Kauz, den ich jemals erblickte. Gehen Sie, Sir Georg. Ich plage Sie nicht mehr.

In der That fanden sich beide fortan auch nur selten in der Einsamkeit der Marina Siderno zusammen. Der Brite schloß sich vielmehr jenem ehrlichen Stauffacher von Glarus an, mit welchem er

Freud' und Leid zu theilen schien; Herr Linthi dagegen fand im Umgang mit dem jungen Creolen vollständige Entschädigung.

Beide thaten viele kleine Streifzüge durch's Land. Für den Schweizer war es eine neue Welt. Die Lieblichkeit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde entzückten ihn oft. Aber wenn er die Armuth des Volks, den nachlässigen Anbau des Bodens sah, schüttelte er den Kopf und erzählte seinem Begleiter von der sorgsamen Landwirthschaft der Heimath. Uebrigens fand er die calabrischen Bauern zuletzt gutmüthiger und gastfreier, als er sie anfangs geglaubt und als ihre äußere Unreinlichkeit hoffen ließ; unter den Weibern und Mädchen viele schlanke Gestalten, die sein goldiges krauses Haar lachend bewunderten. Desto weniger bewunderte er die calabrische Frauentracht, die keineswegs zur Erhöhung ihrer Reize erfunden war: kurze, falteureiche Röcke; blaue Wämmser mit vielen Metallknöpfen und aufgeschlitzten Aermeln, durch die ein grobes Hemd blickte; von der großen schwarzen Haube bis über die Nase ein Stück roher Leinwand hängend, mit zwei Löchern, zu Gunsten der Augen.

Auch das Städtchen Siderno, auf dem benachbarten Berge dreben gelegen, wurde besucht. Ein trauriges Nest. Schlechte, niedere Häuser oder Steinhütten; schmale Löcher, statt der Fenster; die Küche zugleich Schlafstätte, oft auch Stallung; das Gemeindehaus unansehnlich wie jedes andere; selbst das Kloster nur eine lange Steinhütte, ohne Fenster; auf der Gasse mehr Mönche und Priester, als Laienvolk, sichtbar.

11.

Die Verbrüderung.

Wie sie aus dem Städtlein den Rückzug antraten, blieb Fortunatus im Schatten einer Palme, am Rande eines Absatzes stehen, welchen die Berghöhe von Siderno bildet, und von wo der Weg schroffer zu den Niederungen der Küstenfläche hinab geht.

Das Bild der Landschaft hielt ihn festgezaubert. Hinter ihm die blauen Apenninen; Höhen über Höhen. Vor ihm Meer und Himmel, wetteifernd in endloser Ausdehnung; ein einzelnes Segel leuchtete am Horizont; am Himmel ein einziges Wölkchen. Links und rechts, längs dem weitgekrümmten Gestade, zurücktretende Buchten, umbüschte Vorberge, schwarze Felsenrisse, wie alterthümliche Schloß-

trümmer. In der Nähe kleine Olivenwäldchen, oder Reihen von Zitronen- und Pomeranzenbäumen, zwischen halbverwilderten Fruchtfeldern. Granatenbüsche und Myrthengesträuche schmiegten sich freundlich an nacktes Gestein der Felsenblöcke, deren Haupt Aloe und indische Feigen bekränzten.

Weder der Reichthum noch die Wohlgerüche fremder Blüthen, die ihn umflossen, erfreuten den Schweizer aber so sehr, als der unerwartete Anblick eines Kartoffelfeldes. Das edle Gewächs, unter nordischem Himmel die Aegide gegen Hungersnoth, lächelte den Sohn der Alpen, wie ein Verwandter aus der Heimath, an.

Während er, im Betrachten verloren, an die Palme gelehnt, da stand, betrachtete ihn der junge Sicilianer mit träumerischem Wohlgefallen stumm und stillselig. Er schlug aber, als der Blick seines Freundes über ihn hinstreifte, wie beschämt die Augen nieder und sagte, als wenn er seine Ueberraschung bemänteln wollte: „Gewiß, der grobe Strohhut und das calabrische Wamms stehen Ihnen zwar drollig genug, aber doch gar nicht übel.“

„Närrchen,“ versetzte jener, der den Einfall nicht sogleich mit seinen bisherigen Gedanken verspinnen konnte: „also von allen Prachtstücken dieses Paradieses beschäftigt dich meine schwarze Jacke zumeist?“

„Warum nicht, Signor Fortunato? Sie gehört zum Paradiese, wie die beiden Priester und Bauern, welche dort unten am Feldwege beisammen sitzen und Karten spielen; oder wie jene armen Schiffbrüchigen dort zwischen den Trümmern unserer Austria. Ach, man sage doch nur nicht, der Mensch sei allein Wunderwerk und Schande der Schöpfung. Ist die Natur nicht eben so grausam, so entsetzlich, als schön?“

Herr Linthi, durch diese sonderbare Gedankenwendung betroffen, streichelte lächelnd mit der Hand das zarte Gesicht des Knaben, der diese Hand mit wunderbarer Innigkeit fest hielt, an seine Lippen, dann an seine Brust drückte, und mit einem Blick voll unnennbarer Wehmuth und Zärtlichkeit den leisen Seufzer: „o Fortunato!“ hauchte.

„Ich hoffe,“ sagte der Schweizer, „dein herrlicher Verstand wird das Alles in der Ordnung finden. Siehst du, wer zum Ewigen lebt, soll sich in's Vergängliche nicht einhausen. D'rum stoßen uns Welt und Natur, wie reizend sie auch sind, immerdar zurück, weil

unsere Seelen mit ihnen nichts gemein haben; drängen uns zu uns selbst und zum Unwandelbaren hin, wo allein Ruhe, Vollendung und Seligkeit bestehen. Ja, liebes Herz, die Dornen der Natur und des Schicksals weisen unsere Hand zurück und hinauf zur Herrlichkeit der ewigen Rose, die dort für uns blüht.«

— Nun ja, schön gesagt, aber auch schön gedacht; aber gewiß doch ohne Liebe. Warum denn diese Feindseligkeit der Dinge in sich selber? Warum muß ich in dieser Welt erst zerfleischt sein, um in einer andern froh zu werden? Warum soll ich denjenigen zuvor martern, welchem ich eine Freude bestimmt habe? In solchem Sinn wohnt ja keine Liebe; und wenn das Liebe wäre, hätte sie ja keinen Sinn. Alle meine Freuden wiegt die Bewußtlosigkeit dieses Felsens auf; jene waren nur Windstillen zwischen Stürmen!

»Du betrübst mich wieder mit der Rückkehr deiner schwermüthigen Laune.«

— Nein, betrüben will ich Sie nicht! — sagte Cecchino, indem er mit beiden Armen den Arm seines Freundes an sich drückte, und dabei liebkosend mit einem ihm eigenen, verführerischen, kindlichen Lächeln aufsah.

»Beruhige dich. Das Entsetzliche des Schiffbruchs hat dich überreizt. Ich bewundere dich, wie du das Ungeheure überstandest.«

— Ich weiß nun, was ich vermag. Ach, der Mensch ist an sein klägliches Dasein mit einem Paar unzerreißbaren Hoffnungen fester, als der Sklav mit Eisen an das Galeerenruder geschmiedet. Und d'rum rudere ich noch!

»Cecchino, wer bist du? Deine Erziehung war eine andere, als die eines Jokei. Wer sind die Deinigen?«

— Fragen Sie nicht, Signor Fortunato. Ich habe keine Meinigen. Ich bin, wundern Sie sich nicht, so unglücklich, daß der Schiffbruch selber für mich nicht einmal Unglück ist. Oder — hier seufzte Cecchino leise mit niedergeschlagenen Augen — er könnt' es noch werden!

»Noch werden? Wie so?«

— Ich bin ein armes Kind, das von seiner unmenschlichen Mutter ans öde Eiland des Lebens ausgesetzt ist. Ich habe eigentlich noch nichts gehabt; d'rum nichts verloren; vielleicht erst das Bessere gefunden. Aber — wenn Sie, — ja, wenn Sie mich verlassen, — wenn Sie den armen Cecchino nicht mehr lieb haben könnten, — —

„Dich verlassen? Ich? Wer spricht davon? Bist du ein Fündling am öden Eiland, ich hebe dich auf. Ich habe dich durch die Fluthen des Meeres getragen; ich werde dich durch das öde Land des Lebens tragen und emporhalten.“

Er schloß mit diesen Worten den Knaben gerührt in seine Arme, und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen, den Cecchino zitternd erwiederte. Aber eben so rasch wandte sich dieser los aus der Umarmung, und ging schweigend hinweg, den Berg hinab, ohne sich nach Fortunatus umzusehen. Dann, in einiger Entfernung, eben als der erstaunte Schweizer ihm nachzueilen anfing, blieb der Knabe stehen und kam mit sichtbarer Verwirrung entgegen, die Augen unter Thränen zurück.

„Verzeihen Sie, Signor,“ sagte er, den Blick zur Erde gesenkt: „ich bin ein Strudelkopf; mein Betragen ist kindisch, vielleicht beleidigend. Aber würden Sie mich im Innern erkennen, Sie würden mich vielleicht Ihrer Achtung nicht ganz unwürdig halten.“

— Sei dem, wie ihm wolle, lieber Cecco, dies Verhältniß darf unter uns nicht dauern. Dich quält und bindet irgend ein unheilvolles Geheimniß. Mache mich zum Vertrauten desselben. Ich will dein Bruder sein; gib mir das Du zurück, das ich dir gebe.

Bittend hob der Knabe die zusammengelegten Hände empor und sagte: „Fragen Sie mich nie über mich. Erfahren Sie durch ein unglückliches Ohngefähr mehr, als gut ist: so werd' ich von Ihrer Seite verschwinden müssen. Und das“ — so fuhr er mit sehr leiser Stimme fort — „wäre die Vollendung meines fatalen Looses. Ach, Fortunato, Sie wissen nicht, wie gar arm ich bin; in wie tiefer Abhängigkeit ich von Ihnen lebe. Verhüte Gott, daß mich Nothwendigkeit oder Ohngefähr von Ihnen trenne! Was würde aus mir? Ja, lieber, edler Mann, geben Sie mir den Brudernamen und das traute Du. Es klingen davon alle Saiten des Herzens in mir Wohllaut. Verlangen Sie aber keine Erwiederung. Ich werde, ich mag nicht erwiedern. Meine Jugend, meine Stellung, meine Vergangenheit, meine Zukunft verbieten es mir.“

— Eigensinn, ich kenne dich! Am Ende gleichviel! Aber du bist arm, sagst du. Ich glaub' es gern. Du darfst nicht ohne Mittel sein, wenn uns ein Schicksal aus einander führt. Nimm diesen Perlenbeutel mit 25 Dukaten. Ich trage deren noch 150 in meinem Gurt eingenäht. Dem Bruder darfst du es nicht verweigern. Nimm, Cecco.

Dieser nahm, drückte dabei mit stummer Dankbarkeit, und indem er den brennenden Blick seiner schwarzen Augen bewundernd auf Linthi heftete, die freigebige Hand; entfernte sich einige Schritte, wie um den Perlenbeutel zu verbergen, und kehrte mit einer goldenen Brustnadel zwischen den Fingern zurück. „Auf jeden Fall hin tragen Sie diese Nadel zum Andenken Cecco's!“ sagte der Knabe. „Mir selbst ward sie, als Andenken, aus der Erbschaft eines großen Herrn gegeben, in dessen Dienst ich gestanden war.“

Fortunatus, indem er das Geschenk nicht ablehnte, betrachtete daran das mit größter Zartheit in einen Türkis geschnittene Wappen. Es mahnte ihn an das große Siegel des Briefes, welchen er vom englischen Fregattenschreiber für eine Marchesa in Messina erhalten hatte. Zum Unglück lag der Brief im Meer, und Siegelbild und Name der Marchese waren aus seiner Erinnerung verloren.

„Weß ist das Wappen?“

— Meines verstorbenen Herrn und Gebieters.

„Und wie hieß er?“

— Fragen Sie nicht; und nie über meine Vergangenheit. Ich will und muß schweigen! — seufzte der Kleine.

Der Schweizer schüttelte den Kopf etwas verdrossen. Doch wollte er nicht weiter dringen, da sich Cecchino's Gesicht wieder verdüsterte. Indessen blieb ein Argwohn zurück, daß jener Brief, durch zweite Hand, von der geheimnißvollen Signora Rosa di Centi an ihn gelangt sein möchte.

„Also denn unserer Strandhütte zu!“ rief er. Und sie stiegen den Berg hinab.

12.

Das Haus Marcoli.

Folgendes Tages wurden die Schiffbrüchigen insgesammt nach dem Städtchen Gerace geführt. Es war anderthalb Wegstunden bis dahin, und der lieblichste Frühlingsabend, den je ein Apriltag bringen konnte; Alles Blüthe, Alles Wohlgeruch. Die Unglücklichen jauchzten, als wären sie nun jedes Leidens entbunden.

Die Stadt lag auf einem ziemlich hohen Berge, gar malerisch mit den weiß getünchten Mauern, hervorragenden Klöstern, Kirchen und Kapellen. Aber die angenehmen Erwartungen, welche das

Aeußere erregte, wurden durch den Anblick der Gassen und öffentlichen Plätze, der niedrigen Häuser, meistens ohne Fenster, nur mit Fensterladen versehen, und den Mangel aller Reinlichkeit und Ordnung, sehr getäuscht. Mehrere Gebäude, sogar Kirchen, lagen öde und zerfallen seit dem Erdbeben von 1783. Selbst ein weiland herrschaftliches Schloß zeigte von jener Zeit her nur noch seine Ruinen.

Desto erfreulicher war der Empfang der Schiffbrüchigen von Seiten der gastfreien Bürger. Man stritt sich um sie. Jeder verlangte einen der Verunglückten in sein Haus. „Sie hab' ich einem braven Mann versprochen, der mir lieb ist!“ sagte Hauptmann Lucerne zu Herrn Linthi, und führte ihn und den Creolen zu einem neugebauten Hause außer der Stadt.

Der Hausherr, Signor Marcoli, ein kleiner, runder, munterer Mann, in schwarzer, seidener Jacke, spielte, nebst seiner Gemahlin und zwei geistlichen Herren, eben sehr andächtig, beim Lampenlicht, Karten. Am Kamin- oder Heerdfeuer saß ein junges, fast reich gekleidetes Frauenzimmer, etwa zwanzigjährig. Theils ihre Beschäftigung am Heerde, theils das rothseidene Wamms ohne Aermel, mit vielen kleinen Silberknöpfen verziert, welches einen schlanken Leib umspannte, ließ in ihr die Tochter des Hauses vermuthen. Hinter ihrem Sitz, am Boden, lag oder saß eine dunkle Mannsgestalt in blauer Jacke und Mütze, mit der Guitarre auf dem Schooß.

Die Erscheinung des Hauptmanns und der Schiffbrüchigen störte die bisherige Unterhaltung. Man umringte die Ankommenden. Nur der Guitarrespieler blieb zurück an seinem Platz, und das Fräulein schüchtern in einiger Ferne. Der gefällige Hauptmann ärntete Danksagungen für die überbrachten Gäste; aber entfernte sich, gerufen von seinen Geschäften, bald.

„Eufemia!“ rief Signor Marcoli: „Wein, Erfrischungen, Orangen, Backwerk! Die Cavaliers werden die Schöpfungen deiner Kunst nicht verschmähen.“

Das Rothwämmschen verschwand und erschien bald wieder, begleitet von einer Magd, den Spieltisch mit Leckereien zu bedecken. Die beiden Gäste mußten unterdessen den Fragen einer mitleidigen Neugier über den Untergang der Austria volles Genüge leisten. Die Priester riefen dabei voll Entsetzens einmal um's andere die Namen

aller Heiligen aus; Frau Marcoli's reichliche Thränen verhehlten die Weichheit ihres Herzens nicht; und Eufemia's Flammenblick haftete unverwandt, mit Verwunderung oder Bewunderung, auf der Gestalt des jungen Schweizers, wie er, ein neuer Aeneas, seine Abenteuer erzählte.

Selbst der Musikus erhob sich leise vom Boden. Wie er aber aus dem Schatten hervorstieg, der ihn bisher verdeckt hatte, zeigte er den Fremdlingen eines von jenen Gesichtern, die, einmal gesehen, nicht wieder zu vergessen sind. Linthi hielt die dürre Gestalt im ersten Augenblick für einen Affen in kalabrischer Tracht. Den weiten Mund, die Hälfte der hohlen Backen, das vorgestreckte Kinn schwärzten die dichten Haare eines halbgeschornen Bartes. über die Stirn bis zur Wurzel der platten Nase hingen spießig ungekämmte Haare. Kleine, tiefliegende, altkluge, mißtrauische Augen waren in ununterbrochener Bewegung nach allen Richtungen; sie schienen dem Creolen Furcht zu machen, der sich wegwandte, und doch immer wieder nach ihnen hinschielen mußte.

Die Unterhaltung wurde endlich allgemeiner. Die Fremden gewannen frohe Laune. Cecco ließ Witz und Muthwillen mit aller Keckheit eines Pagen glänzen. Und, als er endlich die Sehnsucht nach einem Bette nicht verschweigen konnte, welches ihm, statt des Soldatenmantels auf harter Erde beim Strandfeuer, zu Theil werden sollte, bestand er darauf, daß ihm die reizende Signora mit dem Flammenblicke den Tempel des Schlafgottes anweisen müsse. Die Schöne gehorchte lachend und führte ihn davon. Nach einer halben Stunde erst kehrte sie zurück und führte auch die Mutter, mit der sie heimlich flüsterte, ab. So blieben die Männer sich überlassen, deren Gespräch sich um die Politik des Tages drehte. Die beiden Priester, von der Gluth des edeln Weins entzündet, weissagten das Zorngericht des Himmels, den Untergang des Königreichs, weil Joseph Napoleon Kirchen in Spitäler, Kapellen in Pferdeställe verwandelt und mit einem Federzug dreihundert Klöster aufgehoben habe.

Bescheiden erinnerte Fortunatus: ob nicht der Zorn des Himmels, wenn derselbe das ganze neapolitanische Reich mit gesammten Kirchen, Priestern und Frommen in's Meer würfe, der Religion mehr schaden würde, als König Josephs Dekret, das sich nur mit dreihundert Klöstern begnügt habe?

»Keineswegs!« rief einer der Hochwürdigen: »denn besser,

Mann und Maus verderben, als Christen, statt im blinden Heidenthum zu leben!"

"Böse Zeit! böse Zeit!" seufzte Signor Marcoli: "aber meine Frau hatte vorige Nacht einen merkwürdigen Traum. Der alte Hof, ich sag's Euch, kömmt gewiß von Palermo wieder zurück in voriger Herrlichkeit. Denn meine Frau sah den alten Ferdinand, mit der königlichen Krone auf dem Kopf, im Golf von Neapel fischen, und die Königin Karoline ihm selber die Netze halten."

"Schaum und Traum!" rief der Musikus heiser dazwischen und setzte die Fingerspitzen bedeutsam auf seine Stirn: "das weiß ich besser. Aber wartet; die Vesper wird Euch ein anderer Fischer läuten. Was König Joseph? Was König Ferdinand? Hinaus mit Euch, packt Euch, Signori! wie die Gerichtsdiener in der Reggia Udienza rufen: packt Euch! die Sache ist zum Spruch reif; das ganze Volk hat sich in's Sagro Consiglio di S. Chiara*) verwandelt, und richtet. Ich sage: richtet! wohlverstanden!"

"Schweig doch, Vetter Pasquale!" sagte Signor Marcoli: "Wer mag doch deine Grillen hören wollen? Ihr Herren," fuhr der gastfreundliche Wirth fort, indem er sich zu den Andern wandte: "der Signor Capo Ruota**) hat mitunter unverdauliche Einfälle; übrigens," und hier richtete er das Wort ausschließlich an den Schweizer: "ist der Cavaliere Pasquale, mein Vetter, ein grundgelehrter Herr, das kann ich nicht läugnen."

Der Cavaliere Pasquale grinsete widerlich und mit Schadenfreude unter seiner Blaumütze, streckte den langen hagern Hals weit vor und flüsterte halblaut: "Hat aber unverdauliche Einfälle? Nun, da hast du einen über Nacht zum Verdauen; höre, Vetter!" — Und nun sprach er mit langsamem, gewichtigem, einförmigem Wesen und Ton: "Seit zehn Tagen sind vom Cap Spartivento bis zur Rocca Imperiale bei tausend tapfere Verbannte gelandet und in den Bergen zerstreut; das hab' ich veranstaltet! Ich! Ihr wißt nicht, wer ich bin! Ehe sechs Wochen verstreichen, — merk' es! — steht das Königreich unter Waffen, und der Prinz von Hessen-Philippsthal

*) Der höchste Gerichtshof in Rechts- und Gnadensachen unter der alten Regierung zu Neapel.

**) Capo Ruota hieß einer von den drei rechtsgelehrten Gliedern des Obergerichts in den neapolitanischen Provinzen.

mit zehntausend Sizilianern vor dem Thor von Neapel. Addio! Nun kaue, nun verdaue, Vetterchen.«

Damit erhob sich, die an einem Band um die Achsel hangende schmutzige Zither unterm Arm, der ehrsame Capo Ruota, und schlich triumphirend in sich lachend, auf den Zehen, mit langen, leisen Schritten, zum Hause hinaus.

»Achten Sie auf den nicht!« sagte Signor Marcoli zu Herrn Linthi: er hat ein wenig übergeschnappt, obwohl er der beste Advokat im Lande und endlich beim Obergerichtshof von Calabrien Capo Ruota war. Weil er sich aber in den Kopf gesetzt hatte, unsere Gerichtsverfassung und Gesetzgebung zu verbessern, und kein Gehör fand; auf Hof und Minister schimpfte; ein Jahr lang dafür im Gefängniß faulte: half er nachher den Franzosen. Und da diese ihn wegen seines gottlosen Maulwerks in's Narrenhaus schicken wollten, flucht er auch auf diese nun tapfer.«

»Er träumt noch von Anno 99 her seine parthenopeische Republik, glaub' ich!« bemerkte einer der Priester.

»Es muß doch etwas daran sein,« sagte der zweite: »die Leute sprechen, er stehe bei der alten Königin zu Palermo in Gnaden! Er wird oft unsichtbar; und nie fehlt's ihm an Geld. Es steckt etwas hinter ihm. Manchmal spricht er so vernünftig, man könnte seine Narrheit für Gaukelei halten.«

So ging das Gespräch in die Mitternacht hinein, und der Schweizer lernte damit ziemlich die sämmtlichen kleinen Verhältnisse seiner neuen Umgebung kennen.

13.
Die Erklärung.

Er hatte allerdings ein Loos zu preisen, welches ihn, nebst seinem Liebling, zu diesem Hause geführt. Denn die übrigen Schiffbruchsgefährten konnten sich zwar einer gleichen Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit ihrer calabrischen Wirthe, aber nicht gleichen Wohlstandes derselben und gleich angenehmen Umgangs freuen. Unter einander sahen sie sich selten, wenn nicht zufällig in Gassen oder Kirchen. Sir Down kam nie in das Haus Marcoli; er hielt sich ausschließlich zu dem Glarner Stauffacher, mit welchem er in der Marina die vertrauteste Freundschaft geschlossen zu haben schien. Und Linthi's Ge-

nügsamkeit, oder Stolz, nicht zudringlich um die Huld des Sonderlings betteln zu wollen, hielt hinwieder auch ihn von dessen Nähe zurück.

Der Aufenthalt in Gerace verlängerte sich von Woche zu Woche. Der französische Obergeneral schien die Schiffbrüchigen wie eine Art Kriegsgefangener anzusehen. Nur erst um die Mitte Aprils wurden Sir Down und der Glarner nach Monteleone in's Hauptquartier berufen; jener vermuthlich als Glied eines Volkes, mit welchem Napoleon im Krieg stand, dieser, weil er die Rolle eines Geschäftsführers beim Verkauf der gestrandeten Waaren gehabt hatte. Sie brachten aber, zum größten Leid ihrer Gefährten, die Entscheidung des Generals zurück: Alle hätten in Gerace zu verharren, bis, von Triest aus, Zeugnisse erschienen sein würden, daß sie diejenigen wären, für die sie sich ausgäben, und in den Geschäften reiseten, zu denen sie sich bekannt hätten. — Man mußte sich dem Ausspruch des Gebieters schweigend unterziehen. Alles seufzte unter dem Joch der Langeweile. Nur im Hause Marcoli empfand es Keiner, wo die beiden Gäste bald heimisch, wie Genossen der Familie, standen.

Besonders schnell schwang sich Cecchino, durch Anmuth, Witz und Muthwillen, in die Gunst der Frauenzimmer empor. Dabei versäumte er nicht, auch sein Aeußeres gefälliger auszustatten. Schon in den ersten Tagen trat er verwandelt auf, wie die Raupe in den glänzenden Schmetterling, mit wechselnder Tracht; bald in königsblauem, bald in grünem Wamms, vom feinsten Tuche; dazu Schifferhosen von Nankin; dann die feinste Wäsche; um den Kopf ein schwarzes Seidentuch geschlagen, unter welchem stellenweis noch schwärzeres Lockenhaar hervorkroch; darüber ein leichter Strohhut mit breitem Rande. Der junge Mensch nannte Frau Marcoli, die mit sichtbarem Wohlgefallen seiner Laune pflegte, nur Mütterchen; und die schöne Eufemia ließ sich's gern gefallen, wenn er sich ihren Cavaliere servente hieß. Sie stickte ihm dafür auch mit künstlichen Fingern in die Zwickel seines Kopftuchs Kränze von Rosen. Sogar Fortunatus fand ihn liebenswürdiger, und selbst die Gesichtsfarbe des Creolen um vieles milder als sonst, sei es, daß sich die Augen an dieselbe gewöhnt, oder Kopftuch und Haar mit ihrer Schwärze eine angenehme Täuschung bewirkt hatten.

Auch Herr Linthi hatte sich, nach Cecco's Beispiel, der Schiffbruchgewänder entledigt, und seine jugendlich-kräftige schlanke Gestalt

mußte dabei nicht wenig gewinnen. Die Schönen von Geraee waren Kennerinnen. Sie zeichneten ihn aus, und Eufemia mußte es dulden, von ihren Gespielinnen oder Freundinnen seinetwillen eben so viel geneckt, als beneidet zu werden.

Die Tochter Mareoli's, in ihrer Unbefangenheit, nannte ihn aber selbst den schönsten Mann beider Sizilien; bewunderte vor Allem sein lockiges Haar, aus gediegenem Golde gekräuselt, wie sie es nannte, und betrachtete ihn oft aus der Ferne mit brennenden Blicken. Dennoch verlor sie sich nie gegen ihn aus den strengsten Formen der Höflichkeit; ihr Wohlgefallen schien mehr Sache des Geschmacks, als des Herzens. Sie trat ihm nicht näher, nicht ferner, als seit dem ersten Abend.

Er hinwieder, bei allen Aeußerungen zarter Aufmerksamkeit, blieb sich nicht minder gleich. Für Mutter und Tochter war er derselbe. Mit ruhiger Gutmüthigkeit nahm er eben so gern die Einladung zu einem Kartenspiel an, als den Arm der reizenden Eufemia zu einem einsamen Lustgang. „Die Natur hat ihm Alles gegeben,“ sagte Eufemia, sagten die Mädchen von Gerace: „Alles, aber das Herz vergaß sie bei ihm.“

Wir wollen nicht entscheiden, ob es Mangel des Gefühls, oder Macht der Grundsätze war, was in so gefährlichen Umgebungen seine Besonnenheit rettete. Aber läugnen konnte man nicht, daß er zu lieben fähig sei, wenn man seine Freundschaft voll inniger Zärtlichkeit gegen den jungen Sizilianer sah, die dieser mit noch größerer Innigkeit und Begeisterung erwiederte. Man nannte sie auch nur die Unzertrennlichen.

Dies hinderte aber den kleinen Sizilianer nicht, mit eben so vieler Schwärmerei an Eufemien zu hängen, die dagegen nicht unempfindlich war. Sie bewunderte nur den Schweizer, aber für den lieblichen Ceechino schien sie mehr als Bewunderung zu kennen. Die ersten, leichten Tändeleien beider gingen bald in stille Vertraulichkeit über, und schon nach den ersten Tagen bemerkte man, daß sie Geheimnisse mit einander zu theilen hatten.

Fortunato mochte es etwas seltsam finden, daß ein Mädchen so leicht das Herz an einen hübschen Knaben verlor, der ungleich jünger, als seine Geliebte war; oder daß selbst Frau Marcoli voll mütterlichen Wohlgefallens den bedenklichen Tändeleien der zwei lebhaften Wesen zusah. Aber ihm ward es für Frieden und Ruhe des unerfahr-

nen Cecchino bange, der an den Schwellen des Jünglingsalters das Vorwehn jener stürmischen Leidenschaft mit Vergnügen empfand, die so manches Lebensglück zu verwüsten pflegt.

„Es wäre Wohlthat, wenn uns General Reynier bald von Gerace fortschickte, oder freispräche!“ sagte er zu Cecchino, da sie beide am Abend eines heißen Tages mit einander lustwandelten.

— Wohlthat? Ist's Ihr Ernst? Sie scheinen sich in Gerace aber doch zu gefallen?

„Und warum nicht, so lange die Nothwendigkeit gebietet? Zwar bekenn' ich, das mir die calabrische Wirthschaft nicht ganz zusagt, wo man auf Felsen nistet und die üppigen Thäler verwildern läßt; wo es von Kirchen strotzt, von Betern wimmelt, und man einander mit Messerstichen zahlt. Aber ich könnte mit den Blaumützen Blaumütze, mit den Hottentoten Hottentot werden, und mich in Alles fügen, wenn ich hierher verdammt würde. Allerdings das Haus Marcoli —“

— Und Marcoli's schöne Tochter nicht zu vergessen, Signor Fortunato!

„O Cecchino, bewahre dein Herz vor den Strahlen dieser Sonne! Du spielst ein gewagtes Spiel, in das dich Langeweile und Schönheit lockten.“

— Sie erweisen mir doch nicht die Ehre, ein wenig eifersüchtig zu werden?

Fortunato warf einen Seitenblick auf Cecco, der ihn schelmisch bei einer Frage anlächelte, die mit seinem Alter von fünfzehn oder sechszehn Jahren noch keine Verbindung haben zu können schien. Indessen erinnerte er sich, daß die sizilianische Sonne eine andere, als hinter den kühlen Alpen sei, und daß sich hier junge Mädchen und Knaben schon mit Blumen werfen, wenn dort noch mit Schneeballen.

„Eifersüchtig?“ sagte der Schweizer lächelnd: „Nein, wahrhaft gar nicht.“

— Sie sind Ihrer Eroberung allzugewiß.

„Davon ist keine Rede. Ich möchte nur einen gewissen, hübschen Pagen, den die Weiber schon früh verhätschelten, ein wenig warnen, sein Herz zu hüten.“

— Ihre Güte, Signor Fortunato, verpflichtet mich sehr, selbst wenn sie auch an mir irre geht. Also Sie warnen mich vergebens. Und wie? erlauben Sie, Ihnen die Warnung für sich zurückzugeben? Lieben Sie Eufemien wirklich?

„Warum fragst du mich das? Was bewegt dich dazu?“

— Weichen Sie mir nicht damit aus, Signor Fortunato.

„Antworte mir zuvor, liebes Kind und offen.“

— Offen? — fragte Cecco zurück, indem er stehen blieb und, in sonderbarer Verwirrung, das Gesicht bald abwandte, bald einen Blick voll verborgener Gluth auf Fortunato lenkte, als möcht' er dessen tiefstes Innere ergründen. Dann verbarg er das Gesicht in beiden Händen und sagte: O Fortunato, stürzen Sie mich von der ersten Felswand in einen Abgrund, ich werde zerschmettert weniger leiden, als wenn Sie die Tochter Marcoli's — —

„Höre mich an, Cecchino!“ unterbrach ihn Fortunat bestürzt, als er den jungen Menschen in fieberhafter Wildheit vor sich erblickte.

— Nein, nein! Lassen Sie mich ausreden. Ich will, ich muß ein Geständniß vollenden. Lange schon hab' ich diesen Augenblick gesucht. Wenn Sie Eufemien lieben — —. Hier verstummte Cecco plötzlich. Ein Schauder schien ihn zittern zu machen.

„Vollende!“ rief Fortunat ungeduldig.

— Wissen Sie noch nicht Alles? sagte jener und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

„Und was denn?“

— So werd' ich verloren sein! — seufzte Cecchino leise vor sich hin.

„Nicht doch, liebe Seele!“ sagte Fortunat, indem er die Hand seines jungen Freundes ergriff: „Eufemiens Liebenswürdigkeit hat meinen Pulsschlag noch keinen Augenblick geändert. Es wäre in meinem Verhältniß einem Verbrechen gleich, eine Leidenschaft, eine Hoffnung im Herzen der harmlosen Jungfrau zu entzünden, selbst wenn ich mich gegen sie nicht gleichgültig fühlen würde. Es wäre Verbrechen, Marcoli's Gastfreundschaft gewissenlos zu benutzen, um seinem Hause den Frieden zu stehlen; es wäre — —

— Sie sind also vermählt? — fragte Cecco und schlug voll Ernstes die Augen zu ihm auf.

„Keineswegs. Wer spricht denn davon?“

— Einer Andern verlobt?

„Noch minder. Ich trage mein Herz frank und frei in der Welt herum, wo es noch Niemand verlangte, und ich's Niemandem anbieten konnte. Bei geringem Vermögen, überall Fremdling, von

jeher auf Reisen, im eigenen Vaterland entbehrlich, ohne Vater und Mutter wie Melchisedek, nur kein König und Priester wie er, steh' ich in Gerace, wie in London und Peking, oder in der Wüste Sarah, allein.«

— Allein? — sagte der Knabe schmeichelnd, aber mit einem Ton freundlichen Vorwurfs.

»Nur dich hab' ich!« setzte Fortunatus verbessernd hinzu: »ich bin nicht mehr allein.«

— Ich glaube und vertraue! Und Sie? trauen und glauben Sie mir?

»Muß ich denn nicht, trotz deinem verschwiegenen und räthselhaften Wesen? Und wenn mich zuweilen mancherlei Bedenklichkeiten über dein Geheimthun anwandeln, widerlegt mich dein verführerisches Unschuldsgesicht. Nein, du bist zu jung, um schon ein Verbrechen verbergen zu müssen.«

Der junge Mensch trat bei dieser Aeußerung einen Schritt zurück, warf einen festen, kundschaftenden Blick auf jenen und sagte mit einer stolzen Haltung: »Signor Fortunato, ich sehe ohne Erröthen in meine Vergangenheit zurück. Jetzt sind wir französische Gefangene. Meine Zunge ist gefesselt; sie wird's nicht immer sein. Trauen und glauben Sie Ihrem jungen Freunde ohne Arg.«

»Und Eufemia?« fuhr Herr Linthi lächelnd fort.

— Lassen Sie mich tändeln. Bleiben Sie für mich und meinen innern Frieden ohne Sorge, wie mich Ihr Wort auch für Sie beruhigt hat.

14.

Ein Aufschluß.

Bei aller Gutmüthigkeit des Schweizers mußte ihm doch das verlangte »Trauen und Glauben« nicht ganz leicht werden. Denn der Zufall machte ihn ungesucht zum Zeugen von einzelnen, kleinen Ereignissen, die das Treiben des Creolen noch zweideutiger darstellten.

Er sah diesen bald anfangs im Hause Marcoli auffallend bemüht, Gunst oder wenigstens Aufmerksamkeit des närrischen Capo Ruota an sich zu ziehen. Er neckte ihn auf lustige Weise; er über-

häufte ihn mit bombastischen Lobreden auf seine Gelehrsamkeit, auf seine demosthenische Rednergabe; er pries seinen politischen Tiefblick und weissagte aus den Linien seiner Handfläche, daß er die höchsten Staatsämter zu bekleiden bestimmt sei.

Alles das schien nur auf Belustigung der übrigen Gesellschaft berechnet zu sein. Man lachte, man stimmte in den Ton des muthwilligen Burschen ein, und bewunderte dessen Einfälle. Aber mitten in diesen Neckereien, oft gerade dann, wenn sie am ausgelassensten oder kindischsten waren, und jedermann fürchtete, Signor Pasquale werde Unrath merken, zornig werden, ließ sich gewahren, daß der Page nicht nur seinen Mann vollkommen kannte, sondern daß er mit dessen frühern Verhältnissen vertrauter sein müsse, als selbst die Familie Marcoli. Denn der wunderliche Cavaliere, als wenn er Anspielungen auf ihm, wie er glaubte, allein bekannte Dinge erriethe, sprang dann jählings in die Höhe, starrte den Knaben mit vorgestrecktem Hals an, und stieß seinen gewöhnlichen Schimpf- oder Fluchruf in sizilianischer Mundart aus: „Vacabunnu Mariolu! wer sagt das?“ ließ sich dann aber eben so plötzlich wieder, bethört durch die Schmeicheleien des listigen Burschen, besänftigen und von ihm, wie ein Lamm, dem geselligen Vergnügen opfern.

Cecco aber schien eben so viel Geschmack an dem häßlichen Guitarrespieler zu finden, als dieser an dem unruhigen, quecksilbernen Plagegeist. Fortunato bemerkte mit Erstaunen diese neue Freundschaft der zwei ungleichartigsten Wesen in der Welt, und zugleich, daß sein Schützling auf jede der deshalb an ihn gerichteten Fragen ausweichend oder scherzweise antwortete. Cecchino ging vielmals mit Signor Pasquale allein in Marcoli's Weinberge und Güter. Sie hatten Heimlichkeiten mit einander. Man sah sie zuweilen in der Ferne beisammen in lebhaftem Gespräch, wobei Signor Pasquale nach seiner Weise den beweglichen Leib oft und wunderlich verdrehte und mit Händen und Armen umherfocht.

Zu diesen Unterhaltungen gesellten sich nach und nach einzelne Bauern. Eufemia machte die Entdeckung zuerst, als sie einmal ihren flüchtigen Liebling aufsuchte, und ihn, mit einigen handfesten Calabresen beisammen, im abgelegenen väterlichen Obstgarten fand. Cecco erklärte ihr aber mit gleichgültigem Wesen, wie die Leute von ohngefähr zu ihm gerathen seien. Eufemia freute sich indessen des Stoffs zu Belustigung der übrigen Gesellschaft; neckte den Creolen,

als triebe er sich mit Verschwörungs-Entwürfen um; nannte ihn ihren kleinen Brutus, und plagte ihn mit Fragen, wozu er doch den breitschultrigen Marucca gebrauchen könne, den sie unter den Bauern erkannt hätte.

Vielleicht würde Fortunat Eufemiens Scherz für Scherz genommen haben, hätte ihn nicht der Name Marucca zu ernstern Vorstellungen gebracht. Er erinnerte sich desselben aus Cecco's Anrede an die Bauern der Marina Siderno. Es ward für ihn Gewißheit, daß Cecco, obgleich Creole, oder Sizilianer, in diesen Küstengegender Calabriens bekannt sein müsse. Doch, da der junge Mensch ihm nie deswegen Rede stand, ließ er's dabei bewenden, bis ihn ein neuer Zufall reizte.

Einst war er in der Morgenfrühe, da noch Alles im Hause Marcoli schlief, über die Höhe des Berges hingegangen, als er in der Ferne, zwischen Felsen und Kastanienbäumen, einige Personen erkannte, und unter denselben den Pagen der Signora Centi, so wie den Signor Pasquale. Er wagte es nicht, die Versammelten zu stören, und verharrte beobachtend auf seinem Platz. Was die Zusammenkunft allerdings verdächtigen konnte, war nicht minder das Ungewöhnliche der Zeit, oder die Abgelegenheit des Ortes, als die Traulichkeit, mit welcher zwei Bauern dem zierlich gekleideten Knaben und dem Capo Ruota beim Abschiede die Hand reichten, und dann alle, jeder einzeln nach einer andern Richtung, auseinander gingen. Signor Pasquale, die Zither, seine treue Gefährtin, unterm Arm, strich in halblautem Selbstgespräch, mit mannigfachem Geberdenspiel, nicht weit vom Schweizer vorüber.

Als dieser nach einiger Zeit ihm zur Stadt folgte, fand er auf dem Wege ein zerrissenes Papier. Er nahm es auf und las die unzusammenhängenden Worte: „— Franzosen in Mileto, also nicht Palma — Sciglio aber sicher gehn —.“ Nicht diese Worte, sondern die Handschrift erregte das Erstaunen des Schweizers. Denn er erkannte sie an ihrer Eigenthümlichkeit für dieselbe, die er auf dem warnenden Zettel des kleinen Bettelbuben im Hafen von Corfu, vor kaum zwei Monaten, gefunden hatte.

Er zweifelte keinen Augenblick länger am Urheber der Warnungen auf der Austria.

„Sei vorsichtiger, liebes Kind!“ sagte er zu Cecco, als er diesem nachher das Blatt unter vier Augen zurückstellte: „General Reynier

könnte dich vor dem Kriegsgericht um den übrigen Theil des Inhalts fragen.“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das gekritzelt?“ lächelte Cecco.

— Ein gewisses Blättchen, worin mich jemand vor dem Engländer auf der Austria warnte.

„Oh!“ rief der Knabe laut und hielt beschämt beide Hände vor's Gesicht: „Er weiß es! Er weiß es! Er weiß es!“

— Nun weiß ich noch mehr.

„Und was denn?“

— Das Wappen auf dem Türkis deiner Nadel, und auf dem Brief, welchen mir der englische Fregatten-Sekretär gab, sind sich nicht unähnlich.

„O, welch ein Strudelkopf bin ich!“ schrie Cecco überrascht und lachend: „und Sie, sind Sie so schlau? Ich traut' es Ihrer frommen Miene kaum zu. Man muß sich vor Ihnen wohl hüten.“

— Du bekennst mir also? Wie kamst du dazu, mich vor Sir Down so ängstlich und heimlich zu warnen?

„Nun ja, ich will beichten. Der treue Barnaba, einer unserer Leute, sagte mir, der Engländer drohe, Sie umzubringen. Sie hatten mir Theilnahme eingeflößt. Mit Ihnen zu sprechen, war mir auf dem Schiffe nicht erlaubt. Also mußte Ihnen Barnaba meinen Zettel durch einen Corfioten in die Hand spielen; den ersten schrieb er selber. — Wissen Sie nun, was Sie daraus zu lernen haben?“

— Zum Beispiel? denn ich liebe die Nutzanwendungen.

„Daß Sie mir auch auf der Austria schon theuer waren, ehe Sie mich kannten; ferner, daß ich, trotz dem schelmischen Blick der blauen Augen da, die Bürgschaft Ihrer Gesichtszüge annahm, und Ihnen den Brief an die Marchesa Vioganni durch den Fregattenschreiber zustellte, den der unglückliche Barnaba aus Messina kannte.“

— Aber der Brief ist verloren.

„Lebt doch der Briefträger! Ich habe nun einen Andern geschickt; und Sie selbst bringen mir ja hier ein Stück von der Weisung, die ich demselben durch den närrischen Vetter Pasquale, über den zu wählenden Weg ertheilte. — Sind Sie nun aufrichtig erbaut?“

— Die Beichte ist nicht vollständig. Was hast du, wie ein Verschwörer, mit calabrischen Bauern heimlich abzuthun?

„Man beichtet keine Sünde, bis sie vollbracht ist. Ich bin vollkommen unschuldig. Addio, lieber Beichtvater.“

15.

Der Schreckenstag von Gerace.

Von dieser Zeit an beobachtete Herr Linthi Leben und Treiben seines jungen Freundes schärfer; weniger aus Neugier, als Besorgniß für den wunderbaren Knaben, den leichter Sinn, Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens und Erfahrungslosigkeit zu gefährlichen Uebereilungen winken konnten. Aber nichts ließ sich mehr von jenen etwas verdächtigen Zusammenkünften entdecken; und der Capo Ruota war, mit seiner Guitarre, seit jenem Tage in Gerace unsichtbar geworden. Dagegen konnte gegen Eufemien das feurige Blut des Creolen die Leidenschaft der ersten Liebe um so weniger verhehlen, je länger und vertrauter er in der Nähe des Mädchens lebte, welches, unbewacht und spielend, die Flamme selbst mit Vergnügen anzufachen schien. Nicht ohne Grund fürchtete Fortunat, bei der heftigen Gemüthsart seines Lieblings, den Augenblick, da sie von Gerace scheiden müßten. Ein Zufall, Folge eines schreckenvollen Ereignisses, entschleierte ihm Cecchino's Zustand ganz.

An einem schönen Abend, es war der zweiundzwanzigste April, begab sich der junge Schweizer in die Weingärten des Signor Marcoli, wohin die Familie schon Nachmittags vorausgegangen war. Längs dem Berge weideten, im hohen Grase der Wiesen, Schafheerden, zwischen blühenden Birnen- und Aepfelbäumen. Wilde Granatenbüsche streuten hin und wieder ihre feuerfarbenen Blumen, wie glühende Kohlen auf den Fußweg aus; während lange Reihen von Zitronen- und Pomeranzenbäumen ihn abwechselnd mit Schatten und Wohlgerüchen bedeckten. In zauberhafter Abendbeleuchtung brannten Meer und Land. Fortunatus glaubte nie die Natur in einer wollüstigern Ueppigkeit erblickt zu haben.

Ziemlich gleichgültig gegen diesen Zauber, saßen hinwieder Herr Marcoli nebst dessen Gemahlin, einige Bürger von Gerace und einige Mönche und Weltpriester im Schatten einer alten Mauer, mit Kartenspiel beschäftigt. Rankende Weinreben und barbarisches Lycium flochten eine künstliche Laube über den Tischen, von welchen her Fortunatus schon aus der Ferne das Auflachen oder Fluchen der geistlichen und weltlichen Herren hörte. Cecco aber und Eufemia fehlten. Sie waren im angrenzenden Wäldchen. Er ging, sie aufzusuchen.

Noch nicht weit in die grüne Dämmerung der alten Kastanien-

bäume eingedrungen, sah er beide; allein in einer Beschäftigung, welche dem Lauscher verrieth, mit wie vertraulicher Zärtlichkeit sie die Einsamkeit zu benutzen wußten. Unter einer breiten Steineiche saß die schöne Eufemia; neben ihr, im dunkelgrünen Rasen, lagerte der glückliche Knabe, halb auf ihren Schoos gelehnt. Sie hatte sein Haupt mit einem Kranz wilder Blumen geschmückt, die sie noch malerischer zu ordnen im Begriff stand. Er schien ungeduldig zu sein und davon gehen zu wollen. Sie hinderte es kosend, und belohnte seinen Gehorsam von Zeit zu Zeit mit einem ihrer Küsse. Endlich gab sie ihm die Freiheit. Er flog davon. In einiger Entfernung suchte er an den Felsen und offenen Waldplätzen Blumen, die er, vermuthlich zu einem Kranz für die Geliebte, mit Sorgfalt pflückte. Sie verfolgte unaufhörlich mit ihren Blicken den liebenswürdigen Sammler.

Noch betrachtete Fortunatus, nicht ohne Wohlgefallen und nicht ohne gewisse Beklemmung, dies idyllische Schauspiel. Da ward die tiefe Stille des Waldes plötzlich von einem schweren Schlage unterbrochen. Es hallte, wie dumpfer Donner. Der Boden dröhnte. Der bestürzte Schweizer fühlte unter seinen Fußsohlen ein Hin= und Herzucken des weichen Rasens, auf dem er stand, und verlor das Gleichgewicht. Er taumelte gegen einen dicken Baumstamm hinterrücks.

Es war volle Luftstille. Aber ein wunderbares Geräusch, wie Sturm, zog schwer durch den Wald her. Es kam langsam näher, mit dumpfem Getöse; etwa wie das Treiben wilder Eber, welche verwachsenes Walddickicht durchbrechen. An einer Stelle bewegten und schüttelten sich die Bäume, beugten ihre Wipfel tief in das Gezweige der nahe stehenden, und zerrissen sie gewaltsam. Es ließ sich unklar im Finstern der Gebüsche, zwischen stillstehenden und nebenbei zersplitternden Bäumen, ein dunkles, gestaltloses Ungeheuer gewahren, gleich jenen ungeschlachten, schwerfälligen Riesenthieren der Urwelt, deren kolossale Gerippe noch die Ohio=Ufer und Sibirien der erstaunten Nachwelt zeigen. Die Erde zitterte unter jedem Schritt, und das Gehölz ward, wie schwaches Schilfrohr, zertreten.

„Jesus Maria!“ schrie eine Stimme. Eufemia flog, ein bleiches Bild des Entsetzens, mit diesem Angstruf daher. Ihre Schritte waren hastig und unsicher. Fortunatus trat ihr entgegen, fing sie in seinen Armen auf und hielt die Schwerathmende an seiner Brust. In einiger Entfernung ließ sich wildes Klagegeschrei und lautes Beten

mehrerer Menschen vernehmen; ohne Zweifel aus der Laube, von welcher vorher noch fröhliches Gelächter erklang.

In eben diesem Augenblick trat aus dem Gebüsch und Unterholz, schwerfällig und ruckweis, wie ein wandelnder Berg, in Moos, Gras und zerquetschtes Laub gehüllt, ein mächtiger Felsblock hervor, welcher die ihm von der Hand des Schöpfers angewiesene Heimath des Gebirgs verließ. Nun aber, am Abhang der Höhe, sprang er mit wachsender Stärke, in großen Sätzen, Alles um sich selber zertrümmernd, mit Krachen in den Thalgrund.

Fortunatus, der dies mit Grausen gesehen, das zitternde Mädchen im Arm tragend, war auf die Seite gewichen. Ihre Wangen an die seinige gelehnt, seufzte sie endlich: „Ein Erdbeben! Steh' uns Gott mit allen seinen Heiligen bei!“ Indem sie sich erholte, bog sie erröthend den Kopf zurück, und wand sie sich schämig aus dem Arm ihres schönen Beschirmers.

Aber zugleich ertönte nahe bei ihnen ein kurzer und durchdringender Schmerzensschrei. Sie blickten hin. Es war Cecco. Er stand mit erdfahlem Antlitz, stumm und bewegungslos vor ihnen. Nur in seinen Augen funkelte ein Blitz zorniger Verachtung.

„O Cecco! helf uns Gott, ein Erdbeben!“ rief Eufemia, indem sie zu ihm eilte: „Welch ein Unglück!“

Er stieß sie mit vorgestreckter Hand zurück und erwiederte mit bitterm Lächeln: „Allerdings Unglück; ich beklag' es, die Umarmung gestört zu haben. Legen Sie sich nicht Zwang an. Ich werde mich entfernen.“

„Wollen Sie noch scherzen, während die Berge zusammenfallen?“ fragte Marcoli's Tochter.

„Bemerkten Sie wirklich die Kleinigkeit, Signora?“ entgegnete er: „Ich glaubte, Sie hätten an seiner Brust einen Weltuntergang vergessen müssen.“

Fortunatus betrachtete ihn kopfschüttelnd und sagte: „Cecchino, welche Sprache!“

„Signor Fortunato Linthi, es ist die Sprache des Enttäuschten!“ versetzte mit stolzer Kälte der junge Mensch; dann, die Augen gen Himmel gewandt, drückte er die Handfläche gegen seine Brust, als leide er einen tiefen Schmerz, wandte sich ab und verschwand im Gebüsch.

Fortunato führte Eufemien schweigend zu ihren Aeltern. Diese waren aber mit den Mönchen und Priestern schon auf der Flucht zur

Stadt. Aus der Stadt hinwieder flüchteten die Menschen in's freie Feld. Hie und da lagen einzelne Beter, oder Haufen derselben, kniend in Wiesen und Aeckern; andere rannten, gejagt von Todesschrecken, den Berg hinunter. Man sah sogar die fanzösische Besatzung in großer Eile nach der Küste ziehen, wo sie in der That auch die Nacht, theils am Strande, theils auf Fischerbooten, zubrachte.

Es ist unglaublich, welche Furcht das Naturereigniß über das Städtchen gebracht hatte, ungeachtet fast kein Jahr vergeht, ohne dergleichen Erscheinungen zu wiederholen. Fortunatus, der im Getümmel der Leute und in der Dämmerung Eufemien verloren hatte, sah die Gassen von Gerace ausgestorben, die Häuser verlassen. Er trieb sich einen guten Theil der Nacht in den Feldern suchend umher, ohne einen der Hausgenossen zu finden. Dann kehrte er zurück und schlief im leeren Gebäude allein.

16.

Die Trennung.

Erst am folgenden Tage bevölkerte sich allmälig die stille Bergstadt wieder; eben so das Haus Marcoli. Auch Cecco fand sich ein, aber nicht mehr der Vorige. Sein ganzes Wesen hatte Verwandlung gelitten. Der alte Muthwille war bedachtsamer Ernst geworden; das einschmeichelnde Gefällige, trockene Höflichkeit; der muntere Witz, erzwungener Scherz. Fortunatus errieth den Grund dieser Veränderung; aber vergebens bemühte er sich, den Erzürnten zu versöhnen, oder ihn auch nur zu bewegen, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten, damit er ihm den Dorn der Eifersucht aus der Brust ziehen könne. Etwas glücklicher schien Eufemia zu sein. Ohne ihr wieder so nahe, als sonst, zu stehen, beobachtete Cecco doch gegen sie alle die kleinen Artigkeiten, zu welchen ihn Achtung gegen das weibliche Geschlecht, Sitte und Gastfreundlichkeit des Hauses verpflichteten.

Zwar gewann er endlich nach mehreren Tagen die sonstige Lebhaftigkeit wieder, aber sie schien mehr aus einem innern Kampf und einer glücklichen Selbstüberwindung, als aus jenem änderlichen Flattersinn des Knabenalters hervorgegangen zu sein, worauf sein Freund gerechnet haben mochte. Diesem wich er überall aus, so viel es irgend der Anstand erlaubte; und nur zuweilen, wenn er sich un-

bemerkt glaubte, heftete er auf denselben lange, düstere Blicke. Wie viel der junge Mensch litt, verrieth sich in den verweinten Augen, mit denen er zuweilen in der Gesellschaft erschien.

Der alte Friede war gebrochen. Fortunatus duldete dabei nicht viel minder, als das wunderliche Kind. Er hing an diesem mit einer größern Zuneigung, als er vorher gewußt. Er konnte den Verlust von dessen Freundschaft nicht ertragen. Vergebens ward er über die Thräne unwillig, die ihm, wenn er allein war, in's Auge stieg, sobald er des abtrünnigen Lieblings gedachte. Er konnte, wenn Cecco ganze Tage außer dem Hause in anderer Gesellschaft zubrachte, was von nun an nicht selten geschah, seine ungeduldige Langeweile kaum verbergen, seiner Sehnsucht nach dem Knaben nicht Meister werden. Ja, diese ging in eine Art Eifersucht über, als er dem halbvergessenen Sir Georg Down mehrmals in Cecco's Begleitung begegnete. Er hatte den Muth nicht, beide anzureden. Es trat eine Bitterkeit in sein Gemüth, wie Menschenhaß, da er sich von denen zurückgedrängt fühlte, welchen er das Leben gerettet, und die er geliebt hatte, wie undankbar sie auch gewesen sein mochten.

In diesen martervollen Verhältnissen verstrichen drei Wochen. Er sehnte sich weit hinweg von Gerace, durstig nach einer großen Zerstreuung, die ihm allein die ehemalige Stille des Gemüths zurückgeben konnte. Aber aus dem Hauptquartier erschien weder Befehl zum Aufbruch, noch zur Freilassung der Schiffbrüchigen. Es half ihm nichts, den neuen Befehlshaber des Platzes — denn auch der menschenfreundliche Lucerne war nicht mehr hier — einen Tag um den andern mit seinen Besuchen zu bestürmen. Kapitän Abram, ein sonst wackerer Degen, wies ihn Tag um Tag zur Geduld. Es half ihm nichts, bei Eufemien über Cecco's Trotz zu klagen. Das gute Mädchen hatte nur Thränen für ihn. „Ich weiß es wohl," seufzte es dann: „er thut Ihnen schmerzliches Unrecht; und mich liebt er nicht mehr. So mag er denn gehen. Bin ich ihm gleichgültig, kann ich ihn vergessen.

Auch Fortunatus machte den Versuch des Vergessens. Aber er vergaß zuletzt nur sich selbst und seinen Vorsatz. Sein Herz entbehrte zu viel; die Macht der Gewohnheit heischte und herrschte zu heftig. Immer und immer wieder schwebte der liebenswürdige Knabe vor ihm, dessen geistvolle Tändeleien, dessen kindliche Güte und Anhänglichkeit, dessen Starrsinn oder unbestechliche Beharrlichkeit neben dem schnellsten

Wechsel der Gemüthsstimmungen ihn bisher ununterbrochen auf eine eben so sonderbare als angenehme Weise ausschließlich beschäftigt hatten.

Zuletzt, ärgerlich über die eigene Schwäche, führte ihn, im Kampf mit übermächtigen Gefühlen, gegen welche alle Gründe der Vernunft eitel blieben, ich möchte sagen, ein Instinkt des Geistes, der seine Hoheit nicht aufgeben kann, den richtigen Weg. Er beschloß, sich und die Sache gehen zu lassen; nicht das Unmögliche, nicht plötzliche Ausrottung seiner Erinnerungen, Gewöhnungen und Neigungen zu versuchen, sondern mit dem Leichtern zu beginnen; Zerstreuungen aller Art zu wählen; den Knaben auf dem ehemaligen Fuß zu behandeln, ohne höhere Theilnahme gegen ihn, als gegen Andere, und immer gleichsam sich selber im Lauf der Gedanken und Empfindungen zu unterbrechen, sobald sie ihre alte Richtung nehmen wollten. In diesem innern Kriege gegen sich selber — und der ist ja der schwerste sogar des Welteroberers — bewaffnete er, wider Gefühle, Gefühle, Männerstolz gegen weinerliche Weichheit, und Selbstachtung reifern Alters gegen Schmerz und Kränkungen von einem verzogenen Kinde.

Er mußte sich im Stillen freilich selber über seine Kunst und Mühe wundern, in einer dem Aeußern nach unerheblichen Sache, Herr von sich zu werden. Aber er irrte mit vielen andern Söhnen Adams, die eine allfällige Neigung für bedeutungslos halten, oder es Thorheit nennen, ihr zu entsagen, so lange sie keine Schädlichkeit zeigt. Die unschuldigste Neigung ist schuldig an uns geworden, wenn Nichtstillung derselben größeres Mißbehagen, als ihre Befriedigung Lust bringt.

Was jedoch der besonnene Jüngling thun mochte, sich vom Zauber der Verhältnisse loszuringen: sein Schicksal verstrickte sich immer tiefer in die Schicksale des Creolen.

17.

Zufall in der Ruine.

Mehrere Tage nach dem Erdbeben kehrte er von einer jener Lustwanderungen zurück, die er allein oder in Gesellschaft Anderer zu machen liebte, und eben jetzt mehr, denn sonst, seiner Zerstreuung willen, wiederholte. Es war ein schwüler Tag gewesen. Die abend-

liche Sonne, durch Wetterwolken ziehend, schoß von Zeit zu Zeit stechende Strahlen.

Der junge Mann befand sich schon nahe am Städtchen, als unversehens ein Gewitterregen mit wolkenbruchartigen Strömen niederrauschte. Er floh gegen ein verfallenes Gebäude, welches unweit seines Weges halb im Schutte lag, ein trauriges Denkmal der furchtbaren Naturereignisse vom Jahr 1783. In einer Art Vorhalle, unter dem Bruchstück eines vom Erdbeben zur Hälfte niedergestürzten Gewölbes, fand er Schutz. Das Mauerwerk umher, in mannigfaltigen Rissen zerspalten, hing kaum noch zusammen. An einer Wand sah man das in Stein gemeißelte Wappen des fürstlichen Hauses Grimaldi, welches seit alten Zeiten oberherrliche Rechte über Gerace und die Umgegend gehabt.

Fortunatus stand im Begriff, um die leere Zeit des Wartens auszufüllen, die übrigen Theile der Ruine zu besichtigen, als er Tritte und Stimmen von Personen hörte, die wahrscheinlich aus gleicher Ursache, wie er, in dies öde Gemäuer geflohen waren. Eine der Wände trennte sie von ihm. Er erkannte deutlich, an Ton und Redensarten, den gelehrten Vetter Pasquale, welcher schon seit mancher Woche nicht mehr im Städtchen erblickt worden war. Aber mit noch höherm Erstaunen vernahm dazu er die Stimme Cecco's. — Fortunatus verhütete nun die leiseste Bewegung.

„Welchen Grund hatte er, Sie, vortrefflicher Cavaliere, zu verhaften?“ sagte Cecco? „Ihr langes Ausbleiben hat mich fast krank gemacht. Nun sterb' ich vor Ungeduld, Alles zu erfahren. Geschwind, den Brief der Marchesa Bioganni?“

— Zum Glück gab sie mir keinen. Sie und Graf Ribera leben in Todtfeindschaft gegen einander.

„Keinen Brief? Und das nennen Sie Glück? Ich nenn' es mein Unglück!“

— Mit nichten, Signor Cecco. Ich bin so alten Adels, glaub' ich, als der Graf. Aber wär' ihm ein Brief in die Hände gefallen, er hätte mich, wie seinen Lehnbauer, gestriegelt. Meinen Sie, man würde mir, wie einem guten Edelmann, den Kopf mit dem Beil abgeschlagen haben? Nimmermehr; an den ersten besten Baum hätten sie mich aufgeknüpft!

„Mein Schreiben aber an die Marchese?“

— Das ist eine andere Frage! Merken Sie sich, junger Herr:

Signor Pasquale hat schon tausend Advokaten mit langer Nase aus den Gerichtssälen verschickt; Vacabunnu Mariolu! was sind ihm sizilianische Bauern dagegen.

„Der Ruhm Ihrer Klugheit, Signor Cavaliere, ist weltkundig. Erzählen Sie, mit welcher List Sie zur Marchese gelangten? Ich brenne vor Begierde, Ihre Thaten zu bewundern. Warum brachten Sie den Pietro Marucca nicht mit sich her?“

— Pietro? Ho, der dient unter den Fahnen des tollen Cancellieri und fährt im Lande herum, oder im Lande der Todten?

„Wo sahen Sie den Cancellieri? Sie meinen den Vivenzio?“

— Ja, den wüthenden, tollen Hund! Graf Ribera ist neben dem ein heiliger Engel; aber freilich ein blinder. Der rasende Cancellieri führt ihn, wie der Hund den augenlosen Herrn. Im Grunde sind sie Alle blind. Sie wissen nicht, daß sie mir in die Hände arbeiten und immer mir. Sobald ich mit Marucca nach Reggio kam — —

„Um Gotteswillen, nach Reggio? Ich befahl nach Sciglio!“

— Sciglio? Warum? Die Dinge haben längst geändert. Der Prinz von Hessen-Philippsthal hat, von Messina herüber, 6000 oder 8000 Sizilianer in Reggio ausgeschifft. Voran schwärmten zu Tausenden calabresische und sizilianische Bauern. Still, ganz still! sag' ich. Alles ist von mir, ich sage, von mir angestellt. Die Leute wissen nicht, wer ich bin. Geduld! in wenigen Tagen sind die wilden Banden bei uns in Geraee. Ich lasse sie kommen.

„Also der Prinz von Hessen-Philippsthal wirklich schon in Reggio?“

— Weiter, weiter! schon in Seminara. Die Franzosen können nicht Stand halten; laufen wie Hasen vor Windhunden. Weiter, weiter! der Prinz steht schon zu Gioja, zu Nicotera. Weiter, weiter! er marschirt gegen Mileto. Mit den Franzosen ist's aus! König Joseph packt ein. Ferdinand und Karolina in Palermo sind reisefertig, ihren Einzug in Neapel zu halten. Aber merken Sie sich's, junger Herr: Keine Rechnung ohne Wirth! Mehr sag' ich nicht. Gewisse Leute, wohlverstanden, gewisse Leute, werden dem alten König und seiner Königin die Rechnung machen. Damit ist Alles gesagt! Alles!

„Alles und Nichts! Belieben Sie sich deutlicher zu erklären. Also wären wir vor den bewaffneten Banden der Sizilianer keinen

Augenblick mehr gesichert? Ich glaube kaum daran. Die französische Besatzung würde davon Wind bekommen haben."

— Blind sind sie, blind, alle blind, Franzosen und Sizilianer.

"Und Graf Ribera selbst ist mit den bewaffneten Bauern?"

— Versteht sich! Dick, wie Bienenschwärme, wie Heuschreckenschwärme, fahren sie durch's Land. Der Graf ging von Sciglio gegen Monteleone. Der Cancellieri will mit seinen Leuten auf englischen Schiffen nach St. Eufemia oder Amantea, den Franzosen in den Rücken.

"Das steht schlimm, Signor Capo Ruota. Was wird denn aus uns armen Schiffbrüchigen?"

— Pah! man metzelt nur die Franzosen nieder; euch Andere läßt man leben. Weiter nichts. Dann machen wir uns an die Sizilianer, und setzen alle Prozeßformen auf die Seite. Wir vespern sie kurzweg. Merken Sie sich das! Wir vespern sie auf gut sizilianisch. Aber das bleibt unter uns.

"Allerdings! doch möcht' ich — —"

— Beileibe, keine Silbe davon! Sie schwören mir — —

"Nun, ich schwöre bei allen Heiligen. Wollen Sie mir aber endlich auch das Schicksal meines Briefes sagen?

— Ich übergab ihn der Signora Marchesana Vioganni; und Pietro händigte ihr zugleich, mit mir, den seinigen ein.

"Sie sind ein unvergleichlicher Mann, Signor Cavaliere. Und weiter! Wo, wie war die Marchesa?"

— In ihrem Palaste vor der Stadt. Wir wurden köstlich bewirthet. Ich empfing ein Prachtzimmer und drei Bediente. Sie nannten mich nicht anders, als Signor Cavaliere. Doch das beiläufig; denn man weiß doch nicht, wer ich bin.

"Sagt' ich's Ihnen nicht vorher, man würde Sie auf Händen tragen?"

— Die Marchesana gab mir beim Abschiede ein Reisegeld, nicht geringer, als ein Präsident der königlichen Kammer Monatssold bezieht. Im Nothfall soll ich Sie, junger Herr, mit Geld unterstützen, um nach Sciglio zu gelangen.

"Ich? allervortrefflichster Cavaliere, ich? nach Sciglio? wie gerathen Sie auf den tollen Einfall? Das kann die Marchesa nicht wollen. Gewiß hat die Marchesana nicht davon gesprochen. Ihr herrliches Gedächtniß irrt."

— Signor Cecco, merken Sie sich das: Ein Mann, der alle Constitutionen des Reichs, seit König Rogers Zeiten inne hat, item, die Uebungen des Gran Corte, dazu neun Quartbände der sämmtlichen Dispacci Karls III und so weiter, ungerechnet den dicken, doch überflüssigen Codice Canonico*), — ein Mann, sag' ich — — merken Sie das! — ein Mann — — was wollt ich eigentlich sagen?

„Sie wollten mir sagen, warum ich nach Sciglio müsse?“

— Weil die Marchesana Vioganni Sie dort erwartet oder erwarten will, und müßte sie da, wie sie sagte, ein Jahr lang wohnen. Auf dem Schlosse werden Sie beim Kommandanten den Aufenthalt der Marchesa erfahren. Sie solle, wolle, müsse mit Ihnen vom Schicksal der Donna Beatrice Piff — — Puff — — der Teufel behalte den Namen! Uebrigens es ist die Tochter des Herzogs — — von Piff — Puff —. Merken Sie das wohl, unser einer hat an andere Dinge, als an Weibernamen, zu denken.

„Gut, gut; die Staatsgeschäfte des Königreichs reißen alle Aufmerksamkeit Ihres großen Geistes an sich. Ich verlange nichts mehr von Ihnen zu wissen, als zu welcher Zeit die Marchesa nach Sciglio herüber zu kommen denkt?“

— Pünktlich gaben sie den Tag an; Sie sollten, wo möglich, nicht fehlen. Also richten Sie sich danach.

„Vortrefflich; geben Sie mir aber den Tag an. Ich werde mit unterthänigem Gehorsam erscheinen.“

— Der Tag? Ich glaube, — ja, richtig! May, Juni, Juli — — übrigens mag Maruccа das besser behalten haben. Auf jeden Fall steht dieser verlangte Tag im Kalender. Er wird sich also wohl darin finden lassen.

„Das glaub' ich, Scharfsinnigster aller Capo Ruota's; doch bitt' ich, besinnen Sie sich. Es liegt mir zuviel daran, den Tag zu wissen.“

— Wir und unsers Gleichen sagen zu dergleichen Nichtigkeiten: Minima non curat Praetor! Konnte sich doch selbst Graf Ribera nicht erinnern, Sie, junger Herr, je in seinem Leben bei der Marchesa Vioganni gesehen zu haben. Ich beschrieb Ihre kleine Figur, Ihre Tracht und das Creolengesicht dazu pünktlich. Kein Steckbrief ist treuer. Umsonst. Er hatte keinen Cecco gekannt.

*) Gesetzbücher des Königreichs Neapel.

„Was? Wie? Hätten Sie vielleicht — — ? Welcher böse Geist plagte Sie, dem Grafen Alles auszuplaudern? O aller-eseligster der Esel!“

— Vacabunnu Mariolu! Wer ist der Esel? Antwort!

„Welche Frage! Sprechen Sie nicht vom Grafen? Sagten Sie nicht, er erinnere sich meiner nicht? Und doch wissen Sie selber, wie oft Sie in's Haus der Marchesa kamen, als die schlanke Zofe Bettina Ihre Huldigungen empfing, die Undankbare, die Ihnen so manchen Streich gespielt! Und doch wissen Sie selber, daß sich die Marchesana meiner erinnerte, sobald Sie ihr das Schreiben von mir gaben? Und der Graf wußte nichts von mir?“

— Kein Wort. Er wollte immer mehr von mir erfahren; er ließ mich verhaften; drohte mich gefangen zu halten, foltern zu lassen, bis ich ihm vom untergegangenen Triestiner Schiff alle Leute genannt haben würde.

„Der Graf ist Tyrann von Haus aus. Ich erstaune, daß Sie dem Wüthrich entwischen konnten.“

— Ich? ha ha! Niemand habe Kummer um mich. Ich vertröstete ihn auf Ihre baldige Ankunft zu Messina, begleitet von Ihrem Castor oder Pollux, Ihrem Reisegefährten, Signor Fortunato, der in englischen Kriegsdienst treten möchte.

„Auch das sogar schwatzten Sie aus? Was ging das den Grafen an?“

— Warum sollt' ich aber Geheimniß aus einem rothhaarigen Menschen machen, der am hellen Tag auf den Gassen von Gerace lustwandelt?

„Sie sind ein gewäschiges, altes Weib! Schaffen Sie mir den Pietro Marucca zur Stelle her, mög' er stecken, wo er wolle. Ich muß ihn morgen, muß ihn heut' sprechen. Bringen Sie mir den Marucca nicht: so verwett' ich Kopf und Hals, nicht Präsident, nicht einmal Stubenfeger und Büttel der Republik sollen Sie werden.“

Hier verstummte das Gespräch. Vermuthlich hatte sich Cecco rasch entfernt; denn Pasquale rief ihm mehrmals nach, murmelte undeutliche Flüche, und stolperte über den Schutt davon.

Eine Weile später verließ auch Fortunato seinen Schlupfwinkel. Die angehörte Unterredung gab mancherlei Stoff zum Nachdenken und Vermuthen. Aber sein erster Weg war zum französischen Befehlshaber des Platzes, dem er die Nachricht von der Landung des Prinzen

von Hessen-Philippsthal, und die Anzeige vom Rückzug der Franzosen, als allgemeines Volksgerücht, mittheilte.

„Ich weiß das!“ sagte Kapitän Abram trocken, oder vielmehr mit erkünstelter Ruhe: „und weiß leider mehr, als das. Wir haben bei Seminara einige Leute verloren. Die Räuberbanden wachsen täglich, von Sciglio her verstärkt; machen die Wege unsicher und fangen unsere Ordonnanzen auf. Der General läßt mich auf dem verlornen Posten hier ohne Verhaltungsbefehle. Die Briganten können uns zu jeder Stunde aufheben. Ich habe meine Maßregeln jedoch getroffen. Schließen Sie sich mit Ihren Gefährten an uns, sobald der erste Flintenschuß fällt.“

18.

Eine Zumuthung.

Mit diesem unerfreulichen Bescheid entlassen, kehrte der Schweizer in das Haus Marcoli zurück, wo er den Signor Pasquale zu finden hoffte. Seine Erwartung schlug fehl. Bloß im Vorbeigehen vernahm er, der närrische Vetter habe sich zwar wieder gezeigt, aber nur auf kurze Zeit. Cecco fügte mit der gleichgültigsten Miene bei, der Vetter sei ihm vor der Stadt, mitten im Regen, davon gelaufen.

Es lag dem Schweizer zuviel daran, den Capo Ruota zu sprechen und auszuforschen. Er verließ daher den ganzen folgenden Tag das Haus nicht, um Gelegenheit zu finden, sich seiner zu bemächtigen. Signor Pasquale aber erschien nicht. Des andern Morgens ging Fortunatus selbst auf Kundschaft nach ihm aus; und kaum vor die Thür auf die Gasse hinausgetreten, schritt ihm grüßend einer der geistlichen Herren entgegen, der in der Familie Marcoli ziemlich heimisch war. Er hatte sich müßig auf dem Platz vor dem Hause mit andern seiner hochwürdigen Brüder gesonnet. Als der fromme Mann Fortunato's Frage nach Pasquale vernommen hatte, nickte er dienstfertig mit dem Kopf und versicherte, der sei nicht weit. Beide gingen ihn aufzusuchen. Der Priester verließ ihn einige Male, unter dem Vorwand, in den Häusern nachzufragen, wo der Capo Ruota einzukehren pflegte. Nach einer guten halben Stunde Suchens versicherte der Priester, man habe den Cavaliere so eben nach der Kapelle della Croce wandern gesehen. Fortunato kannte diese Kapelle. Sie lag, eine Viertelstunde vor der Stadt, sehr romantisch auf der

Höhe, an einem Felsen, zwischen schattigen Kastanienbäumen. Der dienstfertige Priester ließ sich das nicht hindern, ihn eine Strecke Weges zu begleiten, und dann ihn wenigstens mit den Augen noch bis zur Kapelle zu verfolgen.

In der That saß hier unter dem Vordach der Kapelle ein Bauer, der sich bei Fortunato's Eintritt freundlich von der Steinbank aufrichtete und ihn anredete, aber versicherte, der Capo Ruota, den er wohl kenne, sei nicht da. Ein Wort gab das andere. Der Bauer schien von den neuesten Kriegsereignissen in Calabrien und der gefährlichen Lage der Franzosen sehr genau unterrichtet zu sein. Dies befremdete den Schweizer, bei der herrschenden Volksstimmung, so wenig, als die Neugier des Mannes, alle kleine Umstände vom Untergang der Austria erfahren zu wollen. Fortunatus erzählte wieder, was er schon hundert Male erzählt hatte.

Immer aber kam der Frager auf Signora Rosa di Centi und deren Begleitung zurück, indem er großes Bedauern mit deren kläglichem Tode äußerte. Wie einfältige Miene der Mensch auch machte, ward er doch dem gutmüthigen Antworter bald durch die Art seiner Erkundigungen verdächtig; z. B. wie der Creole zu der unglücklichen Signora gekommen sei? Wie die zwei andern Begleiter derselben geheißen hätten? Von welcher Gestalt, von welchem Alter sie gewesen wären? Ob noch andere Frauenzimmer das Schicksal der Signora gehabt? Ob man von den Habseligkeiten dieser Donna nichts, gar nichts gerettet habe?

Als Fortunato ihm überall mit einem: Ich weiß nicht; ich bekümmere mich um die Leute nicht u. s. w. erwiederte, brach der Calabrese ab, gab dem Gespräch andere Richtung, indem er dem Schweizer wohlwollend den Rath ertheilte, mit dem Pagen der unglücklichen Signora schleunigst Gerace zu verlassen, und sich in Schutz der königlich-sizilianischen Heere zu begeben. Die siegreichen Waffen derselben wären im vollen Anzug; die Streifparteien schon in der Nachbarschaft; die Besatzung von Gerace würde, mit Allem was zu ihr gehöre, gnadenlos niedergemetzelt werden. Da Fortunato die Achseln zuckte, und sich mit dem Ehrenwort entschuldigte, welches er dem französischen Befehlshaber gegeben, ohne Bewilligung des Generals Reynier sich nicht zu entfernen, warf der Bauer links und rechts flüchtige Blicke, und sagte mit auffallend geändertem Ton: „Signor Linthi, Ihre Umstände und der Zweck Ihrer Reise nach

Sizilien sind mir nicht fremd. Sprechen wir daher offen mit einander. Sie suchen im Regiment Frohberg eine Offizierstelle. Es hängt von Ihnen ab, sie diesen Augenblick zu erhalten, und morgen das Patent. Haben Sie schon gedient, als Hauptmann, so versprech' ich Ihnen Majorsrang bei den Truppen des rechtmäßigen Königs beider Sizilien. Ich bin ein Anderer, als der ich Ihnen schien.«

»Und wer also sind Sie?« fragte Fortunato, ohne Verwunderung oder Verlegenheit zu äußern.

— Im Dienst des Königs Ferdinand. Verlassen Sie Gerace auf der Stelle. Die Handvoll Franzosen in der Stadt ist schon jetzt verloren. Ich kam und überzeugte mich von der Lage der Dinge hier mit eigenen Augen. Das Nest, sammt den Vögeln d'rin, gehört mir. Meine Leute stehen, auf allen Wegen ringsum, im Gebirg.

»Ganz gut. Aber ich muß den Mann kennen, dem ich mich anvertrauen soll.«

— Wollt' ich Sie betrügen, würd' ich um keinen Namen verlegen sein, und Ihnen Rechenpfennige statt der Goldstücke geben. Gehen Sie. Führen Sie unter einem Vorwande Ihren Mulatten oder Creolen hierher; ich will Sie bei dieser Kapelle erwarten. Morgen tragen Sie Hauptmannsuniform; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Verlieren Sie keine Zeit; denn mir ist die meinige wichtig.

»Können Sie mir ein Ehrenwort anbieten, mir, dem Sie anrathen, das seinige zu brechen?«

— Sehen Sie her! Ich legitimire mich. — Der verkleidete Bauer riß vorn das grobe Wamms und Hemd auseinander, und ließ auf einem Brustleibchen von feinster Wolle das silbergestickte Ordenskreuz des heiligen Januarius sehen.

»Ich bin königlicher Oberst; mein Name Vivenzio, Caneellieri genannt,« fügte er hinzu, während er sich wieder einknöpfte: »haben Sie noch andere Bedenken?«

Der Schweizer betrachtete den Fremden, nun er den Namen desselben gehört hatte, mit größerer Aufmerksamkeit. Er erinnerte sich zu wohl, wie Pasquale und Cecco von diesem Manne gesprochen hatten, und erstaunte eben so sehr über dessen Verwegenheit, sich in eine von Franzosen besetzte Stadt, mitten unter die Feinde zu wagen, als über die Wichtigkeit, welche man auf die Person der Signora Rosa di Centi legte. — »Entschließen Sie sich!« rief der sizilianische Oberst.

„Und wenn mir der Page der Signora nicht folgt?“ sagte Fortunato.

— Führen Sie ihn her. Wir machen's ab. Er geht mit uns.

„Warum sprachen Sie ihn nicht selber, da Sie doch in der Stadt gewesen sind?“

— Er war unsichtbar. Man konnte ihn nicht von der Seite eines gewissen Engländers bringen, mit dem er den ganzen Tag beim französischen Kommandanten zubrachte. Der Kommandant begleitete den Burschen sogar bis zu dessen Quartier zurück. Und, Sie begreifen wohl, für mich ist Gerace kein sicherer Ort. Ich bin nicht ganz unbekannt, und überall gibt's Schelmengesindel und Verräther. Führen Sie den Burschen, Cecco heißt er, glaub' ich, mit sich her. Brauchen Sie Geld?

„Nein, Herr Oberst!“ antwortete Fortunato, der sich erinnerte, daß Cecco mit Sir Down beim Kapitän Abram zu Mittag gespeist und einen guten Theil des Tages daselbst zugebracht hatte.

— Wohlan, Signor Linthi, säumen Sie nicht. Aeußert der Mulatte keine Lust, so dringen Sie nicht zu stark in ihn; aber auf jeden Fall führen Sie ihn zu mir. Ich möcht' ihn sehen. Vielleicht bered' ich ihn, uns zu begleiten. Gehen Sie. Dort kömmt eine starke französische Streifwacht aus der Stadt, den Berg herauf. Ich verberge mich in dieser Gegend und erwarte Sie.

„Verbergen Sie sich nicht, Herr Oberst. Sie schweben in doppelter Gefahr. Sehen Sie eine zweite Streifwacht dort hinten mit uns auf gleicher Höhe, und wie es scheint in der Richtung hieher. Uebrigens werden Sie mir erlauben, daß ich den Bruch eines Ehrenwortes für eine Sünde halte, von der ich im Beichtstuhl zwar, aber nicht in meinem Gewissen absolvirt werden könne.“

Beide schwiegen hier und betrachteten einander unschlüssig; dann verbeugten sich beide in gleicher Zeit gegen einander und trennten sich. Der Oberst schritt raschen Ganges bergauf; Fortunat bergab. Drunten fand er noch den Priester, welcher ihn mit aller Unbefangenheit befragte: warum der Capo Ruota ihn nicht begleite? Und als er hörte, der sei nicht droben gewesen, eben so unbefangen hinzusetzte: „So hat der, welcher jenen Bauer für den Pasquale hielt, sich und uns zugleich betrogen.“

Der Schweizer ging mit leisem Kopfschütteln an dem frommen Mann vorüber, der ihm, Alles zusammen gerechnet, in dieser Sache

nicht ganz lauter schien. Vermuthlich kannte Fortunatus, aus früherer Erfahrung, die Gerngeschäftigkeit und Neigung der meisten italienischen Geistlichen jener Zeit, überall daheim zu sein, und in Herzens- und Kirchen-, Haus- und Staatssachen kleine Gelegenheitsmachereien zu treiben.

19.

Rüstungen zum Aufbruch.

Indessen hatte das Gespräch bei der Kapelle einen Eindruck in seinem Gemüth hinterlassen, dessen er sich gern erwehrt hätte. Er fühlte sich wieder in jene qualvolle Ungewißheit über Alles zurückversetzt, was ihn anging, dergleichen er nur einmal, und zwar vor dem Schiffbruch an der Marina Siderno, empfunden hatte; in einen Zustand, wo alle Erinnerungen des Vergangenen sowohl, als alle Hoffnungen der Zukunft, bedeutungslos verschwinden, weil Grundlage und Bedingung von Allem, nämlich das Leben selbst, in ein zweifelhaftes Spiel geworfen liegt. Es stand ein neuer Schiffbruch bevor: der nahe Ueberfall der wehrlosen Stadt Gerace von Seiten der wilden, regellosen Horden sizilianischer Bauern, calabrischer Flüchtlinge, neapolitanischer Banditen, welche, vom palermitanischen Hofe bewaffnet, von glaubenswüthigen Priestern gespornt, sich in gesetzloser Wildheit zum Morden und Verwüsten heranbewegten. Ihre unmenschlichen Handlungen, ihr viehisches Rasen kannte jeder. Man erzählte davon schauderhafte Beispiele. In Calabrien selbst waren schon Städte und Landschaften früherhin gegen sie in Waffen getreten. Die Franzosen nannten dieselben zwar nur schimpflich „Straßenräuber und Briganten;“ aber konnten ihre Furcht vor diesen Raubheeren nicht verhehlen.

Fortunato hatte jetzt Ueberzeugung von ihrer Nähe durch das Erscheinen des Cancellieri, und vom Einverständniß mancher Einwohner des Städtchens, selbst mancher Geistlichen mit ihnen. Die französische Besatzung war zum Widerstand allzuschwach. Kapitän Abram wußt' es, aber wich nicht. Es blieb diesem keine Wahl, als pflichtmäßig, und der Ehre des französischen Heeres treu, auf seinem Posten unterzugehen. Er war seit einigen Tagen viel thätiger, als je, gewesen, und hatte die Mannschaft zu jeder Stunde schlagfertig gehalten. Die Wachten standen verstärkt. Ausgesandte Streifparteien

schwärmten eine Stunde weit um den Ort. Von Zeit zu Zeit hörte man, vom Städtchen her, das Schlagen der Trommeln.

Hätte der Schweizer, Waffen in der Hand, thätigen Theil an Bekämpfung der heranziehenden Gefahr nehmen dürfen, er würde ohne Zweifel weniger Furcht empfunden haben. Aber daß er, wehrlos, nur Zuschauer, wie am Bord der Austria, den Augenblick der Entscheidung und das ungewisse Loos des Ausgangs erwarten mußte, lähmte ihm allen Muth.

In diesen Ueberlegungen, ohne Zuversicht auf die Handvoll französischer Krieger, im Mißtrauen gegen die Einwohner des Städtchens, ängstigte ihn aber weniger sein eigenes Verhängniß, als die schutzlose Unberathenheit des armen Knaben, welchen er aus den Wellen wahrscheinlich nur einem schrecklichern Schicksal entgegen getragen hatte. Denn aus den räthselhaften Aeußerungen sowohl des Capo Ruota, als des Cancellieri, zwischen welchen ein unverkennbarer, wenn auch dunkler, Zusammenhang stattfand, ging für ihn mehr, als bloße Ahnung hervor, daß dieser Creole in traurige oder widerwärtige Verhältnisse mächtiger sizilianischer Familien verflochten gewesen sein müsse. Cecco's Furcht oder Abscheu, Messina wieder zu sehen, seine Verschlossenheit, wenn von der Vergangenheit Rede war, das sonderbare Verhältniß zu seiner geheimnißvollen Gebieterin auf der Austria, seine große Gleichgültigkeit bei ihrem Verlust, die auffallenden Nachforschungen aus Sizilien wegen dem Schicksal des Frauenzimmers — das Alles deutete finster auf Begebenheiten zurück, in welchen der Creole nicht schuldlos stehen mochte. Seine Liebenswürdigkeit sowohl, mit welcher er sich in jedes Herz einschmeicheln konnte, als seine auflodernde Heftigkeit und sein unzähmbarer Starrsinn schienen mehr geeignet, traurige Vermuthungen zu unterstützen, als zu widerlegen.

Dies Alles aber, weit entfernt, des Schweizers Theilnahme an dem jungen Menschen zu mindern, erhöhte nur ihre Stärke. Die Jugend Cecco's, wie das reine Zartgefühl desselben in allen Aeußerungen, dazu das offene, kindlichfreie Antlitz, in dessen beweglichen Zügen die leiseste Gemüthsbewegung Verräther fand, galten als eben so viele unverwerfliche Zeugen seiner Unschuld. Und welche Unbefangenheit, oder Gleichgültigkeit auch der Knabe seit dem Tage des Erdbebens gegen ihn angenommen hatte, sah Fortunat dennoch überall noch Spuren voriger Anhänglichkeit durchschimmern.

Vom Schicksal, wie vom eigenen Herzen, berufen, Beschützer dieses Verlassenen zu sein, beschloß er, sich auf keine Weise in den gegenwärtigen Gefahren von ihm zu trennen.

Verloren in seinen Gedanken, ging er in die Stadt zurück, wo ihm Sir Down begegnete und mit den Worten anredete: „Jetzt änderts endlich! Die Franzosen brechen auf. Es ist Befehl aus dem Hauptquartier eingetroffen. Die Sachen gehen für sie schief.“

„Wie so?“ fragte Fortunat, dem bei der Anrede froher und banger zu Muth wurde.

— General Reynier ist im vollen Rückzuge. Das Hauptquartier des Prinzen Hessen-Philippsthal befindet sich schon zu Mileto. Hier umher ist das Land im vollen Aufstand gegen seine bisherigen Dränger; die Sizilianer stürmen unaufhaltsam durch die Berge daher. Ihre Vorposten sollen nicht mehr weit von hier stehen. Kapitän Abram zieht zu spät ab.

„Schlimm genug, Sir. Wann geht's mit uns fort, und wohin?“

— Das kümmert mich nicht. Sorge Jeder für sich. Die Verlegenheit der Franzmänner ist so groß, daß sie auf uns Andere keine Rücksicht mehr nehmen, wir mögen bleiben wollen, oder sie begleiten. Ich bleibe hier.

„Die sizilianischen Caraiben zu erwarten? Um Gotteswillen, Sir; erfolge, was wolle, versuchen wir unsere Rettung mit der Besatzung!“

— Wenn ich wollte, könnt' ich nicht. Ich bin krank; ich habe Fieberschauer. Ich würde die Anstrengungen einer Reise, oder vielmehr einer Flucht nicht ertragen. Ich bleibe auf jeden Fall, und finde in jedem Fall hier endlich Freiheit, oder Tod.

Der Brite hielt unbeweglich auf seinem Vorsatz. Fortunatus, um sichere Kunde über den Stand der Dinge einzuziehen, eilte zum Kommandanten des Platzes. Dieser ertheilte eben den Befehl, sieben Maulthiere herbei zu schaffen und sieben Bauern, um sie zu begleiten. Aus den Geberden der Ortsvorsteher, welche den Auftrag empfingen, ließ sich ihre Herzensangst und Hoffnungslosigkeit unschwer errathen, Thiere und Menschen zu solcher Bestimmung zu finden. Der Kapitän nahm auf ihre Bedenklichkeiten und Vorstellungen keine Rücksicht. „Meinet ihr,“ rief er, „ich solle euch oder euern Straßenräubern die Tuchvorräthe hinterlassen, die der Obergeneral für die Armee vom gestrandeten Schiff angekauft hat? Fort! Ihr schaffet mir vor

Abend das Geforderte herbei, oder ich werde mir selbst auf eure Kosten zu helfen wissen.«

Man war mit dem Verpacken der Waare beschäftigt. An den Schreibtischen herrschte die größte Verwirrung. Ordonnanzen kamen und gingen. Alles hatte ein Ansehen von Eilfertigkeit und Gefahr, als stände der Feind schon am Thore.

»Ich höre und sehe, Kapitän, Sie sind im Begriff, Gerace zu verlassen!« sagte Herr Linthi.

»Der Befehl ist dazu diesen Morgen gekommen,« antwortete der Hauptmann: »wir sollen uns nach Monteleone ziehen. Was Sie und Ihre Triestiner Reisegefährten betrifft, ist der Wille des Generals, Ihnen freie Wahl zu lassen, mit uns zu gehen, oder nicht. Als Freund muß ich Ihnen rathen, sich uns anzuschließen. In wenigen Tagen wird Gerace von einem Haufen Räuber besetzt sein, welche schon jetzt das Gebirge unsicher machen. Sie kommen in Lebensgefahr unter diesen zuchtlosen Banden, denen nichts heilig ist. Ich würde nichts sagen, wenn geregelte Kriegshaufen des Feindes einzögen.«

»Wann rücken Sie aus?«

— Die Trommel wird Sie vor anbrechendem Morgen wecken. Halten Sie sich aber jede Stunde fertig zum Aufbruch.

Mit diesem Bescheide begab sich Fortunat zum Hause Marcoli.

20.

Die Versöhnung.

Hier saß die kleine Familie in tiefer Verstimmung beisammen. Die schöne Eufemia zeigte nur noch Augen, deren Flammen in Thränen erloschen waren. Cecco, in muthloser Niedergeschlagenheit, bemühte sich, ihr von Zeit zu Zeit ein Wort der Beruhigung zuzuflüstern, deren er selber bedürftig schien. Frau Marcoli, von Bangigkeit gequält, trippelte bald zum Tisch, bald zum Feuerherd, bald setzte sie sich stumm zu den Uebrigen; bald brach sie in laute Klagen aus. Ihr Gemahl, sonst immerdar der Fröhlichste, sah, mit starrem Ernst in allen Mienen, schweigend in's Leere hinaus, als brütete er über allerlei Entwürfe; sprang zuweilen auf, machte einen Gang durch's Zimmer und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen.

»Wissen Sie es schon?« rief er Herrn Linthi entgegen: »die Sizilianer sind im Anzuge mit ungeheurer Uebermacht; all unser

Gesindel schlägt sich zu ihnen; die Franzosen verlassen die Stadt, übergeben uns dem Schicksal, und suchen die Trümmer ihres in der Flucht begriffenen Heeres auf.“

„Bei unserer lieben Jungfrau und allen himmlischen Heiligen!“ fiel hier Frau Marcoli ein, indem sie die Hände ihres Gastes ergriff: „Was denken Sie jetzt zu thun?“

„Thörichte Frage, Weib!“ unterbrach sie Herr Marcoli: „Unsere Gäste bleiben unsere Gäste. Sie haben keine Gefahr zu fürchten. Sie sind Schiffbrüchige, sind Gefangene der Franzosen, und haben schon durch diesen Umstand den besten Sicherheitsbrief. Die Sizilianer stehen unter britischem Befehl, und Signor Fortunato ist ja auf dem Weg, in englische Dienste zu treten. - Beide unsere lieben Freunde wären verloren und des Todes, wenn sie mit den Franzosen zögen. Sie würden, gleich diesen, niedergemacht werden.“

Eufemia stand von ihrem Sitze auf und fragte mit zitternder Stimme, wie ihre Mutter: „Was denken sie zu thun?“

„Mir eigentlich bleibt keine Wahl!“ antwortete Herr Linthi: „Ich muß Gerace verlassen, mit der Besatzung gehen und wünschen, auch Cecco würde meinem Beispiel folgen. Es zwingen mich allzu-wichtige Gründe.“

Eufemie sank schluchzend auf den Sessel zurück und verhüllte ihr Gesicht. Der Page hingegen fuhr mit unverhehlter Freude von seinem Platz auf; er machte eine rasche Bewegung, als woll' er sich in Linthi's Arme stürzen, bezwang sich aber, wandte sich wieder zu seiner schönen Nachbarin und tröstete sie schmeichelnd.

Frau Marcoli schlug wehklagend die Hände zusammen und rief: „So eilen Sie ja muthwillig in den Rachen eines sichern und grausamen Todes, Signor Fortunato! Haben Sie, wenn auch keine Freundschaft für uns, doch Mitleiden mit sich. Und Sie, junger Herr,“ fuhr sie gegen Cecco fort: „Sie wissen es, vom ersten Abend Ihrer Ankunft her wissen Sie es, ich will Ihre Mutter sein. Sie dürfen nicht von uns. Am jüngsten Tage könnt' ich's nicht verantworten, Sie entlassen zu haben.“

Cecco umarmte mit schweigender Dankbarkeit die Matrone; dann bat er Herrn Linthi um die Gunst, sich wenige Minuten mit ihm allein besprechen zu dürfen, was diesem eben das Angelegenste war, um den Entschluß des Knaben zu erfahren. Cecco führte ihn eine Treppe aufwärts in ein Stübchen, wohin Fortunatus, seit er

dieses Hauses Gast gewesen, nie gekommen war. Die offene Thür des Kämmerchens, in welchem wohlbekannte Kleiderstücke und Schmuckgeräthe, der Tochter des Hauses gehörig, zerstreut umher lagen, zeigte ihr jungfräuliches Schlafgemach. Neben demselben öffnete sich die Thür von dem des Creolen und zwar, zu Fortunatus großem Erstaunen, das geräumigste und mit kostbaren, wenn gleich alterthümlichen Geräthen am zierlichsten ausgestattete des ganzen Gebäudes; ein wahrhaftes Prunkzimmer.

„Ich sehe wohl, lieber Cecchino," sagte der Schweizer, indem er um sich her Gemälde, Spiegeltische und Polstersitze musterte: „überall bist du das Schooskind des Glücks, der Günstling der Frauen."

Cecco antwortete nicht. Er stand inmitten des kleinen Saals, die Arme schlaff herab, die Augen zur Erde gesenkt, mit einem Armensünder-Gesicht da, in Verlegenheit, wie er die Unterredung beginnen solle.

„War ich nicht einst auch der Ihrige, Signor?" sagte er leise und blickte furchtsam auf.

— Zweifelst du, Kind, daß du mir heute so lieb, wie sonst, bist? Bekenne endlich, warum hassest du mich?

„Hassen, Signor? Eher könnt' ich mein Leben, als den Retter desselben, hassen. — Und doch — ich habe Sie schmerzlich beleidigt. Ich that Ihnen weh und unrecht. Umsonst sprach Eufemie für Ihre Unschuld. Ich konnt' ihr nicht glauben. Aber nun, und vielleicht zu spät, ist mein unglückseliger Wahnsinn zerstört. Ein einziges Wort Ihres Mundes hat mich geheilt. Ja, ich habe Gewißheit. Sie lieben Eufemien nicht. Sie kündigten ihr mit unverändertem Gesicht und trockenen Auges Ihre Abreise an."

— Und wenn ich Eufemien geliebt hätte, wunderlicher Knabe, welchen Eintrag hätte dir das gethan?

„Ich bin ein kindisches Kind. Ich fürchtete verloren und verlassen zu sein. Der Schiffbruch ließ mir nichts, als Sie. Mußt ich nicht zittern, daß Sie mir durch die schöne Tochter Marcoli's entrissen würden? — Vielleicht hätt' ich arme Waise nicht zittern sollen. Aber — —" hier senkte er mit schmerzhafter Miene den Kopf auf die Brust: „nun anders konnt' ich nicht, und wär's in den Tod gegangen."

Der Schweizer trat lächelnd näher und sagte, Cecco's Hand nehmend, gutmüthig: „Wir sind also versöhnt?"

Der Creole drückte Fortunato's Hand mit Heftigkeit an seine Brust, dann gegen seine Lippen, und eine warme Thräne des Auges fiel auf die Hand des Retters. Dann blickt' er, wie in wehmuthsvollen Bitten, zu ihm empor, und durch die Thränen schimmerte zugleich ein zärtlich schmeichelndes Lächeln, wie ehemals. „Hab' ich," sagte er, „nichts von Ihrer Huld verloren, der ich mich sonst freuen zu dürfen glaubte?"

Statt der Antwort drückte Herr Linthi seinen jungen Freund an's Herz und küßte ihm die Stirn. — Beide blieben lange schweigend; beide fühlten gleiches Glück, sich wieder gefunden zu haben.

Endlich unterbrach Fortunatus das Schweigen und sagte: „Nun aber, liebe Seele, beklag' ich dich. Ich warnte dich einst vergebens vor Eufemiens Nähe und den gefährlichen Tändeleien deines Herzens. Aber, wenn du mit noch größerer Schwärmerei ihr anhingest: jetzt mußt du sie verlassen."

Der Knabe betrachtete ihn mit ungewissem Blick und sagte: „Warum das große Gewicht auf diese Worte? Gehört mein Leben einem Andern, als dem, der es den Fluthen des Meeres entriß?"

— Du kannst, du willst mit mir nach Monteleone, oder wo irgend wir das Heer der Franzosen finden?

„Signor Fortunato, ich verlasse dies Haus, dem ich Großes schuldig geworden bin, mit blutendem Herzen; aber ich folge Ihnen, wie ein Entzückter."

— Jetzt athm' ich frei. Ich fürchtete deine Widersetzlichkeit, deine Leidenschaft für Eufemien. Es sind unter den sizilianischen Kriegsbanden gewisse Personen, die dir und mir nachstellen. Aber hättest du dich nicht entschließen mögen, Gerace zu verlassen, so würd' auch ich geblieben sein, um dich zu schützen, so gut ich's vermag.

„Wer doch sagt Ihnen solch Mährchen? Mir und Ihnen nachstellen? Wer kennt Sie, wer mich? Glauben Sie nicht daran. Und was hätten Sie, oder was hätt' ich verbrochen?"

— Liebes Kind, nun keine Verstellung weiter gegen mich. Du kennst einen gewissen Vivenzio Cancellieri.

„Dem Namen und Gerücht nach. Ihn selbst sah ich nie. Aber was haben Sie mit diesem?"

— Er schwärmt mit seinen Horden in der Nachbarschaft von Gerace im Gebirg. Er sucht dich. Als Bauer verkleidet, sprach er mich diesen Morgen an, bei der Kapelle della Croce. Er war selbst

in der Stadt hier. Ohne Zweifel hat er Aufträge von einem Grafen Ribera, der von Briefen weiß, welche du ziemlich unvorsichtig nach Messina zu schicken wagtest.

Der erschrockene Knabe hörte mit weit aufgerissenen Augen und zurückgehaltenem Athem den Bericht seines Freundes, der, was er wußte, erzählen mußte, und wie man leicht denken kann, gern und mit aller Umständlichkeit erzählte. Denn theils hoffte Fortunatus jenem damit größere Behutsamkeit werth zu machen, theils von ihm über die frühern Verhältnisse ein Licht zu empfangen, welches nicht gleichgültig sein konnte. Allein, je mehr Cecco hörte, je sichtbarer verlor sich dessen anfängliche Furcht; die Züge seines Gesichts traten allmälig aus ihrer Spannung in die natürliche Ruhe zurück; er lächelte zuletzt mit einem Ausdruck der zärtlichsten Erkenntlichkeit den Erzähler an und sagte: „Wunderbraver Mann! ich sollte sagen heiliger Mann! In der anspruchlosen Einfachheit Ihres Gemüths ahnen Sie selber nicht, wie edelsinnig, großmüthig, heldenhaft Sie sind! Sie wachen über mich, wenn ich in kindischem Grollen von Ihnen weiche — ach, meine Gedanken wichen doch nie von Ihnen! — Sie schwebten wieder in Lebensgefahr bei jener Kapelle, glauben Sie es mir; — und für wen? — Aus meinem Leben ein Jahr ist ja noch keine Stunde des Ihrigen werth. Sie mahnen mich zur Flucht, und wissen doch, daß Ihr Entweichen mit der französischen Besatzung Sie nothwendig den Engländern verdächtig machen und den Zweck Ihrer Reise von Triest vereiteln muß. Ist Ihnen denn bekannt, daß Sir Down sich weigert, Gerace zu verlassen; bekannt, daß alle unsere Schiffbruchsgefährten zurückbleiben werden? Was kann sie bewegen, Ihr ganzes Glück meinem Elende zu opfern?“

„Davon ist diesen Augenblick die Rede nicht, Cecchino, auch nicht von meiner Heiligkeit. Ende mit den Schwärmereien! Vergilt mir lieber mit ungefälschtem Vertrauen, das du an die Marucca's und Pasquale's auf leichtsinnige und gefährliche Weise verschwendet hast. Sage ehrlich, warum sucht man dich und deine vormalige Herrin? Wer ist dieser Graf Ribera, und weshalb stellt er dir nach?“

Der Creole hob Hände und Augen in demüthigem Flehen zu ihm auf und sagte dann nach einigem Schweigen: „Ich darf nicht! ich darf nicht! — Nein, Pasquale und Marucca sind meine Vertrauten so wenig, als irgend ein Briefträger der Ihrige ist.“

„Wie kann ich, bei deiner Verschlossenheit, glauben, daß ich dir lieb sei? Geh, Cecchino, ich war dir nie theuer.“

„O Fortunato!“ seufzte der Knabe.

„Oder bildest du dir ein, daß man durch Mißtrauen Zuversicht in Andern pflanzt? — Du nennst mich deinen Freund; leiste den Beweis, daß du der meinige seist.“

„Soll ich — muß ich ihn leisten?“ erwiederte der Knabe in einer Bewegung, die innern schweren Kampf verrieth: „O theurer Fortunato, stehen Sie ab von Ihrem Begehren; um des Lebens willen, das Sie retteten, stehn Sie ab. Sie haben, Sie allein, eine Gewalt über mich, wie kein anderer Sterblicher. Ich schwanke, ich bin im Begriff, zu gehorchen. Mein Gehorsam wird mein Tod sein; — aber, ich gehorche und sterbe, um den höchsten und letzten Beweis meiner ewigen Freundschaft zu bringen. Dann — —“

Herr Linthi, der durch die Heftigkeit des Knaben und durch die Innigkeit, mit der er bat, erschüttert ward, wollte es doch nicht zum Aeußersten treiben, weil er an der Wahrheitsliebe des jungen Menschen nicht zweifelte, und nicht wissen konnte, welche Folgen der geforderte Gehorsam herbeiführen könnte. „Nein, Cecco,“ unterbrach er ihn: „fern sei, daß ich dich zum Reden zwinge. Ich bin dein Gebieter nicht.“

„Aber Sie sind es! Und ich stehe bereit, das Schweigen über mich zu brechen. Ich will untergehen; ohne Klage untergehen, — aber Sie sollen nicht an meinem Herzen zweifeln!“

— Gut, liebes Kind, ich zweifle nicht. Du bist schuldlos.

„Ja, bei dem Allwissenden! schuldlos bin ich. Sie sollen, Sie werden es einst erkennen. Und wollen Sie mir das Geständniß in dieser Minute entreißen, Sie werden es in diesem Augenblick erkennen! Aber dann bleib ich in Gerace zurück, und erwarte meine Henker. Wir trennen uns auf ewig.“

— Wohlan, Cecchino, nichts mehr davon. Schnüre dein Bündel, wie ich das meinige. Monteleone ist zwei starke Tagreisen von hier durch's Gebirge. Wirst du auch die Mühseligkeiten der Wanderung ertragen mögen?

„Leichter soll kein Vogel die Lüfte durchziehen, als ich neben Ihnen die rauhesten Bergwege.“

21.
Der Zug nach Monteleone.

Die Anstalten zur Abreise wurden getroffen. Wir ersparen es, den Trauertag im Hause Marcoli und die verzweiflungsvollen Bestrebungen Eufemiens und ihrer Mutter zu schildern, um die geliebten Gäste zurückzuhalten. Erst gegen sechs Uhr Morgens, am andern Tage, wirbelte der Trommelschlag durch die Gassen, und mahnte zum Abzug. Man riß sich weinend von einander. Als Fortunatus aber Eufemien die Hand zum Abschiede bot, rang sie die Hände, schwankte ihm näher, umschlang mit beiden Armen seinen Nacken, heftete ihre heißen Lippen auf die seinigen, seufzte dann: „ich habe genug gelebt!“ und sank erblaßt nieder.

„Fürchtete ich's nicht? Helft ihr, sie stirbt!“ rief Cecchino, und warf schnell einen ängstlichen Blick voller Bedeutsamkeit auf den jungen Schweizer.

Das arme Mädchen lag, gleich einer Entseelten, in tiefer Ohnmacht. Das Haus ward voll Jammers. Man rief Priester und Aerzte.

Als Eufemie nach einer Viertelstunde wieder Spuren des zurückkehrenden Lebens zeigte, endlich die Augen träumerisch und irre aufschlug, ergriff der Creole die Hand seines Freundes und rief: „Gottlob, sie athmet! Lebt wohl! Alle! Fort, fort, Signor Fortunato, tödten sie das holde Kind nicht zum andern Male!“ Er riß ihn gewaltsam mit sich aus dem Hause, und ungestüm durch die Gassen zum Sammelplatz der Soldaten.

„Ich wußt' es, nur ich!“ sagte er: „Eufemia kannte sich selber nicht; kannte die wilde Gluth einer Leidenschaft nicht, in der sie nur für Sie und für nichts sonst athmete. Ich wußt' es, was sie Ihnen und was sie sich selber verbarg. O Fortunatus, Sie sind ein furchtbarer Mensch! Ich zitterte diesem Ausbruch der verheimlichten Flammen und dem Augenblick der Trennung entgegen. Sie lebt aber! Ich begreife nicht, wie die Beklagenswürdige das Leben wieder gewinnen konnte. Arme Eufemia, was willst du noch mit deinem Leben?“

— Ich verstehe dich kaum, Cecco. Was schwärmst du dir da? Gegen Eufemien hab ich nie einen Schritt über die Grenzlinie der allgemeinsten Höflichkeit hinaus gethan. Wenigstens weiß ich mich alles Vorwurfs frei.

„Glaub' ich's doch gern. Ja Fortunato, gern glaub' ich's, daß

Sie der Engel des Heils und des heillosesten Verderbens zugleich sind. Was weiß denn die Sonne von den Schöpfungen und Verwüstungen, die ihr Strahl bringt? — O Eufemia! o Fortunato! — —"

Cecco hatte noch gute Lust, seine Ausrufungen fortzusetzen; aber der Trommelschlag, mit welchem sich die versammelte Besatzung eben zum Abzug in Bewegung setzte, unterbrach ihn. Man führte ein Maulthier herbei, welches Fortunatus Tags vorher mit Hilfe des Herrn Marcoli gefunden und um baares Geld angekauft hatte, um seinem jungen Freunde die Mühsamkeiten der Reise zu erleichtern. Ein Händedruck, ein beredter Blick des Knaben bezeichnete dessen freudige Ueberraschung und Dankbarkeit. Er schwang sich mit Leichtigkeit in den Sattel und folgte dem Zuge der Kriegsleute gegen das Gebirg. Neben ihm wanderte gemächlich der junge Schweizer im Gespräch. Von den ehemaligen Reisegefährten auf der Austria hatte es sonst kein Anderer gewagt, die Wanderung durch die Appenninen zu machen, als der ehrliche Stauffacher von Glarus. Die Uebrigen waren in Gerace, gleich dem Engländer Georg, zurückgeblieben, und erwarteten ihr besseres Loos aus den Händen der blutdürstigen, ungezügelten Barbaren, die, von Sizilien aus, König Ferdinand in wilden Schwärmen über Calabrien ausfliegen ließ. Man hat nachher nichts weiter von jenen Unglücklichen vernommen. Sir Down entkam nur durch eine Art Wunder.

"Seht Ihr, Herr Landmanns," sagte Stauffacher zum jungen Linthi: "die Sprache des Menschen ist zwar nur ein Hauch; aber aus diesem Hauch hat Gott der Herr, zur Zeit des Thurmbaues von Babel, eine unsichtbare Scheidemauer zwischen Völkern und Völkern gebaut, welche die Menschen gewaltiger trennt, als die höchste Kette von Eisbergen, und als das breiteste Meer. Unsere welschen Reisegefährten nennen zwar ihre eigenen Sprach- und Landsgenossen Mörder und Schelmen, wollen aber lieber sich denselben auf Gnad' und Ungnade ergeben, als mit den Franzosen ziehen, die ihnen das Leben gerettet und große Barmherzigkeit erwiesen haben. Nur weil diese braven Leute französisch reden, dünken sich jene unter ihnen allezeit verrathen und verkauft. Ich habe gestern den ganzen Tag eitler Weise mich heiser gepredigt, wie Jonas zu Ninive. Aber sie blieben in ihrer lieben Dummheit zu Gerace und ich empfahl sie der Gnade Gottes."

"Sie könnten derselben bedürftig werden!" erwiederte Fortunatus.

„Ich glaub's, Herr Landsmann," sagte jener: „aber all das welsche Volk hier zu Lande ist seines Heidenlebens gewohnt, wie salva venia bei uns daheim ein Zuchtstier der Rippenstöße des andern. Hier wagt sich keiner eine Stunde vom Dorf ohne heimliche Waffe. Wenn ich Leuten erzähle, wie in unserm lieben Vaterland der Fremdling, das Ränzel auf dem Rücken, sicher zu aller Zeit, Tags und Nachts, wandern könne, ohne nur einen Stock für Nothwehr zu tragen, hielten mich die ungläubigen Thomasse für den ärgsten Windbeutel und Lügner."

„Ländlich, sittlich!" entgegnete Fortunatus: „Ich wanderte übrigens hier so furchtlos wie in der Schweiz, und erinnere mich dankbar an Gerace."

„Ich auch," stimmte Stauffacher ein, indem er mit dem Kopf zweideutig dazu nickte: „Gott sei gepriesen, ich brachte meine vierundzwanzig Rippen glücklich davon, ohne daß sich je eine kalte Messerklinge zwischen sie schob. Verzieht man nur das Maul, so ist man mit dem Stilet bei der Hand. Geschieht Unglück, gut; der Mörder spaziert für einige Wochen in ein anderes Dorf, und kehrt mit Gnadenbrief und Absolution wieder zurück, ehrlicher als vorher. Ja, Herr Landsmann, wir beide wollen unsere Lobwasserschen Jubel- und Dankpsalmen anstimmen, sobald wir einmal wieder den theuerwerthen Vaterlandsboden unter unsern Sohlen haben.

„Und doch ist's ein Land," rief Fortunatus, „schaut umher, es könnte ein Himmel auf Erden sein."

„Allerdings," erwiederte der Glarner: „wenn man darin Justiz und Polizei erfunden hätte. Sie haben es aber erst bis zu den Sbirren und Advokaten gebracht, welche ihre Prozesse von einem Menschenalter zum andern, bis zum jüngsten Gericht spinnen. Mein Wirth erzählte mir, ein Erzgaudieb und Meuchelmörder sei einmal nach vielen Jahren wirklich zum Tode verurtheilt worden. Als die Sentenz von Neapel kam, war der Kerl schon seit drittehalb Jahren gestorben."

„Hattet Ihr zu Gerace schlechte Bewirthung?" fragte Fortunatus.

„Ich kann nicht klagen, Herr Landsmann. Ich wohnte in einem kleinen Hause von Stein, dergleichen man bei uns in den hohen Alpen findet, wo kein Holz mehr gedeiht. Aber, das muß ich loben, in solcher calabrischen Sennhütte, oder wie wir's bei uns heißen,

Figler, herrscht Freiheit und Gleichheit der Rechte. Der Herr vom Hause, die Frau, die Kinder, der Gast, die Sau, das Pferd und der Esel, Alles hat mit einander bei Tag und bei Nacht das gleiche Zimmer. Darum strich ich meistens außer der Stadt herum. Da sah ich Ende März schon die Saubohnen zeitig; die Erdäpfel in Blüthe, weite, kräuterreiche Wiesen unangebaut und ohne Heerden. — Der Boden bringt, was man will; drei bis vier Pomeranzen kauft man für einen Grano, oder sieben, acht Zitronen für eben so viel, das thut ungefähr einen Kreuzer bei uns. Hieher unsere armen Tagwenleute aus der Schweiz, und der Himmel auf Erden wäre fertig!"

Vermuthlich fand Herr Linthi das Gespräch mit dem Landsmann unterhaltender, als der Leser desselben. Darum setzte es jener noch lange fort, bis der Zug um Mittag die Höhe des Gebirges erreicht hatte. Hier aber brachte plötzlich ein gräßliches Schauspiel den langen Zug der Krieger in Unordnung und wilde Bewegung. Mitten in der Straße lagen die verstümmelten Leichname von drei französischen Soldaten, welche ungefähr eine halbe Stunde weit vorausgegangen waren. Einer derselben gab noch die letzten Spuren des Lebens von sich. Allen waren die Nasen abgeschnitten, die Augen ausgestochen, die Leiber durchbohrt. Man hatte keinen Schuß gehört. Die Unglücklichen mußten von den sizilianischen Mördern unversehens umringt und überfallen worden sein. Die Wuth der Kriegsleute bei diesem Anblick von Unmenschlichkeit grenzte an Raserei. Sie erhoben ein fürchterliches Geschrei des Fluches und der Rache über Calabrien. Mit Mühe waren sie beisammen zu halten, daß sie sich nicht zerstreuten, die Mörder zu suchen, die sie noch in der Nähe glaubten.

Aber mit um so größerer Vorsicht setzte Kapitän Abram, sobald die Ermordeten verscharrt waren, seinen Weg fort durch einen stundenlangen Olivenwald, bergab ins Thal von Castellonovo. Schon sah man das ziemlich große Dorf mit seinen Fruchtfeldern, Weinbergen und üppigen Wiesen in der Ferne, und weiter hin am Horizonte das Meer, als plötzlich Halt gemacht wurde. Ein vorausgegangener Kundschafter des Hauptmanns brachte ihm Nachricht, daß bei siebenhundert sizilianischer Räuber, nebst einigen Truppen vom Heer des Prinzen Hessen-Philippsthal, jenseits und in Castellonovo, die Ankunft der Besatzung von Gerace erwarteten. Es schien nicht rathsam, mit einer Handvoll Leute sich den Weg durch diese Uebermacht des Feindes zu bahnen. Man schlug, unter Anführung des treuen Führers,

einen Seitenpfad im Walde ein, und erreichte gegen Abend den Ort Polistria, nach angestrengtem Marsche.

Beim Erscheinen der ermüdeten Franzosen lief das Volk zusammen. Mehrere von den Bauern waren bewaffnet. Trank und Speise wurden trotzig verweigert. Es kam zwischen einzelnen Soldaten und Bauern zu Händeln. Man rief der Mannschaft zu, sich zu ergeben. Der Hauptmann drohte, Alles, was im Dorfe Leben habe, niederzumachen, wenn man es wage, einem seiner Krieger Hand anzulegen. Nach langem Geschrei und Hader entschloß sich der Hauptmann zum Abzug. Er durfte nicht daran zweifeln, daß man schon Boten abgeschickt habe, die Sizilianer aus Castellonovo zu rufen. Bald durch Kornfelder, bald durch Waldströme, ging es, ohne Weg und Steg, in der Nacht weiter. Nirgends ward angehalten. Einige schleppten sich mit ermüdeten Beinen oder wunden Füßen langsam nach; einige blieben ganz zurück, unter ihnen auch Linthi's ehrlicher Landmanns. Die Uebrigen aber, ohne die Nachzügler zu erwarten, eilten, vom Hunger und Schrecken getrieben, vorwärts beim Schimmer des Mondes.

Jählings stieß einer der Soldaten, der kaum hundert Schritte hinter dem Zuge ging, einen tödtlichen Schrei aus. Einige seiner Kameraden eilten zurück. Sie fanden ihn ermordet und brachten die Botschaft. Das verdoppelte den Schritt Aller. Schweigend und rasch ging es durch eine schattige Tiefe, welche ein Bach zwischen Felsen gefressen zu haben schien. Da geschah von oben herab ein Schuß. Cecco stürzte mit seinem Maulthier zu Boden. Fortunatus sprang voll namenlosen Entsetzens dem Knaben zu Hilfe; aber Keiner der Andern verzögerte. Der Zug entfernte sich still und finster, wie ein Heer von Schattengestalten.

22.

Eine Nacht in den Apenninen.

Als Fortunato zu seinem Liebling kam, fand er diesen in voller, aber vergeblicher Arbeit, sich vom Maulthier zu befreien, welches, von der Kugel durchbohrt, im Todeskampfe lag. Der Knabe selbst war unversehrt geblieben und heitern Muthes. Beide aber flüsterten nur leise mit einander, um sich den Mördern nicht zu verrathen, deren Nähe sie voraussetzten. Nach langer Anstrengung glückte es,

den eingeklemmten Fuß des jungen Ritters unter dem Thier hervor zu ziehen. Cecco hing sich nun an den Arm seines Freundes, und so folgten sie den vorangegangenen Franzosen.

Aber keine Spur war von diesen mehr zu erblicken, als man jenseits des Baches die Höhe erstiegen hatte; eben so wenig irgend ein Weg. Rechts zeigte sich ein langer Wald in der Nachbarschaft. Die Verlassenen wählten klug die Finsterniß desselben, um verborgener mit Beibehaltung der bisherigen Richtung zu wandern. Es herrschte Todtenstille weit umher. Sie wagten es kaum, dieselbe durch ein geflüstertes Wörtchen zu unterbrechen. Oft jagte ihnen das Rauschen eines Wassers Schrecken ein. Jeder Baumstamm, der vom Mondlicht und Schatten abenteuerliche Gestaltung empfing, drohte, sich in einen lauernden Banditen zu verwandeln.

In dieser Verlassenheit wanderten beide durch die Einsamkeit der nächtlichen Gegenden schweigend einige Stunden hin, ohne gebahnten Weg zu finden oder zu suchen, ungewiß, wohin sie zuletzt gerathen würden, und in beständiger Furcht, endlich dennoch in die Gewalt einer sizilianischen oder calabresischen Rotte zu fallen. Die Ereignisse des vergangenen Tages gaben Stoff genug zu den schauderhaftesten Besorgnissen, die Jeder zwar dem Andern verhehlte, aber in der eigenen Einbildungskraft gräßlicher ausgestaltete. Die Gefahr schien zu wachsen, je weiter sie in die unbekannten Gegenden vordrangen; zugleich aber stieg das quälende Gefühl, wegen Erschöpfung der Kräfte, weder einer Vertheidigung noch Flucht fähig zu sein. Ihre Schritte wurden immer langsamer und schleppender. Nicht eigentlich Cecco fühlte sich ermüdet, der den Tag über den Vortheil des Maulthieres gehabt. Aber Fortunato war zu beklagen, der, seitdem er Geraee verlassen, keinen Bissen Brod genossen hatte, und ununterbrochen achtzehn Stunden lang auf den Füßen gewesen war.

Es mochte um Mitternacht sein, da sie schon geraume Zeit in einem Walde gewesen, der ihnen endlos schien, als beide, plötzlich festgewurzelt am Boden, still standen, und mit klopfendem Herzen horchten. Es rauschte durch die Zweige, wie Saitenklang. Beide starrten einander mit fragenden Blicken an. Cecco wandte sich zur Flucht, und versuchte, seinen Gefährten mit sich zu reißen. Dieser aber hielt ihn an und sagte: „Ich kann nicht weiter. Es wird eine menschliche Wohnung in der Nähe sein. Ich muß mich durch Nahrung stärken; ich muß ruhen. Vielleicht finden wir mitleidige Bauern.

Wo nicht, so finden wir unserer Mühseligkeiten Ende. Ich kann nicht weiter.“

In demselben Augenblick hörten beide ein verworrenes Lachen von mehrern Stimmen. Es schien von allen Seiten zu kommen und nahe bei ihnen zu sein. Der Wald war licht, der Mond hell, und dennoch erblickten sie rund umher Niemanden, nichts einer Behausung Aehnliches, nicht einmal eine verdächtige Bewegung. Der Knabe, von abergläubiger Angst befallen, klammerte sich fester an den Schweizer und sagte leise: „Sei uns Gott mit allen Heiligen gnädig! Hier ist's nicht richtig!“ — Indem scholl das Lachen der Stimmen von neuem, und beide, wie von gleichem Grausen ergriffen, verließen mit raschem Schritt die Stätte, auf der sie sich befanden.

Noch nicht weit gekommen, fesselte das Erstaunen ihren Fuß. Denn, wie durch Zauberei hervorgegangen, schwebte vor ihren Augen ein wunderliches Schauspiel. Sie standen, mitten im Walde, vor einer baumlosen, geräumigen Vertiefung des Erdreichs, die sich allmälig senkte. In der Mitte dieser kleinen, fast eirunden Thalung, wo sie am tiefsten war, brannte ein helles Feuer, um welches sich wunderbare, menschenähnliche Gestalten bewegten. Mehrere schwangen sich, wie gespenstige Schatten, in seltsamen Tänzen umher, bei dumpfem Saitengesumse. Alle waren halbnackt, mit Lumpen umhangen, von kleiner Gestalt. Einige lagen, wie im Schlafe, auf dem Rasen. Andere kauerten am Feuer umher. Die männlichen, wie die weiblichen Gestalten, zeigten am Feuer- und Mondlicht olivenfarbene, häßliche Gesichter mit breiten Nasen, wulstigen Lippen, kleinen, funkelnden Augen und weißen Zähnen. Allen hingen schwarz und spießig die Haare um den Kopf.

Noch waren Fortunatus und Cecco, im ersten Augenblick ihrer Bestürzung, ungewiß, wie sie das Gaukelspiel vor ihren Augen deuten sollten, als jählings ein weiblicher Schrei ertönte. Die Saiten verstummten; der Tanz hielt still, die Schläfer sprangen auf, und die ganze Versammlung mit ausgestreckten Armen wies auf die zwei fremden Zuschauer. Die Ueberraschung der Letztern war noch größer, als eine kräftige Stimme rief: Vacabunnu Mariolu! was führt sie daher?“ und dann mitten durch die wüste Gesellschaft der würdige Cavaliere Capo Ruota hervorschritt, seine Guitarre unterm Arm.

„Gebenedeit sei die heilige Jungfrau, daß ich Sie finde, Signor Pasquale!“ rief voll unbeschreiblichen Vergnügens der Creole, und

flog ihm mit langen Sätzen entgegen: „wir haben uns Nachts auf dem Wege nach Monteleone verirrt.“

„Mit den Franzosen von Gerace?“ fragte ängstlich der Capo Ruota: „Kommen die Soldaten durch den Wald?“

„Die haben wir unterwegs verloren!“ antwortete der Creole: „Niemand, als Signor Fortunato, ist mit mir. Dort steht er; Sie kennen ihn ja. Aber wo sind wir? Wer sind diese hier?“

„Arme Zigeuner; sonst ganz ehrliches Volk!“ erwiederte der Cavaliere. „Ich selbst aber bin, wichtiger Geschäfte wegen, auf der Reise nach Monteleone. Ihr begleitet mich.“ — Dies gesagt, wandte er sich gegen die lumpigte Horde, stellte ihr seine alten Freunde vor, befahl ihnen gute Aufnahme derselben, und versicherte, daß nichts Böses zu befürchten sei. Unterdessen war auch Fortunatus näher getreten, der das Gesindel um sich her mit argwöhnischen Augen musterte. Aber durch Pasquale's Ehrenwort beruhiget, man wohne in Calabrien nirgends sicherer, als unter diesen Nomaden, streckte er seine müden Glieder sogleich ins Gras neben dem Feuer aus.

Während ihn neugierig ein Haufen der halbnackten Söhne und Töchter Aegyptens, oder Hindostans, umringte, und Cecco mit dem Cavaliere im Gespräch auf die Seite ging, knieten zwei junge Weiber zum erlöschenden Feuer nieder, oder vielmehr zu einem großen Haufen glühender Kohlen. Sie schürten behutsam mit eisernen Stecken den obern Theil der Gluth weit aus einander, bis darunter ein kleiner Erdhügel zum Vorschein kam, der dem Ansehen nach erst aus frischem Grunde gemacht worden waren. Auch die lockere Erde strichen sie mit den Eisenstäben vorsichtig nach allen Seiten ab, und Fortunatus sah mit einiger Verwunderung einen Haufen halbverbrannter, aber sorgfältig übereinander geschichteter Blätter. Nach einiger Zeit, in welcher die Weiber lachend in unverständlicher Sprache mit einander plauderten, hoben sie mit den Haken am Ende ihrer Eisenstäbe, mitten aus der Gluth einen unförmlichen Laubballen von betächtlicher Größe. Fortunatus athmete den lieblichsten Bratengeruch ein, als man die Blätterschichten mit Reisern abstreifte.

Willkommener konnte ihm jetzt nichts sein, denn ein Gast der Zigeuner zu werden. Hätte er, wie Esau, ein Erstgeburtsrecht zu verkaufen gehabt: für das gebratene Schaf, welches jetzt vor ihm lag, hätt' er's hingeworfen. Statt dessen aber bot er, für einen Bissen davon, den häßlichen Köchinnen eine Handvoll kleiner Münze.

Die Weiber zeigten freudig das Geschenk umher; die Männer führten den Cavaliere und den Creolen herbei, mit der gastfreundlichen Einladung, die Mahlzeit zu versuchen. Diese gehorchten gern.

Unterdessen sich die drei gütlich thaten, standen die muntern Zigeuner in einzelnen Haufen, als zufriedene Zuschauer, umher, mit einander flüsternd. Andere belustigten sich mit einer Art maurischen Tanzes im Mondschein. Männer und Weiber, Hand in Hand, wirbelten gewandt und gelenk in einem Ringe umher, der sich bald erweiterte, bald verengerte. Der Capo Ruota, am frühesten mit der Mahlzeit zum Schluß, ergriff die Guitarre, und ließ die summenden Saiten abermals schwingen. Es war für den Schweizer ein schauerlich=angenehmes Schauspiel, dies Herumschweben halbnackter Gestalten durch Schatten und Licht, in der Einöde des Gebirgswaldes. Man hörte keinen Tritt der nackten Fersen im Grase; keinen Ton der Stimmen; nur das Schwürren der Zither. Es schienen nicht lebendige Wesen, sondern fantastische Luftbilder umherzuflattern, und Fortunatus dachte an Bürgers

Nun tanzten wohl im Mondenglanz
Rings um, herum im Kreise,
Die Geister ihren Kettentanz.

Eben so schnell aber, als Signor Pasquale die Lyra verstummen ließ, ward auch der Tanz unterbrochen, welcher von den gastfreien Heiden nur zu Ehren ihrer Gäste gehalten worden zu sein schien. Jener führte darauf einige von den ältesten Zigeunern auf die Seite, sprach lange mit ihnen in geheimnißvoller Vertrautheit, und ermahnte dann seine beiden Bekannten von Gerace, ihm nach Monteleone zu folgen. Diese erhoben sich auf solche Mahnung alsbald, um die ersehnte Stadt noch vor Tagesanbruch zu erreichen. Der Schweizer, erquickt und ausgeruht, spendete den lustigen Bewirthern noch einiges Geld, und eilte freudig an Cecco's Seite dem voranschreitenden Cavaliere nach.

Unterwegs erzählte der Creole, während sie im Dunkeln, beim Sternenschein, dahin wanderten, mit kaum hörbarer, ohnehin vom Nachtthau heiser gewordener Stimme, was er vom Zitherspieler erfahren habe. Und wie unglaublich auch Vielerlei darin tönen mußte, was offenbar nur der kranken Einbildung des Capo Ruota entstammen konnte, enthielt der Bericht doch auch wieder Manches, was den sehr gesunkenen Muth, in Rücksicht des französischen Heeres, wieder

aufrichten konnte. Denn dieses war allen Sagen und Gerüchten zufolge schon gänzlich geschlagen, zerstreut und abgeschnitten; der Capo Ruota aber hatte Gewißheit, daß General Reynier noch zu Monteleone stehe.

Nach Pasquale's Versicherungen arbeitete in beiden Calabrien und Abbruzzen, wie in Neapel selbst, eine mächtige aber verborgene Partei entschlossener Freunde des Vaterlandes und der Freiheit. Sie wollte weder die Oberherrschaft Joseph Napoleons und der Franzosen, noch die Rückkehr des alten Königs Ferdinand aus Palermo dulden, der das Land nicht gegen die Fremdlinge schützen konnte. Unter dem Schein, beiden zu dienen, wollte man beide durch einander zu Grunde richten; dann aber sich erheben und die Republik herstellen. Alles, wie der Capo Ruota sagte, werde dazu in Bewegung gesetzt; Adel, Priesterschaft, Bürger und Bauern. Ihn hab' es getroffen, selbst die Zigeuner für diesen Zweck zu benutzen, welche einzeln in kleinen Banden das Land heimathlos durchstreichen, sich mit Betteln, Diebereien und Wahrsagen nähren, alle Schlupfwinkel, Wege und Stege im Gebirg kennen, und daher auch die vortrefflichsten Ausspäher sind.

Eben durch sie hatte der unermüdete Cavaliere in Erfahrung gebracht, daß das französische Heer nach blutigen Niederlagen gezwungen worden sei, das ganze Land von der Meerenge hinweg bis Monteleone zu räumen; daß jetzt das Hauptquartier der siegreichen Sizilianer sich wirklich schon zwei Stunden von Monteleone, im Städtchen Mileto, befinde; daß General Reynier schon angefangen habe, mit den Trümmern seiner Armee nach Monteleone zurückzuziehen. Alles dies sei durchaus das Werk der in tiefer Verborgenheit allgewaltig wirkenden Männer des parthenopeischen Bundes gewesen. Nun aber hätten diese in ihrer Weisheit erwogen, wie gefährlich ihnen das plötzliche Uebergewicht der Sizilianer werden könne. Also, da der sizilianische Obergeneral, Prinz von Hessen-Philippsthal, kürzlich in calabrischer Bauerntracht die Stellung der Franzosen umschlichen, habe man diese davon benachrichtigt, und der glückliche Fang wäre sogleich vollbracht; der Prinz jetzt französischer Kriegsgefangener zu Monteleone.

Nach der Meinung des Signor Pasquale aber sei dieser Streich der unsichtbaren Bundesgenossen zu voreilig geführt worden; der Muth der Franzosen schnell wieder gewachsen, und die Kraft der Sizilianer gelähmt. Gefährlichern Folgen vorzubeugen, habe er,

der Cavaliere, den Zigeunern geheime Verhaltungsbefehle ertheilt, und er selber sei im Begriff, nach Monteleone zu gehen, den gefangenen Prinzen auf freien Fuß zu stellen und nach Mileto zurückzuführen.

Dies war ungefähr der Hauptinhalt eines verworrenen Geschwätzes, mit welchem Marcoli's Vetter den jungen Creolen unterhalten hatte, eh' das Zigeunermahl aufgetischt ward. Es diente in diesen Augenblicken wenigstens, die Langeweile eines mühseligen Weges zu verkürzen, der bald über Abhänge, bald durch dickes Gebüsch, bald neben schlummernden armseligen Hütten, über Wiesen und Aecker längs den Bergen dahinzog, bis er sich endlich mit einer breiten Fahrstraße verband.

Sie hatten diese kaum eine Stunde lang verfolgt, als Pasquale, der bisher, vermuthlich über seinen Prinzenraub brütend, stumm vorangegangen war, umkehrte und, mit seltsamen Bewegungen der Arme, Halt zu machen gebot. Er hatte am Saum des Waldes, den man eben verlassen wollte, mitten auf der Straße eine Schildwacht erblickt. Ungewiß von welcher Partei sie sei, legte er sich auf den Bauch und kroch durch ein angrenzendes Kornfeld, den Bewaffneten näher zu beobachten. Er hatte Franzosen entdeckt, und hielt für rathsam, sie zu umgehen. Fortunatus hingegen und Cecco, unbekümmert um seine Warnungen, traten aus dem Gebüsch, und gaben sich, auf das Anrufen der Soldaten, als Verirrte an, die sich von der Besatzung von Gerace verloren hätten.

„Nur näher!“ rief die Schildwacht: „hier ist die Besatzung.“

In der That war sie es. Kapitän Abram kam selber herbei, und erkannte die beiden Schiffbrüchigen. Auch der wunderliche Capo Ruota war ihm noch von Gerace her wohlbekannt. Er hieß die Müden im Grase ausruhen, wo seine Krieger umherlagen, einige Stunden Schlafes zu genießen. Auch unsere Abenteurer überließen sich harmlos dem Schlummer, mit einem Gefühl von Sicherheit, als wären sie zum andern Male einem Schiffbruch entgangen.

Die Sonne stieg schon hinter dem Gebirg auf, als der Schall der Trommel weckte. Ringsum goß sich eine weite Ebene vor den Erwachten aus. Sie schien aber ein ungeheurer Garten zu sein. Korn- und Maisfelder wechselten malerisch mit Gebüschen von Feigen- und Maulbeerbäumen; weite Pflanzungen von Baumwollenstauden und Süßholz zogen am Saum reihenweis gepflanzter kleiner Oliven-

wäldchen hin. Mitten in den Weingärten erhoben sich einzeln, von emporrankenden Reben umflochten, uralte Eichen von riesiger Größe. Im Hintergrunde stieg Monteleone mit seinen Thürmen und Trümmern auf.

Durch diese reizenden Gefilde des alten Hipponiums ging nun der Zug gegen die Stadt, um welche hin links und rechts die französischen Lager ihre langen Gassen von Barraken und Erdhütten ausstreckten. Die Ankunft der schon verloren geachteten Besatzung von Gerace erregte allgemeine Freude. Einer der Generale kam herzugesprengt, und pries, als Kapitän Abram Bericht von seinem gefahrvollen Marsch gegeben, die Klugheit des Anführers, die Ausdauer der Krieger. Er ließ diesen sogleich, da sie vor Mattigkeit längs der Straße, auf den Wiesen niederlagen, Wein und Lebensmittel in Fülle herbeibringen.

23.

Im Hauptquartier.

Während man sich noch dieser Labsale freute, hingestreckt in den reizenden Blumengefilden, auf welchen Pluto einst Proserpinens Raub beging, ward Befehl gegeben, daß einer von den aus Gerace angekommenen Schiffbrüchigen in's Hauptquartier geführt werden solle. Fortunatus säumte nicht, seinen Gehorsam zu zeigen. Begleitet von einem Offizier ging er durch die Gassen des Lagers, die von geschäftslosen Soldaten, oder von neugierigen Spaziergängern wimmelten, welche an der kriegerischen Hauswirthschaft eines ruhenden Heeres Gefallen zu hegen schienen. Ihn selber dünkte bald diese weitläufige, reichbevölkerte, aber vergängliche Nomadenstadt der Kriegsleute anziehender, als Monteleone, mit den engen Straßen, niedrigen, kleinen Häusern und zahlreichen Schutthaufen und Trümmern. Das Erdbeben von 1783 schien erst vor wenigen Tagen hier gehauset zu haben. Das altherrliche Hipponium der Vorwelt, der Weltmarkt des syrakusischen Agathokles, war einem verfallenen Flecken, oder einem großen Dorfe ähnlich.

Sogar die Wohnung des Obergenerals, welche man an den Wachten zu Pferd und zu Fuß vor derselben erkannte, glich nur einem steinernen Bauernhause, das außer dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk trug. Hier ward Fortunatus in ein großes Zimmer eingeführt,

wo eine glänzende Versammlung von höhern Offizieren in lauten Gesprächen sich umherbewegte. Man schien nur das Zeichen zu erwarten, um sich an einer frischgedeckten, langen Tafel, welche Süditaliens Leckereien und Weine zur Schau bot, aller Lust der Gaumseligkeit zu überlassen.

Fortunatus ward dem Oberfeldherrn gemeldet. Aus dem Gewühl reicher Uniformen trat ein junger kräftiger Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren hervor, einfach im blauen Ueberrock, mit weniger Goldstickerei. Ein schwarzes, buschiges Haar umschattete Stirn und Schläfen des von der Sonne Aegyptens und Calabriens gebräunten Gesichts. Es war der General Reynier. Nach mehrern Fragen über Namen, Herkunft, Zweck der Reise und jetzigen Aufenthalt der übrigen Schiffbrüchigen reichte er dem Schweizer mit einnehmendem Lächeln die Hand und sagte: „Also wir sind Landsleute; denn ich bin ein Waadtländer von Lausanne. Es freut mich, Ihnen und Ihren übrigen Reisegefährten von der Austria volle Freiheit verkünden zu können; denn die erwarteten Berichte aus Triest sind eingetroffen und lauten genügend. — Was Sie betrifft, soll Ihnen heut' noch der Paß nach Messina ausgefertigt werden, weil wir nicht wissen, ob morgen dafür Zeit ist. Die Reise selbst werden Sie jedoch einstweilen noch verschieben, weil wir vorher die Straße dahin von den Briganten fegen und die Sizilianer über die Meerenge jagen müssen. Bis dahin will ich für Sie und Ihre Gefährten sorgen, daß Sie in Monteleone Wohnung und Bewirthung finden. Für heut' erweisen Sie mir die Ehre, mein Gast zu sein.“

Dies gesprochen, führte er den Landsmann zur Tafel, wies ihm den Platz sich gegenüber an; die andern folgten dem Beispiel und bald hörte man nur das eintönige Geklapper vielbewegter Löffel, oder der Gabeln und Messer. Von Zeit zu Zeit klangen dazwischen aus der Ferne Kanonenschüsse, selbst Kleingewehrfeuer. Adjutanten und Ordonnanzen gingen mit Berichten ab und zu. Das störte die Freuden der Mahlzeit keineswegs. Vielmehr ward die Unterhaltung der kriegerischen Gesellschaft bald wieder lauter und muthwilliger, während das Donnern und Tosen des groben und kleinen Geschützes zunahm, welches kaum eine halbe Stunde von Monteleone entfernt zu sein schien. Aus der Gleichgültigkeit der Tischgenossen bei der ungewohnten Tafelmusik glaubte unser Schweizer folgern zu müssen, es würden bloß französische Truppen im Feuer geübt. Aber aus den

Scherzen seiner Nachbarn verstand er bald, daß man sich in Ernst mit einer von Mileto gekommenen Abtheilung des Prinzen von Hessen-Philippsthal schlage, von der man schon gestern gewußt, daß sie heut' zum Recognosciren ausgehe.

Aufgefordert vom General Reynier, erzählte Fortunatus die Geschichte seines Schiffbruchs, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Es herrschte tiefe Stille, während welcher man deutlich bemerkte, wie sich der Donner des Treffens immer mehr entfernte. Aber keiner von den Horchenden achtete darauf, sondern allein auf den Erzähler. In den meisten Gesichtern dieser Tapfern, welche, durch ihr Handwerk, mit dem Tode vertraut genug waren, malten sich abwechselnd die Empfindungen des Entsetzens und mitleidiger Rührung; und erst als er den Empfang schilderte, mit welchem die Schiffbrüchigen an der Marina Siderno von den Bauern aufgenommen wurden, lösete sich die Stille wieder in Gemurmel des Unwillens und allseitiges Gespräch auf. Jeder wußte von der Verwilderung und Unmenschlichkeit der Calabresen irgend einen empörenden Zug.

„Da fällt mir ein," rief einer der Offiziere, welcher man General Abbe nannte, und der sich zum Oberbefehlshaber wandte: „was ist aus dem Kerl geworden, den meine Chasseurs vor zwei Nächten einfingen? Hat er gestanden, wem er den Hals abgeschnitten, und die golddgespickte Börse genommen?"

„Er gibt vor, ein sizilianischer Graf zu sein," antwortete General Reynier, „und will sich durch Zeugnisse ausweisen, wenn man ihm gestattet, an den Prinzen von Hessen zu schreiben."

„Possen! ein bäurischer Spion ist er, wie die Andern, die bei ihm waren und entwischten!" sagte General Abbe. „Ist der Schelm ein Graf, so sind unsere sämmtlichen Mauleseltreiber Prinzen von Geblüt."

„Nichts möglicher, General, als das," fiel ein alter Oberst ein: „hier ist Alles mit Adel gepflastert; jedes verfaulte Städtchen ein Herzogthum, Fürstenthum, ein Marchesat oder wenigstens eine Baronie und Grafschaft. Aber mancher müßte Hungers sterben, wenn er von den Einkünften seines Herzogthums zu leben verdammt würde."

„D'rum den Bauer nur füsilirt!" sagte General Abbe, indem er sein Trinkglas mit goldenem vino greco füllte: „Einer meiner bravster Leute ward, als man den Spion fing, verwundet."

„Der Mensch ist offenbar kein Bauer, wiewohl er Kappe und Jacke trägt!“ erwiederte General Reynier: „Ich habe mir ihn selbst vorführen lassen. Er hat mir einen ganzen Roman erzählt. Ach, seh' da, Herr Landsmann,“ fuhr der General fort, zu Fortunatus gewandt, und zog ein Taschenbuch hervor, worin er blätterte: „Sie können Auskunft geben. Befand sich wirklich auf Ihrem Schiffe eine Gräfin Beatrice von Piviafranca?“

„Nein, General,“ antwortete Herr Linthi: „wohl eine Signora Rosa di Centi, welche aber mit ihrer Dienerschaft umkam. Nur ein Page, ein junger Ercole, wurde gerettet, der mit mir ist.“

„Sie könnte einen andern Namen getragen haben!“ sagte der Obergeneral: „Der Page befindet sich also draußen im Lager? Das muß untersucht werden, schon des Romans wegen. Auch geht's hier um ein Menschenleben. Es sollte mir um den armen Teufel leid thun, wenn ich ihn als Spion füsiliren ließe, indeß er doch nur einem hübschen Mädchen nachlief.“

Man lachte und äußerte Neugier nach dem Roman. Der General ließ sich leicht erbitten und erzählte: „Dieser verhaftete Bauer also ist, seinen mir gemachten Geständnissen zufolge, ein Graf Alvaro von Ribera. Wenigstens den Namen Alvaro find' ich sehr romantisch. Er ist der jüngere Bruder eines vor wenigen Jahren verstorbenen Herzogs Ercole von Piviafranca. Durch den Tod desselben ward er Vormund von der einzigen Tochter und Erbin des Herzogs. Sie heißt Beatrice und führt den Titel Gräfin. Seiner Aussage nach muß das Mädchen ein Wunder von Schönheit und Wildheit sein. Trotz dem möcht' ich die wilde Schöne lieber zur Gefangenen haben, als ihren frommen Oheim, der sie in ein Nonnenkloster schicken wollte.“

„Schon dafür, General, gebührt ihm eine Kugel vor den Kopf!“ rief einer der Offiziere lachend.“

„Die Zeit des Noviziats war schon vorüber,“ fuhr General Reynier fort, „der festliche Tag der Einkleidung da. Man denke sich das Entsetzen der Klosterdamen und des Oheims, als die wilde Himmelsbraut plötzlich in der Nacht vor der Feierlichkeit verschwand und nie wieder gesehen ward. Die Art ihres Entkommens gehört, laut Versicherung des Grafen, zu den unbegreiflichen Dingen in dieser Welt voller Unbegreiflichkeiten. Auch trug man sich in Messina allgemein mit dem Gerücht, der Fürst der Hölle musse sie zur Braut erkoren und entführt haben.“

Hier verbreitete sich ein Lächeln über die Gesichter der Zuhörer. Einige sagten: „Der Teufel der Sizilianer ist kein Narr!“ Andere wieder: „Ich hätte an seinem Platz sein mögen.“

Der General aber setzte die Erzählung fort und sprach: „Der fromme Oheim kam endlich der unsichtbar gewordenen Nichte auf die Spur, und daß sie keineswegs in's höllische Feuer, sondern mit einem englischen Schiffe nach Triest gefahren wäre, ohne Zweifel unter der Aegide eines jungen britischen Offiziers, der ihr vielleicht angenehmer, als die hochwürdige Frau Aebtissin, nebst deren sämmtlichen Vestalinnen, gewesen sein mochte. Kurz, er schickte ihr sogleich einige Personen, mit königlichen Briefen versehen, nach, um sie mit Güte oder Gewalt zurückzuführen. Er blieb ohne Nachricht, bis der Schiffbruch der Austria in Messina bekannt ward, die von Triest viele Reisende geführt hat. Bei weitern Nachforschungen glaubte er nicht ohne Grund vermuthen zu dürfen, die Gräfin sei entweder mit dem Schiffe untergegangen, oder lebe in der Gegend von Gerace und Siderno. Darum habe er sich, sagte er, verkleidet, und mit einigen Getreuen, von Milete aus, auf den Weg dahin gemacht, um sich über Leben und Tod seiner Nichte Gewißheit zu verschaffen. In der Nacht hätte sich der Weg verloren, und statt nach Polistria zu gelangen, wo der Graf den Baron Oliva zu kennen vorgibt, habe er sich Morgens in der Nachbarschaft von Monteleone und in der Mitte einer unserer Streifwachten befunden.“

Hier ward General Reynier von einem seiner Adjutanten unterbrochen, der mit Staub und Schweiß bedecktem Antlitz hereintrat. Er kam aus dem Gefecht, welches eben den sizilianischen Truppen geliefert und von kurzer Dauer gewesen war. Die Feinde hatten, seiner Meldung nach, eine bedeutende Anzahl von Gefangenen und Todten hinterlassen; aber auch die Franzosen, außer mehreren Verwundeten, drei Getödtete gehabt, worunter ein Hauptmann. Diese Nachricht ward das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch von der längst vollendeten Mahlzeit. Viele der Anwesenden entfernten sich sogleich. Andere setzten beim Kaffee und Liqueur die Gespräche fröhlich fort. Der Obergeneral gab Verschiedenen, die er besonders zu sich winkte, Befehle und Aufträge, und verließ dann, begleitet von jenem Adjutanten, das Zimmer.

Fortunatus blieb zurück, weil ihn der General noch nicht beurlaubt hatte, und erwartete dessen Rückkehr. Die Erzählung vom

Grafen Ribera beschäftigte Linthi's Gedanken. Er kannte diesen Namen aus den Ruinen von Gerace, wo er ihn im Gespräch zwischen Pasquale und Cecco gehört hatte. Durch Zusammenstellung der Thatsachen, welche der Gefangene gegeben, mit dem geheimnißvollen Betragen der unglücklichen Signora Centi und ihrer Begleiter, so wie mit Cecco's räthselhafter Verschwiegenheit und Briefsendung nach Messina, ging ihm ein Licht über die Verhältnisse auf, in welche der junge Mensch auf unangenehme Weise verflochten sein mochte.

Er sehnte sich, diesen zu sprechen und ihm, was er erfahren, mitzutheilen. Als er fast anderthalb Stunden lang seiner Ungeduld, theils stumm, theils in Gesprächen mit den noch anwesenden Offizieren Gewalt gethan, sah er, nicht ohne Verdruß, den Oberbefehlshaber auf der Straße zu Pferde steigen, und von seinen Adjutanten und andern Stabsoffizieren begleitet, davon reiten.

Indem er den Hut ergriff, um sich ebenfalls zu entfernen, öffnete sich die Thüre des Saals. Der alte Oberst, den er schon an der Tafel gesehen, trat herein, nahm seine Richtung gegen ihn und sagte: „Der General läßt sich entschuldigen. Ein dringendes Geschäft ruft ihn. Ich soll sie in seinem Namen bitten, noch einige Augenblicke zu verziehen und mir über einige Kleinigkeiten Auskunft zu ertheilen. Unterdessen werden Quartierbillet und Paß für Sie ausgefertigt. Wollen Sie mir nachfolgen?“

Fortunatus, zufrieden, daß er nicht ganz vergessen sei, begleitete den Obersten.

24.

Das Verhör.

Durch einen finstern Gang gelangten sie in ein kleines Zimmer, wo zwei oder drei Schreiber in Uniform an einem Tische saßen, und ohne aufzusehen in ihrer stillen Arbeit mit der Feder fortfuhren.

Der Oberst ging zu einer Nebenthür, winkte hinein, und Fortunatus sah nicht ohne Verwunderung seinen Reisegefährten Cecchino erscheinen, den er noch im Lager glaubte. Dieser, beim Erblicken des Schweizers, war nicht minder betreten. Er staunte ihn verlegen an und schien zu fragen: „Warum treffen wir hier zusammen?“ — Der Oberst stellte sich zwischen beide seitwärts und sagte: „Ich bitte, daß keiner rede, bis ich frage, und jeder gewissenhaft antworte.“

Dann wandte er sich gegen Herrn Linthi und sagte: „Kennen Sie diesen jungen Burschen? Seit wann? und wer ist er?“

„Ich kenne ihn seit mehr denn zwei Monaten. Er nennt sich Francesco, oder Cecco, und war Page im Gefolge einer Signora Rosa di Centi von Messina, welche beim Scheitern des Schiffes Austria an der Marina Siderno um's Leben kam.“

Der Oberst, der eine Weile schwieg, und nach dem Schreiber sah, wandte sich dann zum Creolen. „Und Sie, mein Kleiner,“ fragte er freundlich, „wie ist Ihr vollständiger Name? Was haben Sie über das eben Gehörte zu bemerken?“

Mit einer fast ungewissen Stimme, die seit dem Nachtmahl bei den Zigeunern ihre Heiserkeit noch nicht verloren hatte, erwiederte der Knabe: „Mein vollständiger Name ist Francesco Cappa. Ich habe dem nichts beizufügen, was Signor Linthi schon über meine Person zu äußern beliebt hat.“

„Wer eigentlich war die Signora Centi, in deren Dienste Sie standen?“ fragte der Oberst weiter.

„Ich war nie im Dienste dieses Weibes,“ antwortete Cecco mit einer Art stolzer Empfindlichkeit, „und kenne keine Person, die über mich zu gebieten hat, als Donna Marchesana di Vioganni, welche in Messina wohnt.“

„Keine ausweichende Antwort, junges Herrchen!“ versetzte der alte Kriegsmann mit strenger Miene, die jedoch durch einen gewissen wohlwollenden Blick des Auges etwas gemildert ward: „Ich fordere Bestimmtheit und Wahrheit Ihrer Aussagen. Man spielt hier nicht um Datteln oder Mandelkerne, lieber Kleiner, sondern um ein Menschenleben. Also: Wer eigentlich war jene sogenannte Signora Centi?“

Der Creole ließ einen lauschenden Blick über seinen Freund fliegen und erwiederte dann: „Sie war mir unbekannt, bis ich sie zu Triest sah. Dort erst erfuhr ich, sie sei eine Freundin, oder Vertraute, oder Besseres, oder Schlimmeres eines gewissen Grafen Alvaro Ribera, des Bruders der Marchesa Vioganni.“

Der kriegerische Inquisitor machte hier mit Kopf und Hand eine leichte Bewegung, welche seine Zufriedenheit mit der ersten gefundenen Spur ausdrückte, die zu anderweitigen Entdeckungen führen mußte. Er klopfte dem Pagen freundlich auf die Schulter, und winkte einem der Schreiber, hinauszugehen. Nach wenigen Minuten

hörte man die schweren Tritte von mehrern Männern. Die Thür ward geöffnet. Voran trat wieder der Schreiber; ein Bauer in Ketten folgte ihm, begleitet von zwei Grenadieren.

Aller Augen richteten sich auf den Gefangenen, der mit gesenktem Kopf, und mit der Hand die Kette haltend, wie von Todesfurcht betäubt, ohne Bewegung und ohne aufzuschauen, da stand. Er schien ein Mann in den Fünfzigern zu sein. Aber die dünnen Haare seines Glatzkopfes hingen schon eisgrau von den Schläfen und im Nacken nieder. Das schmale, hagere Gesicht, mit mehrern senkrechten Falten der Stirn, und tief gefurcht um Mund und Kinn, bot die leserlichste Handschrift zur Schau, die je von einer Leidenschaft auf ein menschliches Antlitz gezeichnet war. — Cecco hatte sich furchtsam in einen Winkel des Zimmers gedrückt, und beobachtete den Gefangenen mit unverwandten Blicken voller Erstaunen und Widerwillens.

Der Oberst wandte sich jetzt zum Pagen, und fragte: „Kennen Sie diesen Mann? Wer ist er?“

Cecco hatte alle Fassung verloren. Seine Augen irrten in dem kleinen Gemach umher, als suche er Rath oder Rettung. Fortunatus sah bekümmert die Verlegenheit seines Lieblings, und winkte ihm mitleidig, Muth zu sammeln.

„Nur gesprochen!“ rief der Kriegsmann: „Hier hilft kein Läugnen oder Verstummen, denn ich bemerke, er ist Ihnen bekannt.“

„Ich weiß nicht,“ stammelte Cecco, „ob ich meinen Sinnen hier trauen darf.“

„Und warum nicht?“ gegenredete der Oberst: „Wer vermuthen Sie, könnte der Gefangene sein?“

Der Creole schien plötzlich seine gewohnte Entschlossenheit wieder zu gewinnen. „Wenn der Mann da nicht diese armselige Kleidung trüge,“ sagte er, „so würde ich glauben, es sei der Graf Alvaro di Ribera selber.“

Der Inquisitor nickte unmerklich mit dem Kopfe und richtete sich gegen den Gefangenen mit den Worten: „Aufgeschaut! Wer ist dieser junge Mensch?“

Der Befragte drehte den Kopf langsam gegen die Ecke des kleinen Gemachs, in welcher der Creole stand, sah ihn mit Aufmerksamkeit an, senkte den Blick nieder zur Erde und antwortete: „Er ist mir nicht bekannt. Aber ich bin der Graf Ribera.“

„Wenn Sie der Graf Ribera sind, warum sollten Sie ihn nicht

kennen, da er der Page Ihrer Schwester ist?" entgegnete der Verhörrichter.

Der Befragte hob noch einmal den bangen und düstern Blick zum Creolen auf, und, bei verneinender Bewegung, sprach er: "Mit den Dienstleuten der Donna Vioganni, meiner Schwester, hielt ich nie Gemeinschaft."

Cecco, der aus dem bisherigen Zustand ängstlicher Spannung in seine ganze Natürlichkeit zurückgekehrt war, setzte hinzu: "Es ist wahr, nicht einmal selbst mit seiner erlauchten Frau Schwester. Ich sah den Herrn Grafen nie im Palast der Marchesa."

Der Oberst hob gegen den Creolen drohend die Finger und sagte: "Sparen Sie Ihre etwas gebrochene Stimme, mein Söhnchen, bis ich frage." Dann zum Gefangenen: "Wie konnten Sie vorgeben, nach Gerace gereiset zu sein, um dort Nachforschungen zu halten, wenn Sie nicht einmal die Personen kennen, bei denen Sie forschen wollten?"

"Mir war der dortige Aufenthalt von Schiffbrüchigen bekannt," gab der Graf zur Antwort: "von diesen hofft' ich über das Schicksal meiner Nichte und einer andern Donna Nachrichten einzuziehen."

"Wenn Sie der Graf Ribera sind, wie heißt diese Nichte? wie die andere Donna, und wer ist sie?"

"Meine Nichte ist die Gräfin Beatrice von Piviafranca; sie ward von der Wittwe eines meiner Freunde, der Signora Centi, nach Messina begleitet."

"Nun, mein kleiner Mann," sagte der Oberst zu Cecco, "nun haben Sie Erlaubniß, Anmerkungen zu machen. In der Hauptsache weiß ich jetzt Bescheid. Es steht Ihnen frei, sich mit dem Gefangenen zu besprechen, wie Sie es gut finden."

"Nur eine einzige Anmerkung sei mir gestattet!" versetzte der Page der Marchesa Vioganni: "Die Gräfin Beatrice ward nicht nach Messina begleitet, sondern entging von Triest nach Wien. Signora Centi reisete mit ihren Helfern allein, und Alle kamen beim Schiffbruch um."

Der Graf murmelte, indem er dabei den Knaben anblickte: "Meine Nichte nach Wien? die Nichtswürdige! ohne Zweifel in Gesellschaft des läderlichen Engländers, mit dem sie davon lief, die Landstreicherin!"

Hier fuhr der Creole, welcher die beleidigte Ehre der jungen

Dame, wie auf eigene Rechnung, nahm, hastig empor, und rief empört mit einem Ton, der durch Heiserkeit bald erlosch, bald kreischend wurde: „Herr Graf, verzeihen Sie, es geziemt Ihnen nicht, die junge Gräfin zu lästern. Sie weiß so wenig von einem Engländer, als ich. Ich selbst war bei ihrer Entweichung aus dem Kloster gegenwärtig, nebst Andern. Ich selbst war von der Marchesa Vioganni ihr auf der Fregatte zur Bedienung mitgegeben.“

„Halt! nicht geeifert!“ sagte der Oberst lächelnd.

„Also war die Marchesa Vioganni wieder im Spiel!“ murmelte der Gefangene. Dann, als wenn er in sich selbst zusammensänke, seufzte er tief und sagte leise: „Gleichviel! Es ist hin!“

„Nun, mein kleiner Prinz,“ hob der Oberst an, „noch ein ehrliches Geständniß! Warum wurden Sie Ihrer schönen Gräfin treulos und folgten ihr nicht nach Wien? War das artig?“

Der Page ward sichtbar verlegen, warf einen forschenden Blick auf den Grafen und stammelte: „Signora Centi hatte Verhaftungsbefehle ausgewirkt. Der Reisewagen stand bereit. Mir ward geboten, noch einen Brief der Gräfin für ihren Oheim auf die Post zu legen; ward ergriffen, und Donna Beatrice, die es sah, fuhr eiligst davon.“

„Ich erhielt keinen Brief!“ sagte der Graf.

„Er blieb in den Händen der Signora Rosa,“ versetzte Cecco: „und dies Weib hätte ihn wohl schwerlich ausgeliefert, wenn es auch am Leben geblieben wäre. Denn die Gräfin bat darin, ich weiß es, ihren Oheim und Vormund demüthig um Verzeihung, und bot die Hälfte ihres Vermögens dem Oheim, oder dem Kloster, wenn man ihr den übrigen Theil in Freiheit genießen lassen würde.“

Der alte Graf erhob abermals das Haupt, sah zum Pagen seiner Schwester hinüber, senkte den Kopf nieder und seufzte schwer.

„Für einsweilen genug!“ rief der Oberst: „Lesen Sie das Protokoll, Herr Sekretär.“

Es ward verlesen, dann vom Grafen unterzeichnet, eben so von Cecco und Herrn Linthi. Die Grenadiere führten den Gefangenen ab. Der Oberst reichte nun dem Schweizer einen Paß, schon vom General Reynier eigenhändig unterzeichnet; eben so Quartierzettel für beide, indem er voraus beklagte, daß sie in Monteleone schlechte Herberge finden würden.

„Darf ich fragen,“ sagte Cecco, „droht dem Leben des Grafen Gefahr?“

„Der Mann,“ antwortete der alte Krieger, „wurde für einen Spion gehalten. Ihr offenes Geständniß kann ihm nun das Leben retten; außerdem wäre er ohne Zweifel heut' oder morgen erschossen. Aller Wahrscheinlichkeit gemäß schickt ihn der General nebst andern Kriegsgefangenen nach Neapel. — Jetzt gehen Sie, meine Herren. Dieser Caporal wird Ihre Wohnung suchen helfen.“

Sie gingen. Doch auf der Straße kehrte der Page plötzlich mit den Worten in's Haus zurück: „Ich habe dem Offizier noch eine Frage zu thun.“ Und erst nach geraumer Zeit kam er wieder zu den Wartenden, aber fröhlichen Muthes, der auch dadurch nicht geschwächt ward, daß Fortunatus und er, wegen Mangels an Platz, in zwei verschiedene Häuser und in elende Gemächer einquartirt wurden, die engen Kerkern ähnlicher sahen, als menschlichen Wohnungen.

25.

Der Abschied.

Die Ereignisse und übermäßigen Anstrengungen der vergangenen Tage betteten jedoch dem einen wie dem andern unserer zwei Abenteurer in ihren verschiedenen Quartieren auf Strohbündeln herrlich. Lange vor Sonnenuntergang war ihnen dort schon die Außenwelt in der süßen Bewußtlosigkeit untergegangen, welche der Halbbruder des Todes freundlich gewährt. Und als Fortunatus am andern Tage auf die lebensreichen Gassen von Monteleone hinaustrat, war schon die Hälfte desselben beinahe verschwunden.

Noch trunken vom Schlummern und Träumen, aber mit dem Wohlgefühl neuer Lebenskraft in allen Gliedern, wanderte er, wohin ihn das Bedürfniß seines Herzens rief, zu Cecco. Mehr, als er selber wollte, hing er dem wunderbaren Knaben mit einer Brüder-Innigkeit an, der auch schon die Trennung der Wohnungen schwer fiel. Die Aufklärungen, welche er durch das Verhör im Hauptquartier über die Verhältnisse des Pagen der Donna Viogauni empfangen hatte, waren geeignet, seine Achtung und Theilnahme für ihn zu erhöhen. Jeder Schatten eines Argwohns, welchen doch zuweilen Cecco's Geheimthun, oder das Zittern vor einer Rückkehr nach Messina zu erregen fähig sein konnte, war ausgelöscht. Jetzt stand die Verzweiflung des jugendlichen Gefangenen in der ersten Nacht auf

der Austria, jetzt dessen Furcht und Abscheu gegen seine Hüterin, jetzt dessen mannigfaches Streben, sich mit der Marchesa Vioganni in Verbindung zu setzen, enträthselt. Der junge Mensch war, durch die muthige Treue und Selbstaufopferung, noch bewundernswürdiger geworden, mit der er, für Vollziehung gefahrvoller Aufträge, in sein eigenes Unglück eingegangen war.

Es fiel Herrn Linthi unangenehm auf, als er in Cecco's Wohnung erfuhr, der von ihm Gesuchte sei schon vor mehrern Stunden ausgegaugen. Es war eine Sünde gegen alle Freundschaft, daß Cecco's erster Schritt nicht zum Freunde gewesen. Fortunatus entschloß sich, seine Rückkunft bis Mittag vor der Thür des Hauses zu erwarten. Als dies vergebens gewesen, kehrte er nach der eigenen Wohnung heim; aber da hatte kein Creole Nachfrage gethan. Er durchlief mehrere Speisehäuser: er ließ sich umsonst in einigen auftischen; um ihn gemächlicher zu erwarten. Er kam nicht. Den ganzen Nachmittag trieb sich der Suchende umher, durch alle Gassen der Stadt, durch alle Kirchen, durch alle drei Heerlager außer derselben, und überall begegnete er fremden Gesichtern. Mit Sonnenuntergang stiegen Ungeduld und Besorgniß um den verschwundenen Knaben auf's Höchste. Er eilte in der Dämmerung zu seinem Quartier zurück, nnd empfing hier endlich wenigstens den beruhigenden Trost, daß der Creole ihn ebenfalls gesucht, ihn lange erwartet, und sich mit der Verheißung fortbegeben habe, zurückkommen zu wollen.

Fortunatus harrte seiner auf der Straße, gefoltert von Sehnsucht, langer Weile und Neugier über den Grund des ungewöhnlichen Ausbleibens. Es ward dunkel, die Gassen wurden menschenleer. Cecco kam nicht. Fortunatus, als die finstere Nacht einbrach, begab sich in sein Kämmerlein mit dem Schmerz getäuschter Hoffnungen. Doch ließ er ein irdenes Lämpchen brennen. Er streckte sich auf sein Strohlager, um auch da noch des Vermißten zu harren.

Lämpchen und Hoffnung waren eben am Erlöschen. Da ließen sich einige Stimmen draußen, dann leises Pochen hören. Die Thür ging auf. Fortunatus richtete sich mit halbem Leibe empor in freudigem Schreck. Der Page trat herein, anfangs schüchtern, dann fröhlich. Er eilte zum Lager des Freundes, kniete zu demselben auf den Boden, und drückte mit beiden Händen dessen ihm entgegengestreckte Rechte.

„Warum, Cecchino, hast du mir das gethan?“ sagte Fortuna-

tus mit unzufriedenem, doch weichem Ton: „Wie konntest du mich, du Leichtsinniger, einen ganzen Tag vergessen?“

— Vergessen! Signor Fortunato, ich vergessen! den Retter meines Lebens, ich, auch nur ein Viertelstündchen ihn aus Gedächtniß und Herzen verlieren! Nein, mein edler Freund, zürnen Sie mir armen Knaben nicht.

„Wenn du wüßtest, Cecchino ...“

— O theurer Fortunato, wenn Sie wüßten, welchen unruhigen, elenden und glücklichen Tag ich gelebt habe! Nun bald, o bald nun steht Ihr Cecco am Ziel! O bald, nun bald ist Alles vollbracht, Alles überwunden! Dann, o dann, Fortunato,... ach, es sprengt mir die Brust ... mich wollen meine eigenen Gedanken tödten.

„Du warst, scheint es, heute vergnügter als ich.“

— Es mag sein! Ja, ich war vergnügt. Alle meine Wünsche und Entwürfe gelangen! Und ich glaube beinahe, der Reiz dieser längst ungewohnten Freude konnte nur eben noch durch Schmerz, durch Sehnsucht nach Ihnen geschärft werden. Sie sollen nun Alles erfahren. Aber, Lieber, zürnen Sie mir nicht mehr. Gelt, Sie zürnen Ihrem Cecchino nicht?

„Quält dich doch also das böse Gewissen noch? Nein, ich bin dir nicht so theuer, als du mir bist. Konntest du dich einen ganzen Tag überwinden; ich kann es nicht. Und warum mußt' ich gestern erst, in Gegenwart fremder Zeugen, anhören, was du mir, wie sehr ich auch bat, seit wir uns kannten, verschwiegst? War dies Freundschaft? War's auch nur einfache Billigkeit? — Cecchino, eine Sommernacht ist zu kurz für die Reihe Vorwürfe, die du dir verdientest.“

— Fahren Sie fort, ich höre diese Vorwürfe so gern, die meiner Eitelkeit schmeicheln. Und dennoch sage ich Ihnen, ich bin unschuldig.

„Und nun gesteh', liebes Kind, wo schwärmtest du den langen Tag ohne mich umher?“

— Früh war ich im Hauptquartier, dann einige Stunden im Gefängniß des Grafen Ribera, dann zu Tische beim General Reynier. Darauf mußt' ich noch einmal in Ribera's Gefängniß, von da noch einmal in's Hauptquartier, um den Oberbefehlshaber zu erwarten, welcher erst spät Nachts gekommen ist. Von da hieher zu meinem lieben, unversöhnlichen Schweizer. Dies war mein Tagewerk.

„Wozu aber ein Tagewerk solcher Art?“

— Einem unglücklichen Manne das Leben zu erhalten, der dem Tode geweiht ist. Was bietet der Mensch nicht um ein Dasein, welches jedem Andern unerträgliche Last wäre. Ich aber mußte Alles daran setzen und wagen, damit Graf Ribera nicht erschossen werde. Nun, ich habe Reyniers Wort, er empfängt neue Frist. Ein französischer Offizier, der morgen als Parlamentär nach Mileto zum Prinzen von Hessen-Philippsthal geht, wird von mir dahin begleitet. Ich trage ein Schreiben des Generals und des Grafen Ribera. Die günstige Antwort des Prinzen, welche unfehlbar erfolgt, wird das Uebrige thun.

„Du bist ein kecker Bursch, ein Waghals! Darf ich mit dir?“

— Leise klopft' ich beim General um die Erlaubniß an. Aber er gab mir ein trockenes Nein. Von seiner Güte, mit der er mir Reisegeld anbot, machte ich keinen Gebrauch. Ich will bei Niemanden verschuldet stehen, als bei meinem Freund. Und ich habe keinen Grano in der Tasche.

„Du lockerer Gesell, keinen Grano mehr?“ sagte Fortunatus, und zog sogleich seinen geheimen Schatz hervor. Indem er dem Creolen so viel spendete, als derselbe verlangte, ließ er es nicht an einigen nützlichen Wirthschafts- und Haushaltungsregeln fehlen.

— Sorgen Sie jetzt nicht länger, mein edler Wohlthäter. In wenigen Tagen oder Wochen sind wir beide reicher, denn heute. Ich stehe nah' am Ziel. Ein Wunder der göttlichen Vorsehung führte mich hinzu. Ich gehe morgen, sobald der Parlamentär die Antwort des Prinzen in Händen haben wird, von Mileto nach Sciglio. Die Marchesana Vioganni erwartet meine Ankunft. Und dort, theurer Freund, erwart' ich auch die Ihrige. Meinen Aufenthalt erfahren Sie vom Befehlshaber des Schlosses Sciglio. Ich beschwöre Sie, kommen Sie bald. Nur zwei kleine Tagreisen sind es dahin.

„Du durch die Mörderrotten Siziliens nach Sciglio, und allein?“

— Im Schutze des Prinzen von Hessen reise ich gefahrlos. Sie aber müssen leider verzögern, bis zwischen beiden Heeren die Schlacht entschieden hat, wer des Landes Meister sei. Sie bleibt nicht lange aus, in wenigen Tagen ist's geschehen. Gott nehme Sie in seinen Schutz. Meiden Sie, o Fortunato, meiden Sie jede Möglichkeit, Ihr theures Leben in eine Gefahr zu stellen. Ihr Unglück bringt mir den Tod. Ich athme nur durch Sie!“

Fortunato war von der Botschaft, die ihm Cecco wegen der Reise

nach Mileto und Sciglio brachte, erschreckt und verstimmt. Es war ihm nicht ganz unbekannt, daß den Pagen die wichtigsten Beweggründe und Pflichten sowohl in das sizilianische Hauptquartier, als zu seiner meissinischen Herrin trieben. Und dennoch stand er mehr denn einmal im Begriff, ihn zurückzuhalten. Es kostete ihm Kampf mit sich selber, seine eigenen Wünsche zu besiegen, seine Besorgnisse zu übermannen.

Lange wechselten sie, indem sie auf dem Strohlager, jeder auf seinen Arm gestützt, beim falben Lampenschein plaudernd dalagen, Bitten, Versprechungen, Warnungen, Gelübde, Befürchtungen und Tröstungen. Endlich schlug die Stunde der Mitternacht. Cecco seufzte: „Ich muß früh davon. Leben Sie wohl. Ich lebe nur für Sie. Wir müssen scheiden.“ Er sprach es mit einer Stimme, die der Schmerz brach, das Auge von Thränen erfüllt. Er wollte sich erheben.

Fortunato zog den geliebten Knaben an sein Herz, schloß ihn in seine Arme, lispelte mit zitterndem Tone, aus gepreßter Brust ein „Fahre wohl!“ und drückte seinen Mund auf den Mund des Weinenden. Dieser, anfangs sanft entgegenstrebend, erwiederte leise den Scheidekuß des Freundes; dann aber flocht er plötzlich beide Arme mit Heftigkeit um den Nacken des jungen Mannes, und hing an den Lippen desselben mit brennenden Lippen.

„O Fortunato! Fortunato!“ rief der Knabe: „dürft' ich meinen Dolch zucken; dürft' ich so sterben an deiner Brust! Aus dem Himmel in den Himmel! Verbrenne mich mit deinem Flammenodem! Aber quäle mich nicht lange! Ich sehne mich nach ewiger Vernichtung in dir.“

— Warum trägst du, Cecchino, diesen heimlichen Panzer? — fragte Fortunato, der seinen Arm um Cecco's Leib gelegt hatte, und Widerstand von einem verborgenen Harnisch, fühlte.

„Frage nicht, es ist für dich, theurer Fortunato. Ich war zum tückischen Ribera in den Kerker. Frage nicht weiter. Alles für dich! Ich fürchte, eine Welt, ohne dich, zu verlassen. Meinst du nicht, es wäre höchste Himmelshuld, wenn wir unsere beiden Seelen zugleich in einem und demselben Kusse aushauchen könnten?“

— O Wunderwesen, wie liebenswürdig du bist! Warum doch muß ich von dir im Augenblicke unserer Trennung erst deine innige Freundschaft und dein Du hören? — sagte Fortunatus.

„Trennung? Seele meines Lebens, kann sich mein Leben von sich selber scheiden?“ rief Cecco, ihn mit einem Blick der Entzückung anlächelnd: meine Gedanken und Seufzer werden ja immerdar deine täglichen Wege, deine Schritte, dein nächtliches Lager umschwärmen. Mit jedem Athemzug sollst du den Hauch meines Mundes eintrinken; in jedem Lüftchen meine Küsse auf deinen Lippen fühlen. Ich kann dich nicht verlassen, obgleich mein Leib von dir scheiden muß.“

— Wenn ich aber nach Seiglio kommen werde, Cecchino, und Donna Bioganni dich nicht fahren läßt? — Cecchino, nie hatt' ich einen Bruder. Dich hat aber Gott mir geschenkt. Nun kenn' ich die allgewaltige Naturmacht der Zwillingsliebe, in welcher eine Seele in zwei Leibern leben und sterben muß. Wirst du auch die Paläste Messina's, sag' es mir, vergessen können und Soldatenbrod mit mir theilen mögen? O Cecchino, ich möchte dich mit meinem Herzblut nähren. Kannst du Messina vergessen?

„Geh', frage den freien Adler am Himmel, ob er zum verlassenen Eisenkäfig zurückkehren wolle? Frage den Fisch, welchen die Ebbe am Gestade zurückgelassen, wenn ihn die weiche Welle der Fluth wieder in ihren Schoos nimmt, warum er nicht die grüne Wiese des Ufers vorziehe? Ich habe ja aufgehört, Ich zu sein, seit ich dich sah. Frage dich selber; meine Antworten, meine Wünsche, wohnen in dir. Ich habe nichts Eigenes mehr. Sagst du mir je: du habest aufgehört, mich zu lieben, so hab' ich aufgehört, zu leben in dir und überall. O, der natürliche Menschentod auf Siechbett, Schlachtfeld oder Schaffot ist süß gegen bittern Herzenstod. Nicht so, du meine Seele, du bleibst mir ewig die Seele? O schwör' es mir zu; nein, Fortunato, schwör' es G o t t zu; nein, schwör' es bei d i r! — Du bist ja mein Gott!“ Die letzten Worte flossen nur noch leise gehaucht, kaum vernehmbar zu Fortunatus Ohr. Cecco's Haupt sank mit geschlossenen Augen auf die Schulter seines Freundes. Dieser preßte den bewegten Knaben mit Wildheit und Zärtlichkeit an seine Brust und legte seine Wange auf die glühende Wange desselben, indem er lispelte: „Scheide nicht von mir, mein Cecchino, scheide nicht! Kannst du mich lieben und mich doch tödten wollen?“

Cecco schien nach einiger Zeit aus einem Zustand halber Bewußtlosigkeit zu genesen. Er riß sich los, verbarg sein Antlitz auf dem Lager und weinte bitterlich. Fortunatus verschwendete Fragen, Bitten und Tröstungen vergebens, bis ein heftiges Schluchzen in stilles

Weinen überging. Dann richtete sich der Page auf, umschloß noch einmal krampfhaft mit beiden Armen den Hals des Freundes; drückte ihm den Scheidekuß auf und rief: „Gute Nacht! gute Nacht! Es ist um meinen armen Verstand gethan. Gute Nacht, lieber Mörder! Laß mich, denn ich bin wahnsinnig.“

Schnell vom Lager aufgesprungen, war der Page zugleich aus dem Gemach verschwunden. Der Zug der Luft löschte das letzte Leben des glimmenden Lampendochtes.

Fortunatus blieb in einem nieerfahrenen Zustande zurück. Finsterniß und Oede inner und außer ihm; Gefühl des Untergangs und Niedersinkens in den endlosen Abgrund einer weltlosen Nacht. Seine Nerven schienen sich in sich selbst zusammen zu winden, wie im Allgemeinen Schwindeln der Sinne, während das Blut fieberisch durch die Adern stürzte. Nur ein einziges, immer und in tausend verschiedenen Gestalten wiederkommendes Bild erfüllte ihn; und nur ein einziger Name war die ganze Summe seiner Gedanken. Es war bei ihm ein Schlummern im Wachen, ein Wachen im Schlummer, bis alles Bewußtsein endlich in einem schweren, todtenhaften Schlaf erlosch.

26.

Das Treffen bei Mileto.

Durch das schmale Tagloch der Mauer, welches seiner Zelle, statt Fensters, diente, fiel der blendende Strahl der Mittagssonne, als er sich seiner Betäubung entrang. Der nächtliche Abschied des Lieblings, jene zu einer Art Wahnsinn gesteigerte Zärtlichkeit und Betrübniß, stand traumartig dunkel in ihm. In dumpfer Abspannung, in gefühlloser Ruhe ging er durch die Gassen von Monteleone zur Wohnung Cecchino's, und hörte mit einer Art Gleichgültigkeit, daß der Creole bei Tagesanbruch abgereist sei. Er schlenderte nur träumerisch, wie ein Suchender, den ganzen Tag umher, ohne zu suchen; im reinsten Müßiggang, ohne Langeweile. Dachte er an das Scheiden des Knaben, an die Bewegungen des eigenen Gemüths bei der Trennung, Bewegungen, wie er sie nie vorher gekannt: ward ihm, als sei er ein Trunkener gewesen.

Wie jener unnatürliche Rausch in ihm geworden, und was er in demselben gesprochen, darüber wußt' er sich durchaus keine Rechen-

schaft. Soviel aber noch von seinen Worten, soviel von Cecchino's Reden dem Gedächtniß verblieben war, glich Alles dem verworrenen Geschwätz der Raserei. Er empfand über jene unmännliche Schwärmerei Unwillen, ohne dabei eigentlich eine Schuld zu erkennen. In dieser Entzweiung mit sich würde er, bei geringerer Geistesbildung, vielleicht Alles einer Verzauberung zugeschrieben haben. Lange auch dachte er das Räthsel mit dem Glauben der Alten an geheime Naturgewalten, an Antipathie und Sympathie, zu lösen. Jene schien ihm den besten Schlüssel zu Sir Downs unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn zu geben; diese ihm die wunderbare gegenseitige Anziehung zwischen Ceeco und sich, seit dem ersten Abend auf der Austria, zu erklären. Er war aber zu schlichter Vernunft- oder Verstandesmensch, um sich lange mit einer poetischen Wahlverwandtschaft der Seelen zu begnügen, und mit einem Unerklärlichen das Andere zu erklären. Sir Down hatte ihm selber den Grund seiner Antipathie hell genug angegeben. Und jene wunderhafte Sympathie mochte zuletzt ihre Quelle in der Lebensanregung finden, welche das stürmische Feuer des Creolen, dessen Schicksal, dessen Jugendlichkeit, dazu die weiche Gewalt der Gewohnheit im langen, fast ausschließlichen Umgang, verursacht haben.

„Und zudem kömmt,“ dachte unser Stoiker bei sich, den es befremdete, so plötzlich aus dem Sattel eigenthümlicher Besonnenheit, oder natürlichen Phlegmas geworfen zu sein, „du bist schwächer, als du zu sein wähntest.“

Ein Tag verging in diesem Zürnen und Aussöhnen seiner selbst. Er fühlte sich vom Wandern ermüdet, und wußte nicht, wo er gewesen, als ihn die finstere Nacht zurück zu seiner Herberge trieb. Er vernahm, ein Stabsoffizier habe ihm zweimal nachgefragt; ein Calabrese, an dessen Beschreibung er augenblicklich den Cavaliere Pasquale erkannte, sei bis in die Dunkelheit, seiner harrend, vor dem Hause gestanden. Beides ließ ihn gleichgültig.

Das dumpfe Wirbeln der Trommeln weckte ihn schon vor Tagesanbruch. Im Hause herrschte Lärmen und Geschrei der Gehenden und Kommenden. Es schienen diese Bewegungen durch ein außerordentliches Ereigniß bewirkt zu sein. Er eilte hinaus, und erfuhr von seinen Wirthen, daß die Franzosen plötzlich Monteleone verließen und die Stadt vielleicht auf immer räumen würden. Nach einigem Schwanken in sich selber, dünkte ihn zuletzt gerathener, dem ab-

ziehenden Heere zu folgen, als die heranbringenden Horden der sizilianischen Räuber, und sein Loos aus der Hand dieser Barbaren zu erwarten. Er begab sich in seine Zelle zurück, packte den Habersack, und vergalt beim Abschiede den Eigenthümern des Hauses, mit einigen Geldstücken, was sie ihm Liebes gethan.

Der Morgen dämmerte. Die Stadt war öde. Man wies ihm die Richtung, welche die Truppen genommen. Er wanderte durch einen Theil des verlassenen Lagers, in welchem noch wenige Mannschaft zurückgeblieben war, und was er zu vermuthen anfing, bestätigte ihm die Antwort einer Schildwacht: „Gehen Sie, es wird der Mühe lohnen, zu sehen, wie wir den Prinzen von Hessen und seine Briganten zum Land hinauspeitschen.“

Einem Treffen beizuwohnen, hatte der Schweizer sich eigentlich nicht gerüstet; aber, einmal auf den Beinen, setzte er den Weg fort. Dieser ging nach einiger Zeit bergauf, steil am Felsen, wo er die dem Heere folgenden Lastthiere fand. Auf der Höhe breitete sich eine weite fruchtbare Ebene bis zu den Bergen auseinander, ohne Anbau, nur von Olivenwäldern beschattet. Der Zug der Krieger, ihrer mehr denn zwölftausend, ungezählt die Schwärme freiwilliger Calabresen in französischem Solde, bewegte sich langsam durch den tiefen Sand der Fläche. Im Morgenlicht der Sonne blitzten aus weiter Ferne die Waffen der dunkeln Schlachthaufen herüber.

Nach zweistündigem ununterbrochenem Fortrücken hörte man den ersten Donner der Kanonen; bald das zeitweise Rauschen des kleinen Gewehrfeuers. Dem General Reynier entgegen entfalteten sich die Schlachtreihen des tapfern Prinzen von Hessen-Philippsthal. In schwarzen Haufen quollen die Sizilianer und Briganten aus allen Wäldern hervor gegen die französischen Kampfreihen. Bald ward das Gedonner der Feuerschlünde, die gegenseitig Tod und Flammen spien, allgemein. Gebirg und Wald murmelten den Mordgesang der ehernen Rachen nach. Dazwischen rollte verworrener Trommelschlag; schmetterte gebieterischer Ruf der Trompeten. Bald deuteten nur noch aufwirbelnde Rauchsäulen und blaugraue Züge des Pulverdampfes, Stellung und Bewegung der Schaaren, die von Zeit zu Zeit theilweis darin sichtbar hervortraten. Dann aber, als ergösse sich aus dem Schoos des dichtesten Schlachtnebels ein Waldstrom, finster und reißend, über die Felder: so fuhr gegen die Massen calabresischer und sizilianischer Bauern Geschwader um Geschwader fran-

zösischer Reiterei. Jene Massen zerstoben. Weit über die Wiesen gegen das Gebirg irrten, kämpften, flüchteten, widerstanden Tausende vereinzelt. Sie verloren sich in Bergen und Wäldern, eh' eine Viertelstunde vergangen war.

Inmitten dieses Schauspiels, welches Fortunatus von dem Gipfel eines hochbepackten Karrens herab beobachtete, rief ihn eine wohlbekannte Stimme an. Es war der Signor Cavaliere Pasquale, welcher, von Staub und Schweiß bedeckt, des Wegs von Monteleone kam und mit gewöhnlicher Wichtigkeit und beweglichem Geberdenspiel winkte, niederzusteigen.

„Gut, Signor, daß ich Sie finde. Gestern und heut' hab' ich mir den Athem ausgelaufen. Wo in der Welt waren Sie? Schon hielt ich Sie verloren; und doch hab' ich dem Stabsoffizier Ehre und Leben verpfändet, seine Bestellung auszurichten. Ihre Monteleoner Wirthsleute sind brave Calabresen, die schickten mich auf die Spur.“

— Welche Aufträge können Sie für mich haben? Und wer ist der Offizier, der sie Ihnen anvertraut, Signor Cavaliere?

„Gehen wir ein wenig auf die Seite. Fort, fort, noch weiter! Ohren sind die allergefährlichsten Gliedmaßen des Menschen. Aber, unter uns, was denken Sie zu dem Teufelsstreich, den ich jetzt dem Prinzen von Hessen-Philippsthal spiele?“

— Wie so? Er war ja nie zu Monteleone gefangen.

Still doch! Merken Sie wohl. Die verdammten Zigeuner handelten behender, als ich. Die hatten meine Befehle vollstreckt, eh' ich nach Monteleone kam. Kurz, er ist entwischt. Merken Sie wohl, wider meinen Willen ist er davon gegangen; ohne Abrede mit mir. Er soll's bereuen — Jetzt hab' ich alle Anstalten getroffen: Reynier muß ihn in die Flucht schlagen. Den Cancellieri mit den besten Truppen hab' ich von ihm getrennt und in die Bai von St. Eufemia geschickt. Er muß vertilgt werden. Aber, Geduld, Reynier soll sich an seinem Siege verbluten. Dann machen wir mit den Franzosen den Kehraus.“

Der Capo Ruota rieb sich dabei fröhlich die dürren Hände, indem er argwöhnisch links und rechts und hinter sich schielte.

„Und Ihre Bestellung an mich?“ fragte Herr Linthi, als er bemerkte, der Cavaliere sitze wieder auf seinem politischen Steckenpferde, auf dem er sich einbildete, alles Geschehene sei Werk seiner Kunst und Klugheit.

„Geduld!“ rief der Capo Ruota: „Sie wissen nichts, gar nichts. Wir haben hier noch einen gefangenen Vogel, einen Geier, einen Vogel Greif. Dem spreng' ich den Kerker. Den Grafen Ribera und den Cancellieri lass' ich in wenigen Tagen wie wüthende Hunde über die Franzmänner herfallen; die Abruzzen, beide Calabrien warten auf meinen Wink. Mir sieht's keine Seele an, wer ich bin.“

— Aber Graf Ribera ist zu Monteleone in Ketten.

Der Capo Ruota drehte sich ab, um sein Lachen zu verbergen. Eben so schnell wandte er sich wieder ganz ernsthaft, kniff die kleinen Augen zu, streckte den Kopf vor und sagte leise: „Spinnweben, nicht Ketten! Das ist ja mein Vogel Greif. Adio! jetzt ist's Zeit. Ich muß zu ihm. Er muß 20,000 Mann von allen Seiten zusammenbringen, eh' Reynier ganz Meister ist.“

„Aber vergessen Sie die Bestellung des Offiziers nicht.“

„Richtig, Signor Fortunato! Wort muß man halten. Als er Sie suchte und mich auf Sie wartend fand, gab er mir den Brief des Generals Reynier an Sie. Doch, wohl zu merken, trauen Sie ihm nicht; trauen Sie keinem Franzosen. Ich, sobald sie wollen, ich führe Sie nach Messina. Nur Zuversicht! Es sieht's mir keine Seele an, wer ich eigentlich bin? — Es ist auch nicht nöthig, wohl gemerkt, gar nicht nöthig, daß es Jeder wisse. — Also, hier ist der Brief. Nehmen Sie. Sagen Sie mir, was er enthält?“

Herr Linthi riß das Blatt auseinander, und sah Cecco's Unterschrift. Er sagte es dem Capo Ruota. Dieser nickte mit dem Kopfe, und versicherte, das sei ihm nicht unbekannt gewesen; er habe nur Fortunato's Wahrheitsliebe auf die Probe stellen wollen. „Ich selbst,“ fuhr er fort, „schickte den Edelknaben der Signora Marchesana gestern nach Sizilien zurück. Dem Burschen fehlt's nicht an Kopf. Ich brauch' ihn zu meinen Entwürfen, ohne daß er's vermuthet. Adio! Heut' verreisen Sie nicht. Ich erwarte Sie in Monteleone.“

Mit diesen Worten entfernte sich der gutmüthige Thor, und, harmlos in den Saiten seiner Guitarre rauschend, wanderte er rüstig zur Stadt zurück.

Fortunatus lagerte sich unterdessen in den Schatten einer alten Steineiche und las das Schreiben seines jungen Freundes mit einer Andacht, die ihn für den Donner der Schlacht taub machte, welcher noch fort und fort sein Ohr umrauschte. Der Brief war von Mileto, vom 27. Mai, also vom vergangenen Tage, gegeben, und folgendes Inhalts:

„Der französische Parlamentär ist in einer Stunde mit einer Antwort des Prinzen nach Monteleone zurückgekehrt, die allen meinen Erwartungen entspricht. Ribera ist dem schmachvollsten Tode entrissen. Ich bete schaudernd und demüthig die ewige Vorsehung an, deren unbegreiflicher Rathschluß eben mich und keinen Andern zu ihrem Werkzeug machte.

„Der Adjutant des Generals Reynier will die Güte haben, Ihnen diese Zeilen mitzunehmen. Ich reise nach Seminara ab. Tragen Sie keinen Kummer für mich; ich stehe unter dem unmittelbaren Schutz des vortrefflichen Prinzen, der mich durch eine Schutzwacht bis Sciglio führen läßt.

„Leben Sie wohl. Wachen Sie über Ihr Leben in diesen schrecklichen Tagen; es ist ja das meinige. O, mein edler Freund, ich verzweifle, Sie je wieder zu sehen. Ich soll, ich kann nicht glücklich werden. Ich war's nicht einmal in Ihrer Nähe, in meinem Himmel; und jetzt — das Weltall ist eine kalte Leiche geworden. Kommen Sie bald, o bald nach Sciglio. Ich erwarte Sie zitternd, als meinen Richter; mit bangem Gewissen erwart' ich Sie. Ich habe — —

„Fragen Sie den General Reynier, den Grafen Ribera, beide können Ihnen Alles sagen. Sie, lieber Freund, wurden hintergangen. Wenn Sie dann, auch dann noch nach Sciglio kommen, betracht' ich Ihre Erscheinung als meine Begnadigung. O Fortunato, ich habe zuviel gesagt. Es ist geschehen. In jedem Fall forschen Sie in Sciglio, oder Messina, der Marchesa Vioganni nach, daß sie meine Schuld bei Ihnen zahle.

„Lebe wohl, mein Retter, mein Verderber! Du mein süßer Todesengel, gute Nacht!

Cecco.

Der Brief, anfangs zierlich geschrieben, zuletzt flüchtig gekritzelt, und durch mehrere ausgestrichene Stellen beinah' unleserlich, verrieth, daß er in aller Ruhe begonnen, und in heftigen Gemüthsbewegungen beendet war. Der junge Schweizer las ihn wiederholt, um einen Sinn herauszufinden; aber der Inhalt wurde ihm jedes Mal noch unverständlicher. Er hatte vollkommene Ursache, zu argwohnen, daß irgend ein schreckliches Geheimniß auf dem Leben des Creolen laste; es hatte sogar den Anschein, daß der Knabe sich gegen den eigenen Lebensretter einer Verrätherei bewußt sei, die er bereue. Und eben dies fand Fortunatus unbegreiflich. Seine Neugier war auf's höchste

gespannt. Befriedigt mußte sie werden, eh' er nach Seiglio ging. Der französische Obergeneral, der, nach Cecco's Aeußerungen, um Alles wußte, befand sich eben auf dem Schlachtfelde. Doch in diesen Augenblicken durfte er sich ihm nicht nähern. Er beschloß daher, den Ausgang des Treffens und die Rückkehr des Feldherrn ruhig abzuwarten.

Aber das Treffen war schon jetzt entschieden; das Rottenfeuer der Schlachthaufen beinahe ganz verstummt. Der Donner des schweren Geschützes entfernte sich. Alle Truppen zeigten sich in lebhafter Bewegung vorwärts nach Mileto zu. Selbst das Gepäck empfing Befehl, nachzurücken. Es folgte dem Heere der Sieger.

Doch Linthi's Bemühungen, einen vielleicht gelegenen Augenblick zu finden, in welchem er sich dem Oberbefehlshaber zeigen konnte, blieben den ganzen Tag vereitelt. Er erfuhr erst spät, daß Reynier weit über Mileto hinaus im Verfolgen des Feindes begriffen sei. Darum schloß er sich Abends einem Bataillon an, welches vom Schlachtfeld nach Monteleone zurückkehrte. Das Gespräch und die Siegesfreude dieser Krieger, deren von Pulver geschwärzte Gesichter bewiesen, daß sie zunächst im Feuer gestanden, verkürzten die Langeweile des Heimweges. Jeder von ihnen schwor, daß kein lebendiges Gebein der Briganten über das Meer entkommen könne. Sie ließen dabei der Tapferkeit und Klugheit des Prinzen von Hessen Gerechtigkeit widerfahren und gedachten seiner heldenmüthigen Vertheidigung der Veste Gaeta. Allgemein aber wurde von den Soldaten betheuert, sie hätten mit eignen Augen gesehen, wie der Prinz, auf der Flucht nach Mileto Einer der Letzten, durch einen Chasseur, nahe vor der Stadt, gefangen genommen worden sei; wie er diesen getäuscht, und ihm, statt der Börse, unversehens einen Pistolenschuß durch beide Backen gegeben habe, dann davon gesprengt und glücklich entkommen wäre.

Der unzweifelhafte Sieg der Franzosen erfrischte Fortunato's Hoffnungen, um so eher Seiglio und den Pagen erblicken zu können. Reynier hatte Wort gehalten und ihm offenen Weg dahin gebahnt. Nur die eingebrochene Nacht verhinderte den jungen Mann, dessen Neugier in Flammen stand, sich nach dem Grafen Ribera zu erkundigen und Cecco's Geheimniß zu erfahren.

27.

Vereitelte Hoffnung.

Er hatte die Nacht in der alten Behausung zugebracht, wo er freundlicher, denn das erste Mal, aufgenommen worden war. Den ersten Gang that er Morgens zum Commandanten des Platzes, um dessen Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem gefangenen Grafen zu bewirken.

Kaum hatte er dem Kriegsbefehlshaber sein Begehren vorgebracht, so erwiederte dieser dasselbe mit einer langen Reihe von Fragen über Namen, Stand, Alter, Wohnung zu Monteleone, Bekanntschaften in der Stadt, Beschäftigung und Reisepaß des Schweizers, ferner über dessen Verbindung mit dem Grafen, wo und wie er ihn kennen gelernt; wann er ihn das letzte Mal gesehen; warum er denselben sprechen wolle und dergleichen mehr. Nachdem Fortunatus die amtliche Wißbegier des Kriegsmannes in allen Stücken befriedigt zu haben glaubte, sagte dieser zu nicht geringer Bestürzung des Schweizers: „Einstweilen sind Sie mein Gefangener. Ihren Paß und Ihre Brieftasche werd' ich Ihnen aufbewahren, so wie Ihr Geld, das Sie mir auszuliefern haben. Sobald die wichtigsten Geschäfte abgethan sind, werd' ich Sie wieder zu mir rufen lassen.

Umsonst verwahrte Fortunatus seine Rechte gegen diese unverdiente Behandlung; umsonst verlangte er, den Grund seiner Verhaftung zu vernehmen. Der Commandant gab auf Alles den kurzen Bescheid: „Sie haben zu gehorchen. Sobald mir's die Zeit erlaubt, erfahren Sie mehr.“ Es erschien ein Kaporal mit zwei Gemeinen, die, mit einem versiegelten Befehl des Commandanten versehen, den Frager in ihre Mitte nahmen und wegführten. Er ward in ein altes Kloster gebracht, hier einem Gefangenwärter übergeben, und in eine Zelle gesperrt, deren Taglöcher mit Eisenstäben wohl vergittert waren.

Im Bewußtsein der Unschuld ließ er sich jedoch den unerwarteten Verlust seiner Freiheit wenig anfechten. Er überdachte die ganze Kette seiner seltsamen Schicksale, die er seit der Abreise von Triest gehabt, und in welchem zuletzt immer der Creole die Hauptrolle gespielt hatte. Er durchlas den Brief desselben mehrere Male, den er zum Glück in einer Seitentasche behalten, und war nicht ungeneigt, aus gewissen Ausdrücken desselben zu schließen, daß diese

Gefangenschaft vielleicht ein Machwerk von Umtrieben sein möge, denen sich der verschmitzte Knabe mit einer gewissen Vorliebe hingegeben zu haben schien. Darauf schienen die unverständlichen Redensarten des Schreibens: „Ich betrachte Ihre Erscheinung als meine Begnadigung,“ hinzudeuten.

Wie dem auch sein mochte, er behielt die gewohnte Gemüthsruhe unerschüttert bei; verzehrte mit Behaglichkeit das kärgliche Mittagsmahl, sah Nachmittags durch sein Gitter 2000 bis 3000 Mann sizilianischer Linientruppen entwaffnet vorüberführen, die bei Mileto kriegsgefangen worden, und erwartete geduldig den Ausgang der Dinge.

Erst gegen Abend ward er mit gleicher Vorsicht aus dem Ort der Verwahrung abgeholt, wie er dahin gebracht worden war. Angekommen beim Commandanten, ward er von demselben zwar etwas gefälliger empfangen, aber nicht minder strenge über die Ursache befragt, warum er eine Unterredung mit dem Grafen begehrt habe, den er nur einmal gesehen, nie gesprochen und zwischen dem und ihm nie die leiseste Verbindung bestanden hätte? Fortunatus lösete auch diesen Zweifel mit dem offenen Bekenntniß seiner erregten Neugier und mit der Erklärung, er würde, wäre der Oberfeldherr in Monteleone gewesen, nie das Verbrechen begangen haben, dem sizilianischen Baron nachzufragen. Als Beweis der Aussage legte er Cecco's Schreiben vor.

Der dunkle Inhalt desselben reizte nun selbst die Neugier des Commandanten zu mancherlei Fragen, doch brach er endlich kurz ab, und verkündigte dem Schweizer seine Freilassung. „Ich habe einen Stabsoffizier gesprochen,“ setzte er hinzu, „der die Wahrheit dessen bestätigte, was Sie mir am Morgen über ein Verhör des Grafen Ribera erzählten. Es thut mir leid, daß Sie diesen Brief hier nicht früher vorwiesen; er spricht in vollem Einklang mit dem Geschehenen. Ihre Erkundigung nach dem Grafen, Ihr Verlangen nach einer Unterredung mit dem ehrlosen Schuft mußte Verdacht auf Sie werfen. Hier, mein Herr, Ihr Geld und Ihre Papiere.“

„Fielen also,“ rief Fortunatus, „die Nachrichten, welche der Obergeneral durch seinen Parlamentär vom Prinzen Hessen-Philippsthal empfing, nicht befriedigend aus?“

„Nur zu sehr!“ rief der Kriegsmann, indem er dazu einen derben Fluch ausstieß: „Der General schenkte dem Grafen Vertrauen;

ließ ihn aus dem Verhaft: wies ihm als bloßem Kriegsgefangenen anständiges Quartier an, Alles, nachdem er ihm das Ehrenwort abgenommen, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und als Kriegsgefangener jedem Befehl zu folgen. Sieh' da, schon in der Nacht darauf lief der Schurke treulos davon, und nun erfahren wir von andern Gefangenen, dieser Bösewicht Ribera sei Oberhaupt und Anführer der grausamsten und wildesten Briganten-Banden aus Sizilien. Ohne Zweifel hatte der Mensch in Monteleone Anhänger, die ihm zur Flucht halfen. Man muß den verdammten Calabresen nicht weiter trauen, als die Spitze des Bajonets reicht."

"Er konnte wohl aber auch ohne Hilfe leicht entwischen, da er unbewacht war," bemerkte Herr Linthi.

"Nein, nein!" erwiederte der Offizier: "da ist so ein verlumpter calabresischer Bauer, den man überall kennt und überall mit seiner Guitarre sieht; ein Narr oder Halbnarr, wie er sich stellt. Ribera befand sich kaum außer dem Gefängniß, so war jener Verrückte bei der Hand und im Quartier des Grafen. Der Schelm ist mir längst verdächtig. Ertappen wir ihn, so hat er die Kugel vor den Kopf, und ich wette, die Bleikur heilt seine Narrheit für immer."

Herr Linthi wußte wohl, daß hier von keinem Andern als dem würdigen Cavaliere Pasquale die Rede sei, und erinnerte sich des Vorsatzes, mit welchem derselbe gestern vom Schlachtfelde gegangen. Er hielt es aber für unzeitig, sich der Bekanntschaft dieses geheimnißvollen Lenkers aller Staatsbegebenheiten zu rühmen. Er beurlaubte sich von dem Commandanten, sobald ihm dieser gesagt hatte, daß er vergebens auf Rückkehr des Generals Reynier in den nächsten Tagen hoffen würde, der eben in voller Arbeit sei, die Trümmer des auseinander gesprengten sizilianischen Heeres zu vernichten. Gesammtes Geschütz und Gepäck des Feindes wäre erobert; zwei Regimenter desselben seien schon gefangen durch Monteleone geführt; andere würden erwartet. Der Prinz selber habe schwerlich noch 200 Reiter nach Reggio und Sizilien zurückgebracht. Ueberall sei freie Straße.

Es war allgemeine Erleuchtung der Stadt, zur Feier des entscheidenden Sieges bei Mileto, als Fortunatus sich in seine Herberge zurückbegab. Das Schauspiel zog ihn aber so wenig an, als es den Bürgern von Monteleone damit großer Ernst sein mochte. Er hatte seine Gedanken nun an die Abreise nach Sciglio.

28.

Reisegefahren.

Er brach früh dahin auf, die Frische des Morgens als rüstiger Fußgänger zu benutzen. Ein leerer, mit drei Mauleseln bespannter Karren, dessen Fuhrmann ihn freundlich zu sich einlud, begünstigte, auch während der Sonnenhitze des letzten Maitags, die raschere Fortsetzung des Weges, obgleich das Fuhrwerk weder zierlich, noch bequem heißen konnte. Nach Landesbrauch ersetzten nur zwei schwerfällige hölzerne Scheiben die Räder, welche sich knarrend mit den daran befestigten Achsen umdrehten. Darüber ruhte ein beinahe viereckiger Kasten, grob aus Holz gezimmert, um jede beliebige Last aufzunehmen. Er mahnte an den Wagen der eleusinischen Mutter, oder an die altrömischen, wie man sie auf Denkmünzen und Bildern sieht. Den Schweizer aber erinnerte er an ein ähnliches Kunstwerk ohne Kunst, das in den Hochgebirgen des bündnischen Prättigäu's bald befruchtenden Dünger auf's Feld, bald nervenschwache Damen der Ebene zu den Heilquellen von Fideris und Alveneu führt.

Der calabresische Phaeton ließ Mileto und das Schlachtfeld zur Linken, und eilte auf der Straße von Rosarno durch einen weitläufigen Olivenwald. Plötzlich ward er von mehrern bewaffneten Bauern umringt und angehalten. Der Fuhrmann warf sich voller Entsetzen in dem Kasten auf die Knie, und flehte bebend um sein armes Leben, indem er alle Heiligen seines Kalenders zu Zeugen rief, daß er kein Franzose sei. Fortunatus suchte gelassen nach dem Geldbeutel, um die Fortsetzung seiner Tage zu erkaufen. „Wir sind keine Briganten,“ rief einer der Bauern, „sondern auf der Streife gegen das verfluchte Gesindel. Erst diesen Morgen haben sie im Walde hier den Gastwirth von S. Pietro und einen Wollenluchhändler kalt gemacht, der Geld bei sich trug und mit ihm nach Palmi ging.“ Nach einigem Hin- und Herreden erbot man sich, den Wagen bis zum nächsten Ort zu begleiten. Es ließ sich nicht ablehnen. Zwei von den verdächtigen Blaumützen sprangen alsbald in den Wagen, ihre Flinten im Arm.

Die Leute meinten es redlicher, als Fortunatus anfangs ihren unheimlichen Physiognomien zutraute. Nicht nur brachten sie ihn heil in das nächste Dorf, sondern führten ihn auch zum Richter des Orts, der sogleich unaufgefordert zwölf bewaffnete Männer befehligte, zur Sicherheit der Reisenden den Wagen bis Seminara zu begleiten.

Der Schweizer bewunderte die Ordnung und Landeszucht der Calabresen, welche sie mit seltener Gelehrigkeit von den Franzosen in kurzer Zeit angenommen hatten.

Nachdem er seine treue Schutzwacht dankbar in Seminara belohnt hatte, beschloß er noch allein bis Palmi zu wandern, ungefähr eine Stunde davon entlegen. Denn noch war's nicht spät und, wie man ihm sagte, der Weg sicher. In Seminara sowohl, als in Palmi lagen französische Truppen. Von Palmi wollte er, gutem Rathe folgend, zu Wasser nach Sciglio.

Er hatte sich noch nicht weit von der weiland schönen und gewerbreichen Stadt entfernt, die eben wieder zwischen den Ruinen vom letzten großen Erdbeben aufblühen wollte, so ließ er sich von einem halbbefahrnen Fußweg verlocken, der die gerade Richtung nach dem Ziel seiner Reise zu nehmen schien. Statt dessen gelangte er zu einer zerfallenen Kapelle, die vor ihm hart am Ufer des Meeres auf einem Erdhügel lag. Aber ein weit überraschenderer Anblick, als dieser, hemmte jählings seinen Lauf. Er stand lange unbeweglich; sein Herz schlug laut. Neben dem Mauerwerk auf einem Schutthaufen saß Cecchino in seinem grünen Wämmschen, mit dem buntfarbenen Leibgürtel, das schwarze Seidentuch um den Kopf gewunden, den Rücken gegen ihn gewandt. Auch war's deutlich seine schlanke Gestalt, deren Umrisse sich auf jenem Hügel gegen den Abendhimmel scharf bezeichneten. Sie schien von einer goldenen Glorie umflossen, welche der Sonnenuntergang für sie zurückgelassen hatte; und vom Gemäuer hernieder hingen wehende Zweige eines Gesträuches über dem Haupte des Knaben, wie um es zu küssen.

„Und doch kann's Verblendung der Augen sein!“ dachte Fortunatus und wandelte näher hinzu. Er irrte nicht. Die Gestalt sprang auf; oberhalb ein Knabe, unterhalb in zerrissenem Weiberrock, und barfuß, flüchtete sie schnell hinter die Mauer.

Als Fortunatus ihr dahin folgte, befand er sich unerwartet in der Mitte einer kleinen Zigeunerfamilie, die, am Boden gelagert, ihr Hab und Gut, allerlei Kleider und Lumpen, um sich ausgebreitet hatte. Ein alter plattnasiger Kerl, behaglich auf den Bauch hingestreckt, löffelte aus einem Scherben den Rest seiner Polenta; neben ihm säugte ein ekelhaftes Weib ihr Kind, während nicht weit davon ein junges Mädchen halbnackt, die Füße im Meerwasser badend, am Ufer stand. Die vor Fortunats Erscheinen vom Schutt geflohene

Schöne war im Begriff, seine Ankunft zu verkünden. Der Zigeuner erhob sich demüthig grüßend, und grinsete freundlich den Wanderer wie einen alten Bekannten jener Nacht an, in der bei größerer Versammlung das gebratene Schaf verzehrt und zum Saitenspiel des Capo Ruota getanzt wurde. In der That glaubte sich der Schweizer dieses Heiden zu erinnern.

Indessen, sobald er sich über den Weg nach dem nahen Palmi erkundigt hatte, richtete er seine Fragen nach jenen männlichen Kleidungsstücken des einen der Mädchen. Aber ihm ward immer bänger dabei zu Muth. Bald genug blieb ihm kein Zweifel mehr, daß der unglückliche Cecco beraubt und vielleicht ermordet worden sei. Denn nicht nur erkannte er in jenem Seidentuch mit dem von Eufemiens Fingern gestickten Rosenkranz der Zipfel, und im grünen Wamms mit glänzenden Stahlknöpfen bestimmt das ehemalige Eigenthum des Pagen, sondern unter den Lumpen auf dem Rasen erblickte er auch dessen wohlbekanntes, königblaues Jäckchen, dazu noch einige Unterkleider von Nankin und den feuerfarbenen Leibgürtel desselben.

„Ihr habt den Knaben getödtet! ihr habt ihn ausgeplündert!“ schrie Fortunatus mit donnernder Stimme das erschrockene Gesindel an: „den Knaben, mit dem ich vorige Woche bei euch war!“

Das säugende Weib raffte sich voll Entsetzens auf; die Badende sprang aus dem Wasser; der Zigeuner warf sich zu den Füßen des Schweizers, der seinen knotigen Wanderstab schon in drohender Stellung schwang. Das junge Mädchen hingegen, welches das geraubte Gewand trug, schüttelte den Kopf, ohne Furcht zu äußern, und sagte: „Schöner, junger Herr, halt ein! Schlage den Vater nicht. Das Bündel hab' ich selber gefunden, und ich bin immer ein Glückskind!“

„Sprich, wo gefunden? wie gefunden? Redet, ihr Gauner, oder ich zermalme eure diebischen Knochen zu Koth!“ schrie Fortunatus noch einmal, und machte Miene, seine Drohung in blinder Wuth zu erfüllen. Die junge Heidin aber, als wenn sie mit dem Wamms des Pagen auch dessen Keckheit genommen, flog gleich dem Blitz heran, umstrickte mit beiden Armen den gehobenen Arm des Jünglings und rief: „Schlage den Alten nicht; höre mich an! Das Gewand des Brüderleins hab' ich wohl erkannt, des schmucken Knäbleins, mit dem du kamst zu uns in die Tumba maladetta auf der

Roccavuturi, und habe Wehklage gerufen im Walde, als ich's erhob vom thauigen Dornenstrauch.«

Wild schleuderte Fortunatus das Mädchen von sich ab, daß es zu Boden stürzte und ächzte. »Ihr Strolchen und Mörder,« schrie er, die Flamme des Zorns und der Rache im Auge, »wo habt ihr den Knaben gelassen? Führet mich auf die Stätte, wo ihr ihn beraubtet, ihn erschluget!«

Der alte Zigeuner erhob sich mit halbem Leibe von der Erde und sagte: »Haben wir ihn erschlagen? Haben wir ihn beraubt? Ich will helfen, daß du die Mörder findest, die Briganten im Walde von Solano. Das Weib dort wahrsaget, und kennt die Uebelthäter, ob sie wohnen in der Höhle oder im Schloß.«

»Goldenes, vornehmes Herrensöhnchen! fiel das Weib ein, und legte das nackte Kind von ihrem Arm auf die Erde: »Wir leben nicht vom Blut des Menschenkindes, und entblößen den Wanderer nicht auf dem Weg durch die Länder. Das Wasser des Baches ist naß genug für den Durstigen, und das Brod, welches aus dem Sack des reichen Mannes fällt, heben wir auf.«

Auf Händen und Füßen kroch indessen die zur Erde geworfene Tochter Aegyptens mit leisem Wimmern heran, umfaßte flehend die Knie des Jünglings und seufzte beweglich: »Schlage den Alten nicht! Bist ja so schön; sei nicht grausam! Und er weiß die Stätte des Unglücks nicht, aber ich kenne sie gar wohl, und den Hügel der Eichen, da man sieht bis zum Rauch des Aetna, und das versunkene Kreuz an der Straße, welche nach Bagnara läuft, und den dornigen Strauch dabei, welcher des Knäblein Hadern trug. Schlage den Alten nicht!«

Wie ergrimmt auch Fortunatus war, — die knechtische Demuth dieser von der ganzen Menschheit ausgestoßenen Elenden, und besonders die treue und durch keine Mißhandlung abschreckbare Liebe der jungen Zigeunerin für ihren Vater, hielt ihn von Gewaltthat und Uebereilung zurück. — Er befahl, Cecchino's Kleider auf einen Haufen zusammenzutragen; dann ihm nach der Stadt Palmi mit denselben zu folgen. Das junge Mädchen erhob sich vom Boden, riß das schwarze Tuch von den noch schwärzern Haaren ihres Hauptes hinweg, entkleidete sich von dem grünen Wamms, hing statt dessen ein grobes Wollenzeug um die Achseln und warf Alles zum Uebrigen, welches der Zigeuner sorgfältig und schweigend zusammenlegte. Das

Weib und das andere Mädchen standen als traurige Zuschauerinnen seitwärts, und warfen die Augen angstvoll nach allen Seiten.

„Wie weit von hier," fragte Fortunatus, „wie weit ist's bis zur Stelle, wo ihr den Knaben verlassen habt?"

Die bisherige Rednerin nahte sich ihm wieder, indem sie zwischen ihn und ihren Vater trat, als wollte sie nur diesen schützen. „Siehe, dort sind die Gewänder des Brüderleins. Nimm sie. Aber keines unserer Augen hat das Knäblein wieder geschaut, nachdem du es von unserm Feuer hinweggeführt hast aus der Tumba maladetta. Komm, ich will dich führen in das Holz von Solano, an die Stätte des Unglücks, wo ich die Klage ausstieß, als ich das Bündlein vom Dornenbusch hob, als ich das Gewand des Knäbleins erkannt habe. In drei Stunden bist du durch den eichenreichen Wald mit mir auf dem Hügel am gesunkenen Kreuz."

Dieser Einladung zu folgen, schien allerdings Herrn Linthi nicht thunlich, da die angegebene Entfernung zu groß und die Dunkelheit der Nacht zu nahe war. Obwohl man ihm gesagt, daß in Calabrien kein Beispiel von Räubereien und Mordthaten, durch Zigeuner verübt, bekannt wäre, traute er doch dem Gesindel nicht, wenn es durch Verzweiflung gereizt, oder bei überlegenerer Anzahl entschlossener würde. Daher zog er vor, die Weiber nebst dem Alten vor sich her nach Palmi zu treiben und sie dem Gericht zu überliefern.

Unterdessen erfuhr er im fortgesetzten Gespräch von diesen Leuten dasjenige, was sie für ihre Unschuld anzubringen wußten. Sie waren vor etwa vier Tagen aus dem Gebirge, von den Quellen des Stromes Metauro, niedergestiegen mit andern ihrer Bande, von denen sie beim Passo dei Solani verlassen wurden. Sie nahmen ihre Richtung gegen die Berge von Bagnara durch den weiten Wald, die Landstraße meidend. Nur das eine der beiden Mädchen, eben dasjenige, welches von Cecco's Kleidern getragen, fürchtete das sizilianische Kriegsvolk und die Briganten nicht, und blieb auf offenem Wege, seines wunden Fußes willen. Es war schon finsterer Abend, und die Heerstraße leer geworden. So kam die junge Zigeunerin auf eine Anhöhe, welche sie genau beschrieb, und von wo sie den Weg in den Wald einschlagen wollte, um den Sammelplatz der Ihrigen zu erreichen. Da schimmerte ihr ein weißes Bündel aus einem Gesträuch entgegen, nahe an der Straße. Sie riß es hervor, floh tiefer in den Wald, öffnete neugierig ihren Fund und erkannte die Kleider des

verunglückten Knaben, dessen feuerfarbener Leibgürtel ihr einst in der sogenannten Tumba maladetta vorzüglich gefallen hatte. Mit dem Kopftuch und grünen Wamms schmückte sie sich sogleich, um die Ihrigen damit zu überraschen. Geld wollte keines von Allen in den Kleidern gefunden haben.

„Die Hände haben es genommen, welche das schöne Knäblein erschlagen hatten!“ sagte die Erzählerin: „Und als sie die Kleider an den Dornbusch hängten, bis sie den Leib des Kindes verscharren konnten, sind die Briganten überfallen und davon geflohen. Ich habe die Beute genommen.

Der Tag, an welchem dies geschehen sein sollte, war genau derselbe, da der Page, von Mileto aus, seinem Freunde geschrieben und die Reise nach Seminara fortgesetzt hatte. Vieles war in den Berichten der Zigeuner undeutlich, und bei der Frage: ob sie Blutspuren an den Kleidern gefunden? widersprachen sie sich eine Zeit lang untereinander. Die Finderin selbst verläugnete es anfangs. Als der Alte aber das Gegentheil standhaft betheuerte, und das Weib erzählte, es habe die befleckten Stellen im Bach gewaschen, stimmten Alle zusammen.

„Packt auf!“ schrie Fortunatus: „ihr geht mit mir nach Palmi. Packt auf!“

Die Zigeuner blinzten einander scheu mit den kleinen Augen an, und in demselben Moment, wie verabredet, flogen sie mit unglaublicher Behendigkeit auseinander, über den Mauerschutt durch's Gebüsch, die gesammten Habseligkeiten zurücklassend. Der Schweizer setzte ihnen eben so rasch in den Wald nach; aber dort sah und hörte er nichts von ihnen, als hätten sie dahin die Richtung nicht genommen, wie er doch selber gesehen, oder als verständen sie die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Er spähte und horchte verwundert noch eine Weile vergebens; dann kehrte er beklemmten Herzens zu den Kleidern zurück. Er betrachtete lange mit weinenden Augen den Nachlaß seines Lieblings. Er hob davon ein Stuck um das andere auf, als wollt' er jedes um das Loos seines geweinten Besitzers befragen. Zuletzt nahm er das seidene Halstuch, um es zum ewigen Gedächtniß des Unglücklichen zu bewahren, und eilte längs dem Meere nach dem Städtchen Palmi.

Der französische Commandant, ein verständiger Mann, Namens Frey, welchem er sogleich Anzeige von dem Vorfalle machte, schickte

ihn ohne Zögern, begleitet von einigen Soldaten, nach dem Platze zurück, wo er die Kleider hatte liegen lassen. Denn nur vermittelst derselben konnte man noch dem beraubten Pagen, oder doch den Verbrechern auf die Spur kommen. Aber, bei dem Gemäuer und Lagerplatz der Zigeunerfamilie angelangt, waren die Kleider und übrigen Lumpen bis auf den kleinsten Lappen verschwunden.

„Ich beklage Sie und das Schicksal Ihres jungen Freundes,“ sagte der Commandant zu dem niedergeschlagenen Jüngling: „doch in diesem verhexten Lande lebt weder Polizei noch Justiz. Alles ist Gaudieb und Meuchelmörder von Profession, Jeder erwirbt sein Brod durch den Dolch, mit dem er es am Tisch schneidet. Wir haben manchen braven Mann durch die tückischen Hunde verloren. Nun aber, beim Himmel, wollen wir aufräumen und Ordnung schaffen. Was von den sizilianischen Briganten nicht niedergehauen oder gefangen ist, verblutet oder verhungert jetzt in den Bergen. Der Prinz von Hessen entkam nur mit zwanzig Reitern von Reggio über's Meer. General Abbe traf eine halbe Viertelstunde zu spät ein.“

Das Alles war für Fortunatus nur ohnmächtiger Trost. Die einzige Hoffnung, der arme Creole könne doch vielleicht mit dem Leben entronnen sein, richtete ihn etwas auf; und für jeden Fall beschloß er, folgendes Tages nach Sciglio zu reisen.

29.

Die beiden Nachen.

„Der Weg zu Lande ist kurz zwar,“ sagte zu ihm der Commandant am andern Morgen, „aber ich warne Sie, ihn zu versuchen. Die Straßen sind noch immer von Räubern unsicher. Auch liegen in Sciglio noch die Engländer. Am besten, Sie miethen ein Boot, und fahren längs der Küste dahin. Binnen acht Stunden werden Sie an Ort und Stelle sein.“

Den Rath zu befolgen, begab sich Fortunatus an's Gestade. Aber von allen Schiffleuten, die er ansprach, und wie reichen Lohn er bot, wollte keiner mit ihm fahren. „Heilige Mutter Gottes!“ schrie Einer um den Andern: „das heißt in die Hölle fahren. Lebendig kömmt keine Seele zurück. Die Briganten fangen uns auf und bringen uns um!“ Fast der ganz Vormittag verging mit Bitten und Unterhandlungen, ohne daß der Zweck erreicht ward. Da der

Schweizer aber um jeden Preis das Wagstück bestehen wollte, eilte er zum Commandanten mit dem Entschluß zurück, den Weg nach der Festung zu Fuß anzutreten.

„Nicht also!“ sagte der Kriegsmann, nahm Degen und Hut, und winkte, ihm zu folgen: „Ich schaffe Ihnen das Boot. Sie sind Reyniers Landsmann. Der Empfehlung des Generals thue ich Ehre an. Kommen Sie.“

Die Schiffer standen noch beim Landeplatz in Haufen beisammen, als der Commandant sie mit rauher Stimme anfuhr und rief: „Vier Mann vor mit Rudern und sicherm Fahrzeug nach Sciglio! Ihr werdet gut bezahlt. Gefahr ist nirgends, aber bei euch Allen böser Wille. Kein Widerspruch. Wählt aus, und weigern sich die Gewählten, lass' ich sie krumm schließen.“

Das Wort hatte seine Wirkung. Alle, die Blaumützen in der Hand, versicherten und schworen, da sei kein böser Wille, sondern der beste von der Welt, Leib und Leben zu wagen. Vier Mann wurden bezeichnet, Lebensmittel in's Boot getragen, weil man unterwegs sich nicht zu landen getraute, und binnen einer halben Stunde stand jeder zur Abfahrt bereit. Sobald man eingestiegen war, rief der Commandant noch: „Glückliche Reise! Ihr Schiffer, wenn Ihr zurückgekehrt seid, werdet mir ein schriftliches Zeugniß dieses Herrn bringen, daß Ihr ihn wohl und gesund nach Sciglio geliefert habt; wo nicht, so lass' ich Euch auf der Stelle erschießen und Euere Häuser mit Hab und Gut und Weib und Kind darin verbrennen.“

Während der Commandant diesen Kraftspruch that und fortsetzte, hörte Fortunatus, der schon im schwankenden Boote saß, Saitengetön vom Meer her. Er wandte neugierig den Kopf und sah in geringer Entfernung ein wohlbemanntes Boot vorüber fahren, worin er den Capo Ruota erblickte. Dieser erkannte auch ihn, und schwang, zum Zeichen des freudigen Grußes, die blaue Kappe durch die Luft.

„Halt!“ rief die französische Schildwacht am Ufer zu spät dem vorübereilenden Fahrzeug zu, dessen Mannschaft sich anstrengte, das Weite im Meer zu gewinnen. „Halt!“ schrie der Commandant. Doch umsonst, und umsonst schoß die Schildwacht ihr Gewehr nach dem Boote ab, welches seewärts ruderte, um der Landnähe zu entgehen.

„Laßt sie doch, laßt sie!“ sagte einer von den Schiffern. „es

sind brave Kerls aus Pizzo. Ich kenne sie Alle. Sie führen zwei Fremde. Den einen dieser hab' ich schon zu Monteleone gesehen; ein verrückter Spielmann!«

Und damit stieß auch Fortunatus Boot vom Ufer ab und ruderte davon. Jenes Fahrzeug aber, welches den Capo Ruota trug, machte einen weiten Bogen über die Wasserfläche, bevor es sich der Küste wieder näherte, und vermied augenscheinlich, mit dem Boote von Palmi in einige Berührung zu gerathen. Mehrmals riefen auf diesem die muntern Ruderer hinüber zu jenen; es scholl nie Antwort zurück. Diese begleiteten zuweilen den Ruderschlag mit heiterm Gesang; drüben waltete Schweigen. Fuhren diese den Küsten näher, entfernten sich jene; stachen diese in's offene Meer, hielten die Pizzesen zum Gestade.

Dem Schweizer wäre freilich gelegen gewesen, den Vetter des Hauses Marcoli in seine Gesellschaft zu ziehen, um noch manches von ihm zu erfragen, und die Bekümmernisse um Cecco's Loos durch Zerstreuung im Gespräch zu mildern. Das absichtliche Ausweichen des Fahrzeuges von Pizzo mußte wohl auch andern Grund haben, als die Abneigung des Signor Pasquale gegen gesellige Unterhaltung. Indessen diente eben dieses Spiel der beiden Boote auf den Wellen, Fortunats Gedanken von dem quälenden Einerlei seiner Sorge abzulenken. Auch die wechselnden Formen und Landschaften der Küste zogen zuweilen seine Aufmerksamkeit an, mit ihren Buchten, Klippen, Hütten und Gebüschen. Als die Schiffer aber den Namen des Waldes von Solano nannten, und auf das Gehölz hinüber deuteten, welches sich weit und finster vor ihm ausstreckte, fuhr ein Frost durch seine Glieder. Er glaubte ein schwarzes Trauertuch über dem Grabe seines jungen Freundes zu erblicken. Der Forst dehnte sich bis gegen die Stadt Bagnara, welche hart am Meere liegt.

Hier erheben sich schroffere Felsen. Einige derselben hangen furchtbar über dem Wasser hin; andere schienen vom Erdbeben zerrissen und gebrochen. Das Boot fuhr in beträchtliche Weite von der Küste, also daß diese eine ausgedehnte Aussicht bis zur Höhe der Apenninen darbot. Das Boot von Pizzo dagegen streifte in der Nachbarschaft des Gestades malerisch an den schwarzen Klippen vorbei. Während dem hörte man mehrere Flintenschüsse aus dem Buschwerk eines steilen Felsens am Strande. Das Boot von Pizzo änderte plötzlich den Lauf, um der Gefahr zu entgehen, und strengte sich an, weiter

hinaus in die See zu gelangen. Auch die Schiffer von Palmi wandten sich weiter vom Lande ab, weil mehrere Kugeln in der Nähe ihres Fahrzeugs fielen. Sie sandten dabei den tückischen Bauern, welche sich zwischen den Gesträuchen auf der Felshöhe zeigten, brüllend alle Flüche und Verwünschungen zu, die je dem bösartigen Munde eines calabresischen Bootsknechts entfahren sein konnten.

Fast mit Pfeiles Schnelle zog das Boot von Pizzo auf seiner Flucht quer an dem von Palmi vorüber. Man hörte verworrenes Schreien durch einander. Drei Personen sah man um eine vierte eilfertig beschäftigt; vermuthlich war Jemand auf dem Schiffe verwundet worden. Doch bemerkte Fortunatus wohl, daß dieser Jemand nicht der Capo Ruota sei, welcher aufrecht dastand und die wunderlichsten Bewegungen machte. Als der Schweizer ihm freundlich zurief, streckte jener das Saitenspiel mit erhobenem Arm hoch in die Luft und schrie: „Vacabunnu Mariolu! meine arme Guitarre!“ — Mehr ließ sich nicht vernehmen. Die beiden Fahrzeuge verloren sich zu schnell und zu weit auseinander. Auch näherten sie sich gegenseitig nicht früher, bis sie beide in gleicher Richtung ihren Lauf gegen die Rhede von Sciglio nahmen.

Die Sonne war schon beinah' seit einer halben Stunde untergegangen, aber noch schwammen Gebirge, Ufer und Wellen im warmen, abendlichen Golddust. Da trat die Meerenge Siziliens aus einander, und Fortunatus sah seinem Boote das Ziel der kurzen Tagreise entgegen schweben, Sciglio. Auf der Ebene der Küste bilden, mit derselben, die Gebäude der Stadt einen Halbkreis. Vorn aber im Meere steigt aus dem Grunde der Wogen, von ihnen umbrandet, ein mächtiger Felsthurm, Bruchstück eines ehemaligen Vorgebirges, empor. Es ist dies die von Schifffahrern des Alterthums weiland gefürchtete Scilla, umwimmelt von ihren brüllenden Meerungeheuern; gegenüber der kochende Charybdis-Strudel. Doch scheut sie in unsern Tagen selbst der Fischer nicht, wenn er im leichten Nachen über die Wogen tanzt.

Die beiden Fahrzeuge von Palmi und Pizzo landeten fast zu gleicher Zeit am Ufer. Fortunatus, nachdem er seine Schiffer befriedigt, eilte alsbald den Capo Ruota zu sprechen, und ihm Cecco's Schicksal zu melden, oder tröstende Nachricht zu hören.

Aber ein Gedränge zusammengeströmter Menschen versperrte lange den Weg zum Boote desselben. In allen Gesichtern prägte sich

mit einer unruhigen Neugier zugleich Bestürzung aus. Nach einer Weile spaltete der Haufen der Leute aus einander, um einem langsamen Zuge, der vom Fahrzeuge kam, Raum zu geben. Man trug, vermittelst einer Art von Todtenbahre, einen Mann auf zusammengelegten Segeltüchern hingestreckt. Wie der Zug an dem Schweizer vorüber kam, und dieser den Blick auf die Person warf, welche das allgemeine Mitleiden erregte, erkannte er dieselbe, welche im Hauptquartier zu Monteleone als Graf Alvaro di Ribera erschienen war. Das Antlitz desselben war bleich und verzogen, doch bewegten sich die Augenlieder noch mühvoll, wie die eines Schlaftrunkenen.

Der Menschenschwarm begleitete den Zug. Fortunatus blieb zurück, den Capo Ruota zu sehen. Wirklich sprang dieser eben an's Land.

„Sie haben Unglück erlebt, Signor Cavaliere!“ rief ihm der Schweizer entgegen.

„Freilich, freilich!“ erwiederte jener verdrießlich und betrübt, hielt ihm seine Zither dar, und zeigte mit dem Finger auf die zerrissenen Saiten und drei von Flintenkugeln hindurch geschlagene Löcher: „Eins, zwei, drei! Die elenden Barbaren, welche ihre Rache an der Guitarre nehmen, wie ein dummer Hund den Stein beißt, der gegen ihn geworfen wird! Ist diese Nation, für die ich viel gethan, nicht eine falsche, undankbare Delila, welche ihrem Simson mit eigener Scheere die Haare abschneidet und ihn den Philistern, und sich dem Elend hinliefert?“

„Ich dächte,“ sagte Fortunatus, „Sie würden sich glücklich preisen, daß die Laute im Kugelregen, statt Ihrer, die Gefahr nahm.“

Der Capo Ruota drückte das Saitenspiel mit einer gewissen Zärtlichkeit an seine Brust und antwortete: „Es war das Letzte, was das arme Ding für mich that. Wunder hab' ich damit verrichtet; größere Wunder als Amphion! Dies Holz war ein eherner Schild, der mich deckte, und sein Klang Posaunenruf an die Sklaven zur Freiheit. Ein Priester hatte auf St. Cäziliens Altar Messe darüber gelesen und benedicirt. Jetzt ist's vorbei! Alles geb' ich verloren. Merken Sie das, Signor Linthi, ich sage, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!“

„Aber ich sah hier auch den Grafen Ribera vorbeitragen,“ unterbrach ihn Herr Linthi, „er scheint verwundet zu sein, vielleicht gefährlich.“

„Eben darum; der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!“ versetzte Pasquale. „Nur ein paar Fingerstriche durch die Saiten, Herr, vom Felsen wäre kein Schuß gefallen. Nun traf jede Kugel, denn sie war durchlöchert. Eine schlug dem Kerl am Steuerruder den Daumen morsch ab; eine andere fuhr dem Grafen vom Nacken durch den Leib.“

„Können Sie mir vom jungen Cecco Botschaft geben?“ fragte Fortunatus mit ängstlich auf ihn gerichteten Augen.

„Der Page?“ antwortete Pasquale gleichgültig: „Der ist mit dem Prinzen von Hessen. Ich sandte ihn mit Aufträgen.“

„Aber,“ seufzte Fortunatus, „es scheint Unglück begegnet. Ich fand die Kleider des Pagen in den Händen der Zigeuner.“

Der Capo Ruota nickte bedeutsam mit dem Kopf und sagte, indem er auf den Zehen davon schlich: „Ja, ja, der Teufel bleibt Meister, die Guitarre ist hin!“

Der Schweizer, hier trostlos gelassen, verlangte Herberge für die Nacht, um alsdann die Marchesana aufzusuchen. Ein freundliches Mädchen, welches er ansprach, führte ihn zu einem neuen, artigen Hause, halb von Reben umsponnen, halb von Fischernetzen bedeckt, und bedeutete ihm: nirgends werde er besser aufgehoben sein, als bei diesen ihren eigenen Verwandten. In der That empfing er gefällige Aufnahme, und sobald er sich mit dem Nothwendigsten erfrischt hatte, begleitete ihn der Fischer in eigener Person zum Schlosse.

30.

Bedenkliche Aussichten.

„Wie?“ rief Linthi, als er wieder am Strande stand, und der Fischer ein kleines Boot von der Kette ablösete: „Muß ich hinüber zu den Felsen?“ Er zeigte dabei mit der Hand auf das Vorgebirg im Wasser, auf dessen Höhe man Mauerwerk und Felsen kaum von einander unterscheiden konnte.

„Wir haben hier kein anderes Schloß, als auf Scilla,“ erwiederte der Fischer und stieg zu dem Reisenden in den Nachen, „und fallen die Franzosen nicht in Luftbällen aus den Wolken, so wird es keiner erobern. Das steht droben fest wie die Welt auf eigenen Pfeilern. Das große Erdbeben konnte da nur ein paar Häuser und Mauern umstoßen, das unsere ganze Stadt wie ein Spiel Karten,

mit Kirchen und Klöstern, durch einander warf. Wäre unser alter Fürst, hab' ihn Gott selig, damals im Schlosse geblieben, und nicht beim ersten Stoß herabgeflohen, er hätte seinen Graukopf noch lange dort zum Fenster hinausstecken können. Das Meer fraß ihn, wie tausend Andere; keine Spur blieb übrig. Mein Vater, mein Großvater und meine Mutter sind hier auf dem schönen Platze umgekommen, als das Meer dreißig Palmen hoch darüber schlug. Ich war ein siebenjähriger Bube und blieb in einem Olivenbaum hängen, über einer Eisbude.«

Der Platz, auf welchen er zeigte, war eine geräumige Ebene, die sich vom Scillafelsen hinweg kaum über dem Wasserspiegel erhöhte, und eben jetzt mit Lustwandelnden beiderlei Geschlechts bevölkert. Der Fischer aber ruderte den Kahn bis zum Felsen, wo Fortunato ausstieg, und seiner zu warten befahl. Eine in das Gestein gehauene Stege führte in mehreren Windungen zum Berg hinauf, dessen breiter Rücken ein weitläufiges Gemäuer mit kleinen, alterthümlichen Thürmen, Wohnungen und innern Höfen trug. Eine Schildwacht bei der Pforte hielt den Ankommenden auf; ein Caporal nahm ihm den Paß ab, entfernte sich, erschien nach einiger Zeit wieder und geleitete ihn durch finstere Gänge und Gewölbe in's Innere zum Portencommandanten.

Der Offizier redete ihn, voll unverhehlter Freude, sogleich in den kräftigsten Gurgellauten der Berner Mundart an, und gab sich damit, dem Schweizer sehr willkommen, als Schweizer zu erkennen. Er war Hauptmann beim Regiment Watterwyl in englischem Dienste, und hatte hundert Fragen nach dem Vaterlande, ehe Herr Linthi zur einzigen gelangen konnte, die ihm am Herzen lag.

»Befindet sich,« sagte er endlich, »im Schlosse unter Ihrer Obhut noch eine Dame von Stande aus Sizilien?«

— Eine alte Marchesa — erwiederte der Hauptmann — ich glaube von Messina. Allerdings, sie ist hier mit ihrem kleinen Hofstaat; jedoch nur pour quelque temps, hör' ich. Sie geht nach Sizilien zurück. Was haben Sie mit der grämlichen Betschwester zu schaffen?

»Könnt' ich ihr gemeldet werden? Ich muß sie noch heute sprechen.«

— Annoncirt können Sie werden, aber ich zweifle, ob man sie empfängt. Sie weiset jeden ab.

„Lassen Sie ihr sagen, ich bitte, als Ueberbringer wichtiger Nachrichten, nur um eine Minute Gehör. Es betreffe einen ihrer Pagen, Namens Cecchino Cappa.“

— Sie werden bald Antwort hören! sagte der Commandant, und ging hinaus, Befehle zu ertheilen. Ein alter Soldat brachte unterdessen brennende Lichter, Weinflaschen und Gläser, kalte Küche, Taback und Pfeifen.

„Trinken wir eins und pütschen an!“ rief der zurückkehrende Offizier, indem er seinen großen Meerschaumkopf aus einem alten Seidentuch wickelte und mit Knaster füllte. „Der Wein ist von bester Qualität, aber der Taback hier zu Lande gäng schlecht. Sie werden es in Sizilien erfahren. Stoßen Sie an, Landsmann, unsere Schweiz soll leben!“

Gern gehorchte Fortunatus dieser patriotischen Einladung. Er erkundigte sich zugleich nach seinem Bekannten im Regiment Wattewyl, dann nach dem Zustand des Regiments Frohberg, und verhehlte den eigentlichen Zweck seiner abenteuervollen Reise nicht. Aber er hatte sich keines tröstlichen Berichts zu erfreuen; und wie die ganze Reise eine Kette von Widerwärtigkeiten gewesen, drohte sie nun auch am Schlusse noch mit gänzlicher Vereitlung der Entwürfe, die ihn von Triest hieher geleitet hatten.

„Sie werden sich doch nicht beim Militär wollen engagiren lassen?“ rief der Commandant: „Herr, je vous assure, Sie wären zu bedauern. Unser Regiment war in Aegypten schon auf 400 Mann zusammengeschmolzen. Nun hat man's wieder aus allerlei Nationen componirt. Die meisten Schweizer hatten vorher bei den Franzosen gedient, und wurden in der Schlacht bei St. Eufemia von den Engländern gefangen. Die haben nun Dienst bei uns genommen; sind aber schlechte Bursche, gäng unzufrieden, weil sie bei den Franzosen mehr Freiheit genossen. Jetzt bekommen vierundachtzig den Abschied. Uebrigens besteht das Regiment mehr aus Polacken als Schweizern. Sehen Sie, Herr, und wir Schweizeroffiziere sind so übel daran, als die Gemeinen; mit den englischen und sizilianischen ist kein Umgang zu halten. Man grüßt einander auf der Straße nicht. C'est une vie abominable, sag' ich.“

„Ich denke,“ erwiederte Herr Linthi, „zum Regiment Frohberg nach Malta zu gehen.“

„Herr Landsmann, den Plan rath' ich Euch aufzustecken!“ ver-

setzte der Commandant: „Das ist durchweg rebellisches, meuterisches Gesindel, ohne Subordination. Da sind Deutsche, Schweizer, Polacken, Türken, Albanesen, der Auswurf aller Menschen beisammen. Ein paar Offiziers sind schon massacrirt; ein paar so maltraitirt, daß sie zum Dienst unbrauchbar wurden.“

Dem guten Fortunatus entsank Muth und Hoffnung, je mehr der Hauptmann erzählte. Er wünschte sich nach Triest und zu den alten Musterkarten zurück.

Inzwischen kam einer von den Leuten des Commandanten und meldete, die Frau Marchesa erwarte den Fremden, der sie zu sprechen verlange.

„Das ist mir ein Mirakel!“ rief der Offizier, „ich gratulire de tout mon coeur zu dem unverhofften tête-à-tête. Unser einer kann sich dieser Gnade noch nicht rühmen. Aber, man versichert, die Alte soll unter ihren Jungfrauen ein paar lustige Töchter haben, die jedoch strenger als Nonnen bewacht sind. Man ennuirt sich sträflich im leeren Felsennest hier. Nun, adieu, Landsmann, bon plaisir und à revoir!“

Draußen harrte seiner schon, die Laterne in der Hand, ein betagter Diener der Marchesa. Sein weiß gepuderter Kopf mit dem steifen Haarzopf über den Rücken, die altmodige Livree, deren Silbertressen das röthliche Licht der Handleuchte blitzend durch die Dunkelheit zurückwarfen, verkündeten ebensowohl den Reichthum oder Rang der Gebieterin, als ihre Vorliebe für die Sitten eines verschwundenen Zeitalters. Fortunatus folgte diesem Führer durch einen kleinen Hof, durch gewölbte Gänge und Bögen und finstere Gemäuer, welche zum Theil noch aus den Tagen der streitbaren Normänner stammten; und auf Grundlagen ruhen mochten, die einst dem Minerventempel der Vorwelt, oder dem Wachtthurm des Anaxilaus gegen die Seeräuber gehörten.

Als sie endlich durch mancherlei Irrgänge gewandelt waren, machten sie vor einem Gebäude Halt, welches die andern an Größe zu übertreffen schien, wie wenigstens die ungewissen Streifen des Laternenlichts zu den Mauern hinauf andeuteten. Der Diener schloß die Pforte auf und führte den Fremdling in ein kleines, spärlich erleuchtetes Vorgemach, wo er zu verzögern gebeten wurde, bis die Befehle der Marchesana Vioganni eingeholt sein würden.

In den wenigen Augenblicken seiner Einsamkeit durchfuhr es die

Glieder des guten Schweizers, wie fieberartiger Schauder. Nicht, daß es ihm Grauen verursachte, vor die hohe sizilianische Dame hinzutreten, deren Namen er so oft, und oft unter seltsamen Verhältnissen, gehört hatte, oder auf deren Gönnerschaft er für seine Zukunft in Sizilien vielleicht noch heimlich rechnete: sondern er fürchtete den nahen Augenblick, welcher ihm über Cecco's Schicksal eine traurige Gewißheit verleihen konnte, die er sich bisher mit allerlei andern Möglichkeiten und Vermuthungen zu verdunkeln bemüht gewesen war.

31.

Die Audienz.

Der vorige Diener erschien und öffnete die Thüren eines weiten, hochgewölbten Zimmers. Ungeachtet im Hintergrunde desselben mehrere Wachskerzen auf großen, silbernen Armleuchtern brannten, verschlangen die dunkeln Tapeten doch das Licht in dem Maße, daß sich die breiten Lehnsessel mit ihrem alterthümlichen Schnitzwerk, die kleinen Tische und schmalen Spiegel mit verblichenen Goldrahmen nur schattenhaft längs den Wänden erkennen ließen. Vermuthlich war hier der alten Fürsten von Scilla Prunksaal gewesen, wenn sie vor Zeiten den Vasallen Gehör gaben, und ihre angestammte Herrlichkeit entfalteten.

Indem Fortunatus eintrat, kam auf entgegengesetzter Seite, durch die Thür daselbst, ein Frauenzimmer von majestätischer Haltung in's Zimmer. Die Dame that nur wenige Schritte, erwiederte seine Verbeugung mit einer leutseligen Verneigung des Hauptes, und, nach Auswechselung der ersten Höflichkeiten, in denen sie sich als Marchesa Vioganni zu erkennen gegeben, lud sie ihn mit einer Bewegung der Hand ein, sich auf einem schon bereit stehenden Sessel niederzulassen. Sie selber wählte ihren Platz vor ihm auf einem kleinen Sofa. Das Aeußere dieser Frau machte Anspruch auf Ehrerbietung, wie gefällig sie auch in ihrem ganzen Benehmen war. Schwarzes Haupthaar, von dem unter der enganschließenden, aber kostbaren Spitzenhaube nur wenig sichtbar blieb, so wie dunkle Farbe eines faltenreichen Kleides von kaffeebraunem Seidenstoff ließen die Blässe ihres Gesichts noch merklicher hervortreten, welches, ungeachtet der etwas eingesunkenen Wangen und des feierlichen Ernstes, an die flüchtigen Tage der Schönheit mahnte. Ein schwarzes Büchlein

mit goldenem Schnitt in der wohlgebildeten, weißen Hand, dazu ein Rosenkranz, der mit einem schimmernden Goldkreuz endete, erinnerte an die gegenwärtige Frömmigkeit der edeln Dame.

Herr Linthi fand sich schon anfangs durch eine etwas befremdende Frage, nämlich um Ursache seines Besuchs bei so später Tageszeit, verlegen. Er glaubte folgern zu dürfen, daß der Creole nicht angelangt sei, sogar seiner nicht brieflich erwähnt habe. Dies bewog ihn, in seiner Antwort weit auszuholen, schon von der ersten Bekanntschaft mit dem jungen Cecchino Cappa, ihrem Pagen, auf der Austria, und dem Untergang dieses Schiffes an der Marina Siderno. Er sprach von der zwischen ihnen beiden entstandenen Freundschaft, vom Leben in Gerace, von der Trennung in Monteleone, und wie der junge Mensch im Schutz des Prinzen von Hessen-Philippsthal nach Sciglio zu seiner Gebieterin gereiset sei, oder habe reisen wollen.

Er unterbrach die Erzählung mehrmals, als wolle er der Marchesa Gelegenheit geben, ein Wort über den Vermißten fallen zu lassen; oder als trag' er Scheu, endlich des Augenblicks zu erwähnen, da er des Knaben Gewand bei den Zigeunern gefunden. Allein das beharrliche Schweigen der Dame, und die Aufmerksamkeit, welche sie doch seinem Bericht gönnte, wurde jedesmal zur Fortsetzung desselben eine stille Aufforderung. So erwähnte er, mit fast zitternder Stimme, zuletzt des traurigen Augenblicks, der ihm bei Palmi geworden, doch nicht ohne das Gemüth seiner Zuhörerin schonend vorbereitet zu haben, das Schrecklichste anzuhören.

Diese aber vernahm das mit derselben Gelassenheit, wie zuvor den Beginn seiner Mittheilungen. Statt weiterer Erkundigungen über ihren Pagen zu versuchen, wandte sie kurz ab das Gespräch auf den Erzähler selbst und seine Herkunft.

„In der Schweiz," sagte sie, „wohnt noch zahlreicher alter Adel?"

— Vielleicht mit Ausnahme einiger altgeschichtlichen Geschlechter, sind die andern längst ausgestorben, oder ausgetrieben, oder ausgewandert, oder vergessen in der Masse des Volks untergesunken. Die Uebrigen sind insgesammt jüngern Gepräges, welches meistens in fremder Fürsten Söldnerdienst geholt wurde.

„Also wäre dies auch der Fall bei Ihrer achtbaren Familie?"

— Mit nichten, gnädige Frau. Ich bin der Glücklichen Einer, die über ihre Herkunft weder erröthen, noch stolz sein dürfen. Meine

Aeltern waren, wie meine sämmtlichen Vorfahren, soviel mir bekannt geworden, sehr wackere Landleute.

„Landleute!“ rief die Marchesa, und zum ersten Male änderten ihre Gesichtszüge, in denen sich eine Verwunderung zeichnete, die auch wohl Bestürzung heißen konnte: „Wie verstehen Sie das Wort Landleute bei sich in der Schweiz? Wahrscheinlich große Land- und Güterbesitzer mit weitläufigen oberherrlichen Rechtsamen?“

— Oberherrliche Rechte, schon längst nicht erheblich, sind bei uns verwischt. Der Arme hat's Recht, wie der Reiche. Für weiter Ländereien Besitz ist das Ländchen zu klein. Vom Landbau, Gewerb und Handel leben wir Alle. Wer nichts hat, der bettelt, wenn man's leidet; oder er trägt, als Soldat, seine eigene Haut in fremdem Kriegsdienst feil.

„Heilige Mutter Gottes, welche Wirthschaft!“ rief die Marchesa: „Keine Herrschaft! kein Adel! Und, wer sollt' es glauben, mitten in unsern Tagen, mitten im christlichen Europa, ein solches Land! Aber, wenn ich Sie recht verstanden, Signor, stehen auch Sie im Begriff, wegen einer Offizierstelle nach Sizilien zu gehen. Sie aber scheinen das Kriegswesen aus Vorliebe zu wählen?“

— Allerdings, denn im Gewerb und Handel geht's schlechter und schlechter. Zur Landwirthschaft fehlt mir das Land; mein Vater, ein Zuckerbäcker in Deutschland, starb früh — —

„Zuckerbäcker!“ sagte die Dame, staunte ihn mit wunderlicher Miene an, und rückte leise auf dem Sofa zurück: „Zuckerbäcker! — Nun das ist,“ fuhr sie darauf fort, indem sie sich sammeln und verbessern wollte, „das ist ja recht artig! Warum aber melden Sie mir eigentlich dies Alles?“

— Gnädige Frau, weil Sie mich fragen, glaub' ich Ihnen über meine unbedeutenden Verhältnisse erwiedern zu müssen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit Kleinigkeiten behelligte. Wenn ich auf meiner Reise durch Seiglio mir erlaubte, um die Ehre eines viertelstündigen Gehörs — —

„Ganz recht,“ erwiederte ihm die Marchesa: „Sie wollten mir Nachricht von dem Creolen bringen, welchen Sie kennen lernten. Ich danke Ihnen. Vielleicht bedürfen Sie einigen Reisegeldes. Sie haben im Schiffbruch, wie Sie sagten, Alles eingebüßt. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, wenn ich — —“ Hier wollte sie aufstehen, wie um das Fehlende herbeizuholen.

— Ich bitte demüthig, gnädige Frau, nicht das! — sagte Fortunatus: für die Fortsetzung meiner Reise bin ich reich genug.

„Aber Sie haben vermuthlich dem Creolen Vorschüsse aus Ihrem Eigenen — — Ja, ich erinnere mich jetzt genau, davon in einem Briefe Erwähnung gefunden zu haben. Vergönnen Sie mir, als Schuldnerin, die Wiedererstattung zu übernehmen.“

— Nein, Signora Marchesana, auch das führte mich nicht hieher. Allein nur in aller Ehrfurcht möcht' ich — —

„Nun, und doch werden Sie mich nicht zwingen wollen, eine Undankbare zu sein. Ich will Sie demnach bitten, sich morgen noch einmal auf's Schloß her zu bemühen.“ Sie sagte dies, indem sie sich vom Sofa erhob: „Wir sprechen morgen noch ein Wort. Vielleicht kann ich Ihnen in Messina oder Palermo Gefälliges erweisen. Heut' ist's spät. Mich erwarten noch Geschäfte.“

Sie gab bei diesen Worten mit einer Handbewegung und leichten Verneigung des Hauptes dem ebenfalls aufgestandenen Schweizer ein Zeichen, er sei beurlaubt.

Er aber drückte schon in der Gebërde seine Bitte um einige Nachsicht aus, und sagte: Nur noch eine einzige Frage, fleh' ich, mir zu gestatten; nämlich, ist der Creole im Schloß von Scilla?

„Es ist kein Creole hier.“

— Nicht hier? Nicht hier? — rief Fortunatus erschüttert mit lauter Stimme. Die Marchesa selbst fuhr, wie eine Nervenschwache, bei seinem Ruf zusammen.

„Ich bitte,“ sagte sie, „mäßigen Sie sich. Ihr Geschrei erschreckt mich.“

— Nicht angekommen! — fuhr Fortunatus mit leichenblassem Antlitz und bebender Stimme fort: Hätten Sie vielleicht bestimmtere Nachrichten von dem, was ihm begegnete? Wäre er — — wäre Cecco nicht mehr — — o gnädige Frau, vergeben Sie mir — — wäre er nicht mehr —

„Glauben Sie,“ antwortete die Marchesana mit voller Gelassenheit: „glauben Sie nur, der Creole ist nicht mehr —“

— Ist nicht mehr am Leben! — schrie Fortunatus, schlug die Hände in einander und Thränen stürzten aus seinen Augen. Er bemühte sich umsonst, seinem Schmerz Gewalt anzuthun, sank auf den Sessel zurück, den er zuvor eingenommen hatte, und verhüllte sein Gesicht.

Die Marchesa stand einige Minuten in schweigender Verlegenheit vor ihm; machte dann mit raschem Schritt einen Gang durch den Saal auf und nieder, entweder unwillig und unentschlossen über die durch den Fremdling verletzten Regeln alles Schicklichen, oder beängstigt durch die Unmäßigkeit der Trauer.

„Mein Herr, sagte sie endlich, „mir steht es weder zu, nach der Ursache eines Benehmens zu forschen, mit dem Sie mich erschrecken, noch fühl' ich Neigung, sie zu wissen. Aber doch muß ich Sie ersuchen, mich jetzt zu verlassen. Ich werde Ihnen morgen die Stunde melden lassen, wenn ich das Vergnügen haben kann, Sie noch einmal auf dem Schlosse zu sehen.“

Fortunatus, indem er mit dem Taschentuche seine Thränen trocknete, strengte sich an, wieder Fassung zu gewinnen. Aber dies Taschentuch, welches er in der Eile ergriffen, nicht das, was er wollte, reizte seinen Schmerz nur noch heftiger auf. Es war das ehemalige Haupttuch des Creolen mit Eufemiens Stickerei. Beim Anblick desselben ward ihm, als berühr' er die Leiche des geliebten Knaben selber. Es fiel stillschweigend in den Sessel zurück, von welchem er sich erheben wollte, und drückte das Tuch an sein Gesicht.

„Ich bitte Sie noch einmal,“ sagte die Marchesa, „beruhigen Sie sich, mein Herr, und ersparen Sie mir das unangenehme Gefühl, Zeugin dieses, ich muß es sagen, unmännlichen Betragens zu sein. Morgen lass' ich Sie wieder zu mir rufen; denn jetzt sind Sie nicht in der Stimmung, das zu hören, was ich Ihnen allenfalls zu eröffnen haben könnte; oder Fragen zu beantworten, welche ich an Sie zu richten hätte.“

Fortunatus lispelte leise für sich, ohne auf die Marchesa Acht zu haben: „Cecco! Armer Cecco!“

„Erlauben Sie,“ fuhr die Marchesa mit steigender Verlegenheit und Ungeduld fort, „daß ich Sie durch einen meiner Leute nach Ihrer Wohnung begleiten lasse. Morgen wird Sie der Nämliche wieder zu mir führen.“

„Gnädige Frau!“ versetzte Fortunatus, indem er sich nach einem tiefen Seufzer ermannte, aufstand und in halber Verwirrung den abgelegten Hut suchte: „Meine Geschäfte im Schlosse sind abgethan. Morgen bin ich nicht mehr in Sciglio. Verzeihen Sie gnädig, wenn ich in Ihrer Gegenwart die Pflichten des Anstandes vergaß. Die Natur hat keine Sitte. Mir brach das Herz.“

„Es ist unumgänglich nothwendig, Signor, ich muß Sie morgen wieder sehen!“ sagte die Marchesa: „Sie werden morgen ruhiger sein, und mich nicht mehr durch die Ungeberdigkeit Ihrer Betrübniß in Erstaunen setzen.“

— Nein, gnädige Frau, ich werde nie ohne Thränen von jenem unglückseligen Kinde reden können, — versetzte Fortunatus: und werde immer erstaunen, daß, wer es gekannt hat, sich trockenen Auges desselben erinnern kann.

„Mein Herr — —“ sagte die Dame mit einem Ernst, der ihre Empfindlichkeit ausdrückte.

Aber Fortunatus, in der Stellung, sich von ihr zu beurlauben, unterbrach sie und sagte: „Gewähren Sie mir die letzte Bitte, gnädige Frau. Was haben Sie über Cecco's Tod erfahren? Durch welche verruchte Hand verlor der Engel sein Leben? Wo ist sein Grab?“

„Der Fragen sind für heute zu viel. Morgen!“

— Morgen bin ich auf der Wallfahrt zu diesem heiligen Grabe, morgen auf dem Weg, die Unschuld zu rächen. Das allein kann nur noch die Aufgabe meines eigenen Lebens sein. Ich weiß, es ruhte ein geheimnißvolles Dunkel über diesem verlassenen Creolen. Noch ist mir in seinem Schicksal nicht Alles lauter. Aber, Gott wird mir helfen; es muß licht werden!

„Glückseligste Jungfrau von Nazareth, warum die Drohungen? Sie sind in einer Aufwallung, mein Herr, in einer Leidenschaftlichkeit, die mir nicht erlaubt, Sie länger anzuhören. Ich bitte Sie, mich verlassen zu wollen.“

— Warum, Signora Marchesa, verweigern Sie eine leichte Antwort auf meine Frage? Nichts, als die Antwort könnte meinem Schmerze wohlthun. Wenn Sie Zeuge gewesen wären, wie liebevoll Cecco Ihrer und nur Ihrer gedachte, so oft — —

„Sie setzen mich in die Nothwendigkeit, Beistand zu rufen!“ sagte die Marchesa mit Unwillen, und zog heftig an einer Schnur, davon eine Glocke im Außenzimmer laut ertönte.

— So sei's! — seufzte der Schweizer: Sie bedürfen keiner Hilfe. — Er verbeugte sich und ging.

„Ich möchte Sie nicht beleidigt von mir lassen,“ rief ihm die Dame mit sanfterm Tone nach: „ich zähle darauf, Sie morgen wieder zu sehen. Sie werden es nicht bereuen, auf's Schloß gekommen zu sein.“

— Ich habe nun nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu hören — erwiederte der Jüngling halb zurückgewandt mit trocken abfertigendem Tone. Indem trat der alte Diener hastig herein, geschreckt durch den ungewohnt stürmischen Glockenruf, und, auf den Wink seiner Gebieterin, begleitete er den Fremden hinaus.

Schon waren beide, der Diener mit der Laterne zündend langsam voran, die Treppe hinab, zur Hauspforte gekommen, als Fortunatus, in allen Taschen suchend, das Tuch des geliebten Knaben vermißte. Er blieb stehn und machte mit seinem Verlust den Alten bekannt. Dieser zeigte sich sogleich bereitwillig, in den Saal zurückzukehren, das Vergessene zu holen. Aber dem Jüngling, bei seinem gereizten Zustand, und bei dem hohen Werth, welchen er auf die ihm gebliebene Reliquie des unglücklichen Lieblings setzte, war der abgemessene Schritt des betagten Livreeträgers zu träge. Er flog, eh' dieser sich drehte, die Treppe wieder hinauf, durch den langen Gang in das Vorgemach. — Hier hörte er seinen Namen, Fortunato, von einer entfernten Stimme rufen, die das Blut ihm in allen Adern erstarren machte. Bestürzt sah er nach den Wänden ringsum. Keine Fuge, keine Oeffnung, keine andere Thür, als die des eben verlassenen Saals. Er suchte umher; er horchte; er hörte keinen Ton mehr, als die schallenden Tritte des alten Mannes auf der Schloßstiege. — Es wandelte ihn ein Grauen vor seiner Selbsttäuschung an. Er trat in den Saal, seine Entschuldigung gegen die Marchesa Vioganni auf den Lippen.

32.

Das Hauptttuch.

Die Dame befand sich wirklich noch daselbst und warf, bei seinem Eintritt, einen ungehaltenen Blick auf den Unangekündeten. In ihrer Gesellschaft war jetzt ein anderes Frauenzimmer, welches, mit ihr im Gespräch begriffen, Cecco's Seidentuch betrachtend in die Höhe hielt.

„Verzeihung!“ sagte Fortunatus, indem er sich durch den Saal den beiden Damen näherte: „jenes Tuch ward von mir vergessen.“

Die gegenwärtige Trägerin desselben, die, vertieft in der Beschauung des Fundes, ihn nicht beachtet hatte, verrieth durch ein flüchtiges Zusammenfahren ihre Ueberraschung. Dann aber ging sie

ihm selbst entgegen und überreichte ihm sein Eigenthum schweigend, mit einem zwar anmuthigen Lächeln, in welchem aber etwas Schalkhaftes schwebte, als machte sie sich heimlich über die Bedeutsamkeit des Tuches und die Dringlichkeit des jungen Herrn lustig.

Es war eine Schöne von etwa neunzehn Frühlingen und, nach den Brillanten an ihren zarten Fingern und den großen Perlen zu urtheilen, die durch ihr dunkles Haar geflochten schimmerten, von hohem Range. Ihr feiner Gliederbau, von weißem Marlyzeuge umflossen, wie vom Schneelicht, bewegte sich mit dem Reiz und der Leichtigkeit einer Dianen-Nymphe. Um die helle Stirn, und seitwärts, zwischen Hals und Nacken, gaukelten nachlässig zerfallene Locken, finsterglänzend, als wären sie aus schwarzem Glasguß gesponnen. Da Fortunatus, um das Tuch zu empfahn, die Augen ehrfurchtsvoll aufschlug und ihr in das sanftröthende Antlitz blickte, vergaß er im ersten Erstaunen beinahe die dargereichte Reliquie anzunehmen. Denn die, welche ihm das Gesuchte entgegen hielt, war, nur schöner, und mit einem Gesicht, wie Dichter sagen, von Lilie und Rosen, dem Creolen schwesterhaft ähnlich.

„Es scheint beinah," sagte sie mit seligem Lächeln, „ich bin meinem Freunde Fortunato seit einer Woche fremd geworden."

Der Jüngling erblaßte und starrte die fremde Erscheinung mit aufgerissenen Augen an, als sähe er in die Geheimnisse der Geisterwelt.

„Gräfin Beatrice," sagte die Marchesa, welche schnell herangetreten war, und nahm die junge Dame bei der Hand: „ich hoffe, Signor Linthi wird uns morgen die Ehre seines Besuchs gewähren. Jetzt aber ist der Augenblick nicht vorhanden. Kommen Sie in Ihr Zimmer; ich habe Mittheilungen von hoher Wichtigkeit zu eröffnen."

Indem die junge Gräfin ihre Hand zurückzog und mit derselben eine abwendende Bewegung gegen die Marchesa Vioganni machte, sagte sie zu Fortunatus mit sichtbarem Vergnügen über sein Erstaunen und doch, wie über sich selber erröthend, mit gesenkten Blicken: „Gewähren Sie mir keine Erwiederung?"

„Ich darf es nicht zugeben!" rief die Marchesana dazwischen: „Gräfin Beatrice, ich erwarte Ihren Gehorsam."

Fortunatus, noch immer den Blick auf die Züge dieses schönen Angesichts geheftet, stammelte: „Gräfin Beatrice — —" und wieder: „die Stimme meines unglücklichen Cecchino!"

„Und seine Hand!“ sagte die Gräfin, indem sie ihren halbentblößten, feingedrehten Arm ausstreckte und ihm vertraulich die zarte Hand bot: „Warum nennen Sie ihn unglücklich?“

Er bog das Knie unmerkbar, küßte ehrfurchtsvoll die Hand, aber ließ sie wieder fahren und sagte: „Es ist unmöglich! Sie sind nicht Er! — Aber seine Schwester! — Ich bin irre und verblendet!“

„Nein, Signor Fortunato, nicht verblendet!“ entgegnete die junge Gräfin: „Da steht das fatale Geheimniß aufgedeckt vor Ihnen, das ich, nun wissen Sie Alles, unter keiner Bedingung und nicht Ihnen verrathen wollte, konnte, durfte; obwohl Eufemia und Signora Marcoli zu Gerace damit vertraut waren. Also nicht Ribera, nicht Reynier haben Sie befragt? — Sie antworten mir nicht? Fortunato, war ich denn nicht gezwungen, Sie zu täuschen? Vergeben Sie einer Unglücklichen, die in Ihrer Nähe sechs schreckliche Wochen verlebte und nur im Edelmuth des edelsten Mannes Schutz fand.“

Der Schweizer warf noch einmal den Blick auf die Gräfin und sprach, wie für sich: „O mein Gott! — Mir ist Cecco — — er ist mir nun wahrhaft abgestorben. Ich suchte den theuern Creolen. Er begegnet mir wohl, aber in verklärter Gestalt. Ich suchte nur den Creolen.“

„Es hat keine geringe Mühe gekostet,“ antwortete die Gräfin muthwillig, „ihn wegzutreiben, hinwegzubeizen und wegzukratzen. Zwar in Mileto schon mußt' er sich gefallen lassen, Mädchenkleider anzuziehen, weil ein sittsames Frauenzimmer ihn bis Sciglio begleiten wollte. Aber der unbändige Junge vereuropäerte sich nicht so leicht und hing mir treu in Mileto an, zum Theil in Seminara und hier noch. Verwünscht sei seine Anhänglichkeit! Und doch hatt' ich ihr und der unbarmherzigen Vorsicht meiner Kerkermeisterin auf der Austria so Großes zu danken. Grämen Sie sich um den Creolen nicht. Erlauben Sie, daß an der Stelle des häßlichen, ungezogenen Burschen, seine Schwester Ihnen erkenntlich sein darf.“

Der junge Mann wollte reden; aber seine Sprache stockte, so oft er die vor ihm schwebende Schönheit mit ungewissen Blicken betrachtete, während sie hinwieder sich an ihm nur belustigen zu wollen schien. Sie dünkte ihm auch von höherer Gestalt, von edlern Zügen, als jener Knabe. Nur einzig ihre weiche, einschmeichelnde Stimme war seine Stimme. Das Herz schlug ihm stärker; er fürchtete, sich

lächerlich zu machen, wenn er treuherzig in einen Betrug hineingehen würde, den die Dame ihm, oder vielleicht der Page selbst, durch Aehnlichkeiten und Verwechselungen, spielen möchte.

„Meine gnädige Gräfin,“ sagte er mit verlegenem Lächeln, „wenn die Schwester des liebenswürdigen Creolen für ihn erkenntlich sein will, so wag' ich zu bitten, mir den Pagen selber zu zeigen.“

„O den Pagen!“ rief Gräfin Beatrice lachend: „den warf ich unterwegs endlich, zwischen Seminara und Bagnara, zum Wagen hinaus. Er machte mir in der prächtigen Chaise des Prinzen wahre Furcht. Er liegt nun im Walde von Solano; oder ist wieder, was er war, ein Landstreicher geworden.“

„Im Walde von Solano?“ wiederholte Fortunatus: „Hätt' ich davon Ahnung gehabt!“

„Mir lieber, daß Sie ihn da fanden, wie dies Tuch bezeugt,“ versetzte die reizende Beatrice, „als daß die Reiter des Prinzen bemerkt hätten, wie das Bündel in's Gebüsch flog.“

„Sie sind's!“ antwortete ihr Fortunatus, und indem er die Augen himmelwärts wandte, setzte er mit unterdrücktem Seufzer traurig hinzu: „Aber — Du bist's nicht mehr!“

Die junge Gräfin schlug jetzt den Blick zu Boden, und hob, wie in einer stummen Bitte, die Hände gefaltet empor.

Während dieses Gesprächs stand die Marchesana, als stille Beobachterin, seitwärts. Ein leises Kopfschütteln bezeichnete von Zeit zu Zeit ihre Unzufriedenheit oder Ungeduld. Die Perlen des Rosenkranzes rollten in ihrer Alabasterhand schnell auf und ab. Jetzt trat sie abermals einen Schritt näher und sagte mit angenommener Ruhe: „Ich dächte, Gräfin Beatrice könnte jetzt den jungen, wackern Mann entlassen; er wird von der Reise ermüdet sein. Es ist die Nacht hereingebrochen, und der Weg vom Schloß zum Meer und vom Felsen zur Stadt nicht angenehm.“

„Ach, meine gnädige Tante,“ rief Beatrice liebkosend und sie mit einem Arm halb umfassend: „ängstigen Sie sich keineswegs; Sie wissen nicht, welche Nachtschwärmer Signor Fortunato und der Creole gewesen sind. Wir haben noch Vieles mit einander abzuhandeln. Warum auch verheimlichten Sie mir seine Ankunft? Wissen Sie wohl, daß Sie die Huld und Güte selbst und doch sehr grausam sind? Wer bürgt dafür, daß ich heute schon ein Wörtchen von seiner Anwesenheit vernommen haben würde, wenn mich nicht vorhin das

Sturmläuten erschreckt und herbeigerufen, und dies Haartuch des Creolen alles Uebrige verrathen hätte? — Sie müssen meinen bisherigen Schutzgeist näher kennen lernen.“

„Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin,“ sagte die Marchesa sehr liebreich zu ihrer Nichte, die in stiller Freude glühte, „ich kenne ihn genug, um ihn mit Ihnen zu bewundern.“

„O nur aus dem Schattenriß meiner Worte!“ versetzte Beatrice.

„Und aus dem,“ fiel die edle Dame ein, „was mir Signor Linthi mit liebenswürdiger Offenheit von sich und seiner würdigen Familie zu erzählen gefällig genug war, Sie mir aber verschwiegen.“

„Was hätt' ich Ihnen verschwiegen, gnädige Tante?“ entgegnete die junge Gräfin: „was wissen Sie mehr, als ich wußte? Geschwind beichten Sie mir von ihm!“

„Nicht eigentlich ihn betrifft's,“ sagte die Dame mit einem entschuldigenden Ton: „nur seine lieben Verwandten in der Schweiz, arme, aber sonst ehrliche Bauern. Er selbst freilich ist der Sohn eines, ich glaube, eines Kuchenbäckers oder Pastetenbäckers. War's nicht so, Signor Linthi?“

Fortunatus, dem es nicht entging, mit welchem gesuchten und demüthigenden Tone die liebreiche Marchesa dies sprach, und wie Beatricens Heiterkeit dabei plötzlich, wie vom Frost überfallen, zum Ernst erstarrte, fühlte die unverdiente Beleidigung, mit welcher der angestammte Stolz sizilianischer Großen ihm begegnete. Aber er verbarg den Unmuth und antwortete: „Um Verzeihung, gnädige Frau, ein Zuckerbäcker war mein vortrefflicher Vater.“

„Hören Sie's also, Gräfin Beatrice?“ fuhr die Tante fort: „ein Zuckerbäcker! das war Ihnen doch noch unbekannt.“

Die Gräfin, welche erst auf Fortunatus, der in gutmüthiger Erhabenheit ruhig dastand, einen flüchtig forschenden Blick warf, dann die finster gewordenen Augen seitwärts gegen die Marchesana richtete, konnte ihre Empfindlichkeit nicht verhehlen, und sagte mit einer gewissen Hoheit in verweisendem Tone: „Signora, Sie werden mir diesen Augenblick etwas unklar. Warum blasen Sie, gleich dem Aetna, einen schmutzigen Rauchschwall durch den reinsten Himmel? Ich erinnere mich, daß mein Herr Vater, der Herzog von Piviafranca, nicht verschmähte, einen Fußfall vor Joseph Bonaparte, dem corsischen Advokatensohn, zu thun.“

Die Marchesa warf den Kopf etwas zurück und ein lächelnder

Spott umflog ihre Lippen: „Bei allen Heiligen des Paradieses! ich wußte nicht,“ sagte sie, „daß Signor Linthi auf dem Wege zum Königthum sei.“

Rasch trat die junge Gräfin mit glühendem Gesicht zu dem Schweizer, ergriff seine Hand und sagte zur Marchesa: „Nicht erst auf dem Wege! Dieser edelsinnige Mann hat schon seine Königskrone aus der Hand der Tugend. Verzeihen Sie, theurer Fortunato; die erlauchte Marchesa Vioganni hatte mir weit würdigern Empfang für den Retter meines Lebens verheißen, sonst würd' ich Sie nicht hieher beschieden haben.“ — Sie sagte dies mit tiefer Bewegung; eine Thräne fing an, ihre Augen zu trüben.

Er beugte sich, drückte seine Lippen auf ihre Hand, und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich entferne. Mein Herz ist zu voll; meine Sinne sind verwirrt. Gewähren Sie mir Ihr Mitleiden. Es schmerzt mich, daß mein Hiersein Sie und die Signora Marchesa entzweien konnte.“

„Entzweien!“ rief die Gräfin mit der ehemaligen Heftigkeit des Creolen und trat einen Schritt zurück: „Kann ich mich mit einer Welt entzweien, der ich nicht angehöre und nicht vereint bin? Oder sehen Sie, daß ich mich mit der Marchesa Vioganni entzweien könne, mit der ich wohl nie Eins war?“

Die Marchesa gerieth bei diesen Aeußerungen in sichtbare Unruhe, und nahte sich freundlicher, als sie je bisher gewesen, aber mit einer Freundlichkeit voller Angst, ihrer Nichte und sprach: „Beatrice, dürfen Sie so von der Schwester Ihres Vaters urtheilen?“

„O, daß die Liebe meines Vaters in der Brust seiner erlauchten Schwester wohnte!“ seufzte die Gräfin.

„Und war's nicht meine Liebe,“ fuhr die Marchesa fort, mit einem Blick des Vorwurfs, „war sie es nicht, durch welche die Tochter meines Bruders vom Kloster und Nonnenschleier gerettet ward?“

„Offen, Signora, und ohne Hehl vor diesem offenherzigen und edelherzigen Sohn des Zuckerbäckers aus der Schweiz!“ sagte die Gräfin ihr entgegentretend: „war es nicht mehr noch Ihre Erbitterung gegen den Grafen Alvaro di Ribera, der mein väterliches Erbtheil suchte: war es nicht Ihr Stolz oder Ihre Gewissensfurcht, eine Selbstmörderin zur Nichte zu haben?“

„Heilige Mutter Gottes! wie ungerecht Sie der Zorn macht!“

sagte die Marchesa sehr sanft und in beschwörendem Ton: „Ich wagte damals meine eigene Sicherheit für Sie, vergessen Sie es nie! Durch Ribera's Geiz und politischen Haß ward Ihr Vater am Hofe von Palermo verlästert, geächtet und büßte er seine gesammten Besitzungen in Sizilien ein. Ich rettete den größten Theil derselben für Sie! — Es thut mir weh, in Gegenwart dieses fremden Mannes, Dinge solcher Art verhandeln zu müssen. Ich bitte, brechen wir ab. Mein Bruder Alvaro zwar ist jetzt in der Kriegsgefangenschaft der Franzosen; aber, Signora Beatrice, er kann noch zurückkehren!“

„Der Graf Ribera ist wirklich zurückgekehrt,“ sagte Fortunatus, „er befindet sich in Sciglio, wo er mit mir zugleich diesen Abend an's Land trat.“

Bei diesen Worten erblaßten beide Damen. Beide bestürmten den Herrn Linthi mit Fragen. Er erzählte, was er von der Entweichung des Grafen aus Monteleone und dessen gefährlicher Verwundung wußte.

„Signor Fortunato,“ sagte die junge Gräfin zitternd, „Sie schworen einst, mich, wie durch die Meereswellen, durch die Wogen des Lebens zu tragen. Ich bin eine Waise; verlassen Sie mich nicht.“

Die Marchesa Vioganni dagegen zog die Glocke an, und sagte: „Noch in der Nacht müssen wir uns über seinen Zustand Gewißheit schaffen. Ich sende Leute in die Stadt. Beruhigen Sie sich, liebe Gräfin.“

Während Beatricens Tante eilfertig dem alten Hausdiener geheime Befehle ertheilte, trat Fortunatus zur jungen Gräfin und sagte: „Warum zittern Sie? Nein, wenn Sie auch für mich verwandelt und eine Andere geworden sind: nie werd' ich aufhören, für Sie derselbe zu bleiben. — Gönnen Sie mir auch, als Gräfin von Piviafranca, die Huld und das Vertrauen, mit welchem mich einst der unvergeßliche Cecchino beseligen wollte.“

„Ich vertraue, und zittere nicht mehr!“ erwiederte sie, und legte leise ihre Hand auf seinen Arm, indem sie ihm wieder mit der ehemaligen Zärtlichkeit des Pagen in die Augen sah. „Entfernen Sie sich einstweilen, aber nicht aus Sciglio, und halten Sie sich bereit auf Alles.“

„Ich bleibe!“ sagte Fortunatus und wandte sich von ihr ab, wie wenn ihm unwohl wäre und er frische Luft suche.

Sie hielt ihn sanft zurück und sagte leise: „Wollen Sie mich meiden? Warum wenden Sie sich von mir?“

Er blieb stehen, das Haupt gesenkt, und erwiederte: „Das sollen Sie nicht fragen, theure Gräfin. O, was ist aus Ihnen, was nun aus mir geworden! — Ich habe meinen Bruder verloren.“

„Wollen Sie darum die Schwester verstoßen?“ lispelte sie ihm zu.

Er richtete einen brennenden Blick auf die Gräfin, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. „Ein armer Soldat,“ seufzte er, „und die Tochter eines herzoglichen Hauses!“

— Fortunato, quälen Sie eine Unglückliche nicht. Herzen tragen keine Grafenkrone. Beobachten wir die Formen, welche die Welt uns verzeichnet, und tragen wir duldend die Fesseln, welche die Verhältnisse uns geben. Mein Herz ist Cecco's Herz! — Nun still! die Marchesa kommt zurück.

„Mich wird dieser Abend tödten!“ sagte die Marchesa: „Indessen, ich sende zwei meiner Leute zum Grafen in die Stadt, ihm meine Dienste anzubieten. Einer soll die Nacht zur Pflege des Verwundeten dort bleiben, der Andere uns Nachricht bringen.“

„Vergönnen Sie mir,“ sagte Fortunatus, „in dieser Begleitung zur Stadt zurückzugehen?“

Ein gütiger Wink der Augen verkündete ihm den Beifall der jungen Gräfin, die zugleich drohend, mit schalkhaftem Lächeln den Finger erhob, als er das schwarze Seidentuch sorgfältig zu sich nahm. „Eufemiens immerblühende Rosen!“ sagte sie.

„Die heilige Reliquie meines schönen Zwillingsbruders!“ erwiederte er, und empfahl sich den Bewohnerinnen des Schlosses, um nach Seiglio zurück zu schiffen.

33.

Das Bild.

Es war nach italienischer Uhr und Lebensweise so spät noch nicht, da er wieder an's Ufer trat; der Himmel von den glänzendsten Sternen, das Land von den fröhlichsten Menschen belebt: Gesang weit umher, hin und wieder heimliches Girren der Zithern. Lustgänger wandelten in der Abendfrische mit ihren Lustgängerinnen zwischen jungen Bäumen, wie Schatten des stillen Elysiums, die

auch im körperlosen Zustande ihre Treue nicht vergessen. Im Glanz der Lampen vor dem Gewölbe der Eiskrämer, oder der Früchtehändler, und ihrer zierlichen Pyramiden von duftigem Goldobst und Blumengewinden, saßen Herren und Frauen in ernster Unterhaltung von Königen und Schlachten, während seitwärts beim ungewissen Schein des Lichts einer Garküche junges Volk zum Trillern einiger Mädchenstimmen tanzte. Alles webte und lebte in Liebe, Nacht, Geheimniß und Anmuth.

Wenigstens dünkte es den jungen Schweizer so, welcher sich, nach den Wundern auf dem Felsen von Scilla, erst auf dem öffentlichen Platz der Stadt, zwischen ihrer heitern Bevölkerung sammeln und vom Rausch seiner Seele zur Nüchternheit genesen wollte, um den Schlaf zu finden.

Wohl fand er diesen, aber auch andern Morgens noch nicht die erwartete nüchterne Stille des Gemüths. Wie schlug sein Herz, als er aus der niedlichen Wohnung des Fischers in's Freie trat, und über dem Meer den Gipfel der Scilla in der Luftbläue wahrnahm, an dessen Kastell-Gemäuer die Sonne schmeichelnd ihre schönsten Strahlen legte! Der Himmel schien sich zu neigen und den Jüngling bei jedem Lüftchen mit weichen Armen zu umfahen. Der Erdboden erwiederte elastisch den Druck seiner Fersen, und machte das Gehen zum tanzartigen Schweben. Ein Regen von Wohlgerüchen floß unsichtbar aus allen Zweigen, und die Wellen am Strande rauschten Musik.

Cecco war vergessen; Beatricens Herrlichkeit verdunkelte den ganzen Hintergrund seiner vergangenen Tage, und zog einen blendenden Strahlenschleier über die Zahl der künftigen. In diesen Augenblicken wünschte er nichts, fürchtete er nichts; er ging nicht mit sich zu Rath; er berechnete nichts. Er liebte, im harmlosen Bewußtsein der Gegenliebe. Nun erst verstand er den Sinn seines eigenen Lebens aus den letzten Monaten; den unüberwindlichen Zug seiner Seele zu dem Creolen; den Wahnsinn beim Abschied zu Monteleone. Nun erst fand er so vieler Räthsel Schlüssel; des Pagen Verwirrung und Davonspringen auf der Höhe von Siderno, da er ihn unter der Palme zum Erstenmal in seine Arme geschlossen; die Eifersucht des wunderbaren Kindes in Geraee; dessen Drohung, sich von ihm trennen zu müssen, wenn er das letzte Geheimniß erführe; alles ward ihm licht. Er schauderte zuweilen in sich selber bei der

Erinnerung, mit einem Wesen wie Beatrice, und zwar wie er sie im Schlosse von Scilla gesehen, in naher Vertrautheit viele Wochen beisammen gelebt zu haben. Er wußte ihrer Klugheit oder den Besorgnissen der wachsamen Signora Rosa di Centi Dank, daß sie, entstellt und verkleidet, die eigene Schönheit vernichtet hatte.

Vermuthlich aber würde Fortunatus zuletzt doch mit seiner gegenwärtigen Seligkeit den langen Tag über in Verlegenheit gerathen sein, wenn nicht gegen Mittag schon ein Bedienter vom Schlosse erschienen wäre, ihm ein versiegeltes, schweres Briefchen überreicht und die Anzeige gemacht hätte, daß man ihn gegen Abend zur erlauchten Marchesa und der jungen Gräfin abholen werde. Stoff genug zu neuen Träumereien.

Einstweilen mußte das Briefchen das Beste dazu thun. Es enthielt nur die wenigen Worte von Beatricens eigener schönen Hand: „Ich sehe Sie am Abend. Entfernen Sie sich nicht von Ihrer Wohnung. Ich habe die Einlage beschworen, Sie jede Minute an mich zu mahnen.“ Als aber die Einlage aus einem purpurfarbenen Saffianfutter zum Vorschein kam, bestand sie im niedlichsten und treuesten Feinbildchen auf Elfenbein, Beatricen darstellend. Anfangs überraschte ihn die Aehnlichkeit. Würde er vom Dasein der Gräfin nichts gewußt haben, hätte er das Gemälde für die Schöpfung eines Künstlers gehalten, welcher durch die Zauberei des Pinsels das Urbild einer göttlichen Hebe verwirklichen wollte. Aber schon nach wenigen Augenblicken fand der Bewunderer die Sache anders. „Wo ist die Seele geblieben?“ fragte er bei sich: „Wo das Spiel und die Sprache aller Empfindungen in den zarten Mienen? Wo der durchdringende, zündende Blitz dieser schmeichelnden Augen?“

In kunstrichterlicher Beschauung des Gemäldes und im stillen Bemühen, ob man nicht das Schöne dieser und jeder Gestalt vielleicht weniger mit den Augen, als mit der in uns gewahrenden Seele erblickt, war die Umfassung des Bildes von ihm ganz unbemerkt geblieben. Es schlang sich um das Kunstwerk des Pinsels das prächtigere Kunstwerk eines Juweliers, aus großen, vielartig schimmernden Diamanten zusammen geordnet.

„Zu kostbar, nicht für sie, aber für mich!“ war sein erster Gedanke. Und nun erst ward ihm, als dränge und dehne sich eine gewaltige Kluft, mit ihrem unerforschbaren Abgrund, weiter als das hohe Scillaschloß von seiner Fischerbehausung, zwischen der Gräfin

von Piviafranca und ihm aus. Da hinunter sanken alle seine Freudenhimmel, seine Hoffnungsblüthen; und das leere todte Nichts blieb schwebend über der Tiefe für ihn zurück. Der frische Wind, mit dem er bisher im Meere der Träume gesegelt hatte, erstarb. Er mahnte ihn an das Zusammenfallen der Segel und Wimpel der Austria, in jener Stille des Ozeans, die dem zertrümmernden Süd-Sturm voranging. Das Unheil zu vergrößern, fiel ihm das Wort „Zuckerbäcker“ ein, welches gestern im Munde der Marchesa Vioganni, wie ein ungenießbarer Stein, herumgeworfen war, den man sich nicht zu verschlucken getraut. Das tödtete seinen Muth. Nun ward er in der That nüchtern.

Zu verständig, das Lächerliche seiner Leidenschaft nicht zu erkennen, beklagte er nur, ohne seine Schuld, ihr Raub geworden zu sein. Was sollte Liebe zwischen einer sizilianischen Gräfin und einem armen, abenteuernden Schweizer, der eine Söldneruniform in englischem Dienst, als höchstes Ziel, hatte? Es klang wie romanhafte Grille, und noch dazu, wie Einfall eines schlechten Romans. Sollt' es aber Ernst gelten, so mußte dieser Ernst ihn am Ende zur Tollheit, und die liebenswürdige Nichte der Marchesa in verzweiflungsvolles Elend führen. Das konnte er für diejenige unmöglich wollen, für die er eines tausendfachen Todes zu sterben fähig war. Und er war Mann; und sein tausendfacher Tod, die ewige Trennung von ihr, das Leben ohne sie.

Indessen stand es um seine Mannhaftigkeit doch sehr zweifelhaft, als Nachmittags der nämliche Diener, welcher am Morgen das Bild gebracht hatte, ihn abzuholen kam, und nun alle Finsterniß und Trübe seines Gemüths plötzlich wie ein Nebel verschwand, welchen die Morgensonne von einer Frühlingslandschaft wegtrinkt. Er folgte dem galonnirten Merkur, der ihn, statt in der Richtung zum Scillafelsen, durch's Städtchen leitete, und endlich in einen etwas verwilderten Garten treten ließ. Im Hintergrunde zeigte sich ein, wenn auch kleines, doch gefälliges Landhaus, halb zwischen Orangen und wuchernden Lorbeerbüschen versteckt. Vom Diener hatte er schon vernommen, daß die hohen Herrschaften desselben das Schloß oder Kastell auf dem Vorgebirg mit dieser bescheidenen Wohnung vertauscht hätten, um dem schwer verwundeten Grafen Ribera näher zu sein.

Noch hatte Fortunatus nicht zwanzig Schritte durch die unerkünstelte Gartenwildniß gethan, als er, in sich zusammenbebend,

Beatricen an der Seite ihrer Tante erblickte. Sie kamen ihm, wie es schien, in ernstes Gespräch vertieft, entgegen.

Die erste Begrüßung, etwas feierlich von Seite der Marchesa, etwas verlegen, fast linkisch von Seite des armen verzagten Schweizers, war von Seite der jungen Gräfin die herzreichste. So grüßt die stumme Liebe. Sie schwebte vor ihm wie ein aufflammendes Licht, im reizenden Erglühn ihres ganzen Wesens. Es schwamm eine Trunkenheit in ihren Augen, die wieder zur seinigen ward. So götterhaft glaubte er sie noch nie gesehen zu haben. Und doch war sie weit einfacher, als gestern, nur im leichten Hauskleide, von der eigenen Anmuth geschmückt, und von einem Strohhut beschattet. Aber unter einer solchen Nacht von schwarzen Locken hatte er solche Stirn, wie blendenden Schnee, und solche Wangengluth, und solchen Liebreiz um Kinn und Lippen, nie im Leben gefunden.

Zum Glück hatte die edle Marchesana mit ganz andern Gedanken und Empfindungen Verkehr, als er. Sie wandte das Gespräch auf den bedenklichen Zustand ihres Bruders, und auf die beunruhigenden Aeußerungen zweier Aerzte, die sie noch in der Nacht von Messina über die Meerenge hatte kommen lassen. In ihrem Gesicht wohnte eine schwesterliche Betrübniß, welche aber dem Ton ihrer Stimme fehlte; und der Schweizer hatte Lebensart genug, die höfliche Trauer mit ihr zu theilen.

Weit feinere Höflichkeit bewies dagegen eine der Kammerfrauen oder Gesellschafterinnen, welche von der Marchesa, als diese nach einer halben Stunde abberufen ward, bei ihrer Nichte zurückgelassen war. Diese Gesellschafterin nämlich bat um die Erlaubniß der Gräfin, sich eines Geschäftes wegen entfernen zu können. Ohne Zweifel wußte sie aus eigener Erfahrung, daß unter drei Personen schlechterdings immer, zum Behuf eines verständigen und zusammenhängenden Gesprächs, eine Person zu viel sei.

„Ich muß Sie mir nur ein wenig näher betrachten, junger Herr!“ sagte Beatrice und musterte mit schelmischen Augen ihren Begleiter seitwärts vom Kopf zu Fuß: „Wie haben Sie es angestellt, mich bei Ihrem Eintritt in den Garten um mein bischen Besinnung zu bringen? Ich stieß, als ich Sie erblickte, in der Bestürzung einen Schrei oder Seufzer aus, daß die erschrockene Marchesana ihre beiden Aeskulapen von Messina zu Hilfe rufen wollte. Ach, Fortunato, ist's am Ende wohlgethan, länger in ihrer gefährlichen Nähe zu

athmen, wenn Sie Soldat werden, wenn Sie nach Malta gehen wollen?«

— Und war es wohlgethan, mir in Seiglio nicht mehr, als mein Cecchino, sondern im blendenden Glanze dieser weiblichen Schönheit zu erscheinen? — versetzte Fortunatus: Ich darf nicht mehr zu Ihnen aufblicken. Indessen eine Wohlthat haben Sie mir heut' gewähren wollen. Ich danke Ihnen für das Bild. Wenn mein Gedächtniß zum Besten dieses kranken Herzens auch nur ein wenig schwächer wäre, so würde mir das Gemälde ein Kühlmittel in der Fiebergluth werden können.

»Ich verstehe Sie aber nicht, Signor Fortunato. Man hat mir ebenfalls gesagt, ich sei vom Maler geschmeichelt. Sie finden das Machwerk nicht ähnlich?«

— Den Holzschnitt ähnlich? Kein wahrer Künstler malt eine Sonne an den Himmel, sie wird ihm stets zum Teller. Wie konnte der Tropf es wagen, Sie zu malen, wenn er den Pinsel nicht in Strahlen tauchen konnte? Ich danke Ihnen für das Kühlmittel. Es wird mir immer ein schönes Weib zeigen, aber keine Beatrice. Darum lieb' ich das Bild.

»Nein, nein, Fortunato, geben Sie mir's zurück. Kühlen, kühlen! den Mann von Schnee und Eis, kühlen! Brennen denn auch die Gletscher der Schweiz, wie unsere Vesuve und Aetnas? Ach, Fortunato, wir verstehen uns beide nicht! Wie kann der Eisberg den Feuerberg begreifen? O hätte ich Göttermacht, ich legte die Hälfte der Flammen, die hier brennen, in Ihr Herz, das unter'm Nordpol geboren ist.«

Er ergriff Beatricens Hand, sah eine Weile stumm ihr in die Augen und wollte reden. Aber sie bedeckte sich schnell die Augen mit dem schmalen, weißen Händchen, und rief: »Nicht dieser Blick mehr! Nicht dieser furchtbare mehr, aus welchem alle meine Himmel und Höllen gekommen sind. Der war's, der mein Innerstes entzündet hat, bis das Leben verlodert, das Herz Asche geworden ist.«

— Ich bin unglücklich, Beatrice, weil Sie es sind. Die Natur einet, die Welt scheidet uns. Ich weiß nicht, ob den Zufall segnen oder ihm fluchen, der uns beide auf dem Meere verband, und unsere Schicksale zusammenflocht. Sie sind nicht frei, Sie sind hier gebunden mit hundert zarten, der Welt wichtigen Banden. Ich bin der Fremdling überall, den man leicht mit einem Räuber verwechselt und

fürchtet. Die Marchesana aber fürchtet den Räuber schon, wie ich vermuthen darf. Sie soll es nicht! — bei Gott, sie soll es nicht! Aber wie wird, wie kann sich das lösen?

„Nie! Es soll, es kann sich nicht lösen! Freuen Sie sich mit mir. Meine Gefahren sind vorüber. Ich kann ohne Schrecken an Messina denken. Ich werde dahin zurückkehren. Denn der Graf Ribera liegt an seinen Wunden zum Sterben schwach, und die Todesangst verwandelt den hartherzigen Mann zum empfindsamsten Sünder. Er hat gebeichtet, hat die letzte Oelung empfangen. Wie ein Heiliger zu sterben, ließ er mich zu seinem Sterbelager rufen. Ich habe ihm aufrichtig alles Unrecht verziehen, das er meinem Vater und mir gethan. Ich bin wieder in vollem Besitz meines väterlichen Erbes, des Raubes, den er begehen wollte. Er gab mir mehr als dies aus seinem Nachlaß, und die Abtei, der ich entsprang, entschädigte er mit einem guten Theil seiner Landstücke.“

Nun erzählte ihm die Gräfin noch Manches von ihren frühern Verhältnissen und der Grausamkeit und tückischen Klugheit ihres Oheims. Er hatte die Franzosen mit unauslöschlichem Grimm gehaßt, und eben darum vielleicht auch seinen Bruder und die Marchesa, seine Schwester. Bei dem allen fürchtete er dennoch das Glück Napoleons und die Eroberung Siziliens durch französische Waffen so sehr, daß er den beträchtlichern Theil seines zusammengescharrten Reichthums in die englische Bank niedergelegt hatte.

Fortunatus begriff freilich keineswegs, warum ihm die reiche Erbin diese Familienverhältnisse vertraute? Vielmehr zeigte ihm jedes ihrer Worte die Kluft zwischen ihr und ihm; und jedes beiläufige Erinnern an ihre glänzenden Standesverhältnisse schien nur berechnet zu sein, ihn an seine Pflicht zu mahnen, die er, als Mann von Gefühl und Ehre, beobachten müsse.

Die Kammerfrau unterbrach diese Unterhaltungen. Bald trat auch die Marchesa wieder herzu.

34.

Das Sarazenenlied.

Schon war das Abendroth verglüht, als man noch im Saale des Landhauses beisammensaß, die Marchesa mit ihrem weiblichen Hofstaat, Fortunatus und die junge Gräfin. Die Letztere schien bei dem

allzuversplitterten Gespräch am meisten von langer Weile gequält zu sein.

„Bringen Sie mir die Guitarre!“ sagte sie zu einem der anwesenden Frauenzimmer: „Ich fürchte, unser Gast findet sich von uns übel unterhalten, oder denkt an traurige Dinge, die ihn so einsilbig machen.“

Der Befehl ward schnell vollzogen, und Fortunatus, der ihren Vorwurf ungerecht nannte, wollte doch selber nicht durch längeres Widersprechen der Freude verlustig gehen, Beatricens Stimme im Gesang zu hören.

Ein lockender Seufzer strömte aus allen Saiten den Fingern Beatricens entgegen, als diese sich kaum dem Lautenspiel nahten. Dann stieg zwischen den Klängen der Zither, wie von ihnen umschleiert, verschämt und leise die Stimme der Sängerin auf. Sie sang ein altes Volkslied in sizilianischer Mundart, welches südspanische Heimath, wenigstens deren Liebes- und Andachtgluth verkündete.

Es lautet also:

Weinend schwang, zum Gott am Kreuze,
Ihre Arm' empor Irene.
Doch der schöne Sarazene
Beugte sich zur Dulderin.

„O du süße Gnadenlose,
Will dein tödtlich-frommes Glauben
Leben mir und Liebe rauben:
Nimm sie, Christin, beide hin!“

Und er zuckt, aus gold'ner Scheide,
Seines Schwertes Flammenstrahlen;
Legt es an die Brust voll Qualen,
Auszutilgen seine Pein.

Zum Erlöser weint die Fromme;
Fleht im Schmerz, dem allerbängsten:
„Löse Du mich aus den Aengsten,
Dein bin ich, und bin doch sein!

„Mög' es Deine Macht entwirren,
Denn ich kann nicht widerstreben.
Er mein Leben, Du mein Leben;
Wessen beider ist die Braut?“

Wunderglanz entstrahlt dem Kreuze.
Sterbend sinkt die Jungfrau nieder;
Schließt die blassen Augenlieder,
Selig lächelnd, ohne Laut.

„Mit dir!" rief der schöne Heide,
„Laß mich in die Nacht versinken,
Wo mir Tod und Liebe winken!"
Und er fiel in's treue Schwert.

Die ersten süßen Töne aus Beatricens Kehle durchdrangen den jungen Schweizer mit einem Schauer. Es war derselbe Ton, es war dasselbe Lied voll wollüstiger Schwermuth, welches zuweilen aus der Kajüte der Austria emporgeklungen war, und ihn und die Schiffsmannschaft entzückt hatte. Damals galt der seelenreiche Laut für die Stimme der Signora Rosa di Centi. Nun enttäuscht, hing er, ganz Auge, ganz Ohr, mit seliger Trauer an der Sängerin, die in diesen Klagen nur Leiden ihrer eigenen Seele aushauchen zu wollen schien. Aber eben der Inhalt dieses Liedes offenbarte ihm zugleich, welchen Reichthum er gefunden, um ihn ohne Rettung einzubüßen, und fortan ein ärmeres Leben, als je vorher, zu leben. Er dachte nun erst an den feindseligen Unterschied der Kirchen, welcher ihn und die sizilianische Gräfin trennte. Sie gehörte dem katholischen Glauben, er dem evangelischen an. Er war nun der Sarazene und Ungläubige ihres Liedes; sie die in Liebes= und Glaubenstreue sterbende Christin. Und durch seine Schuld war geschehen, daß ihr nie Ahnung geworden, einem vom Fluch der römischen Kirche beladenen Ketzer das arglose Herz zugewendet zu haben. Denn, wie er auf Reisen pflegte, hatte er, Anstoß zu meiden, sich von den gottesdienstlichen äußern Bräuchen der Länder nie entfernt, in denen er leben mußte. Jetzt überfiel ihn mit dem Schmerz, welchen die Gewißheit eines unvermeidlich gewordenen Scheidens gab, Reue. Er saß mit gesenkten Augen in Betrübniß und stillem Verzweifeln da, als die letzten Lautentöne verhallten; und schien nicht zu beachten, daß die Frauenzimmer Blicke auf ihn richteten, vermuthlich die üblichen Bezeugungen von wohlverdienter Bewunderung erwartend.

„Allerliebst, ich habe doch unserm Signor Linthi ein Schläfchen über die Augen gesungen!" rief Beatrice lachend, indem sie aufstand und die Guitarre abgab. „Nein, er schlägt die müden Augen auf.

Nun gesteh'n Sie uns, in welchen schönen Traum hab' ich Sie eingewiegt? Erzählen Sie geschwind.«

»Mit nichten, meine Gnädige!« antwortete Linthi. »Umgekehrt, Ihr anmuthiger Gesang entzauberte mich von einem langen Schlaf. Er riß mich aus einem schönen Traum.«

Den Damen schien dies die Einleitung zu einer anziehenden Unterhaltung. Sie forderten ihn auf, sie mit der Schönheit dieses Traumes bekannt zu machen. Plötzlich aber trat einer von den Dienern der Marchesa in den Saal, fast odemlos, und flüsterte seiner Herrin in ehrfurchtsvoller Stellung einige Worte. Die Marchesa wandte sich darauf mit ernster gewordenem Gesicht gegen die Gesellschaft, und sagte mit feierlich-ruhiger Stimme: »Gott wolle sich der abgeschiedenen Seele meines Bruders in Gnaden erbarmen. Graf Alvaro di Ribera ist gestorben!«

Diese Nachricht störte die bisherige Heiterkeit der Versammelten. Fortunatus und die übrigen Damen äußerten der Marchesana und deren Nichte ihr Beileid, die jedoch beide weder den Ausdruck großer Traurigkeit zeigten, noch die Aeußerungen des Mitschmerzes von den Anwesenden für mehr, denn einen üblichen Zoll der Höflichkeit nehmen zu wollen schienen.

Madonna Vioganni erklärte, daß der Leichnam in das Erbbegräbniß nach Sizilien hinübergeführt werden müßte; daß sie dafür, so wie für Bewachung des Todten, für Haltung der Seelenmessen u. s. w. vorläufige Anordnungen treffen, und sich selbst, schon des Anstandes willen, in das nicht weit entfernte Trauerhaus begeben wolle. Ihre junge Nichte aber, Grausen gegen die Todten hegend, bat von der Erfüllung dieser Pflicht entlassen zu werden. So entfernte sich die Marchesa, begleitet von zwei ihrer Gesellschafterinnen und dem Diener. Die Gräfin und eine der Damen, nebst Herrn Linthi, gaben ihr durch den Garten in der Abenddämmerung das Geleit.

Die zurückgebliebene Gesellin Beatricens verlor sich aber, wie durch Zufall, von ihr, aus dem Garten, und ließ sie mit Fortunato allein in den Gängen desselben umherirren.

»Mög' er Ruhe im Grabe finden!« sagte die Gräfin, »und vor Gott Vergebung seiner Sünden, unter welchen Brudermord wahrlich keine der kleinsten ist. Auch ich will zahlreiche Messen für ihn stiften. Sein Tod hat mir Sicherheit und Ruhe wiedergegeben. Ich bin frei, nun ich vor den Gewaltsamkeiten Ribera's nicht länger

zittern darf. Zwar die Marchesana liebt mich nicht; aber sie kennt auch keinen Haß. Sie hat nie einen andern Grimm, als gegen den Bruder gefühlt, über dessen Leiche sie jetzt Thränen zur Schau ausstellen wird. Aber trügen mich meine Vermuthungen nicht und glaubt sie, als Schwester meines Vaters, zu Gunsten eines gewissen gichtbrüchigen Prinzen über eine Hand verfügen zu dürfen, die ihr nie gehorchen wird: so trenn' ich mich auf immer von ihr.«

— Das werden Sie nicht. Die Marchesana hängt mit Liebe an Ihnen! — sagte Fortunatus.

»Liebe? O glauben Sie das nicht, Signor Fortunato. Sie hat das Wort in ihrer Jugend gelernt und nie verstanden. Sie hat ihren Bruder nicht, sie hat ihren Gemahl nicht geliebt. Sie hat keinen Raum für irgend ein Gefühl guter oder schlechter Art in ihrem trocknen Herzen mehr übrig. Sie würde selbst von keinem Haß, von keiner Rache gegen den Grafen Ribera Empfindung gehabt haben, wenn er sie nicht erst um eine beträchtliche Summe Geldes betrogen, dann bei der Königin, als heimliche Anhängerin der Franzosen, verdächtigt hatte, daß ihr der Hof verboten wurde. Sie ist die reine, eiskalte Selbstsucht des Stolzes. — Aber sprechen wir von angenehmern Dingen. Nicht so, lieber Freund, Sie erzählen mir von Ihrem langen schönen Traum? Es thut mir recht weh', daß ich ihn unterbrach. Ich bitte, weigern Sie sich nicht.«

— Erlauben Sie, daß ich schweige. Unmöglich kann ich es mündlich thun. Sie sollen ihn erfahren, dann aber schriftlich.

»Und was darf mein edler Freund mir nicht unmittelbar vertrauen? Warum vergelten Sie meine furchtlose Aufrichtigkeit gegen Sie mit anderer Münze? Sie sind bisher Hort und Schutz und Freude und Zuversicht eines Lebens gewesen, das Sie aus den Fluthen zogen; wollen Sie nun, sogar in Kleinigkeiten, zum Geheimniß für dasselbe werden?«

— Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich stumm bleiben.

»Stumm? Wie, im Ernst? Ihr Traum mehr, als Scherz? Dann will ich Sie mit ihm noch weniger loslassen? Oder, theurer Fortunato,« fuhr sie leiser lispelnd fort, indem sie sich im Gehen seitwärts zu ihm neigte, und ihre Hand in seinen Arm legte, »oder ist die Furcht, die mich seit gestern quält, nicht ohne Grund?«

— Darf ich diese Furcht wissen, schöne Gräfin?

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie, mit gesenktem

Haupt, wie vor sich hin: „Der Creole war Ihnen mehr werth, als die Gräfin Piviafranca. Nur Großmuth und Mitleid zogen Ihre schöne Seele zu dem unglücklichen Knaben. Die Nichte der Marchesana bietet kein Interesse mehr für das edelmüthige Herz Fortunato's. Sprechen Sie es nur aus: bloß hohes Mitleiden fühlten Sie meinetwillen?"

— Ich bitte, theure Gräfin, tragen Sie dies Mitleiden nun mit mir. Der Traum ist aus.

„Also, Sie träumten? Und was?"

— Mir träumte — — theure Beatrice zürnen Sie nicht — — das Bild meines geliebten Creolen ist seit gestern verwischt, aufgelöst, verschmolzen — — nicht in das Bild der Gräfin Piviafranca — — nein, beim Himmel, nein! Ich kenne diese kaum. Die Gräfin und ich! Wir stehen in unermeßlicher Ferne aus einander — —

„Das muß wohl der Fall sein, lieber Fortunato, denn meine Ohren vernehmen zwar noch Ihre Stimme, aber ich verstehe in der ungeheuern Entfernung kein einziges Ihrer Worte. Also?"

— Der Creole ist vergessen! Beatrice, und nur Beatrice konnte ihn aus Gedächtniß und Herzen verdrängen.

„Dabei wäre nun nicht viel verloren gegangen, scheint mir's. Fahren Sie fort, in dieser Nähe zu sprechen, dann fang' ich an, Sie zu verstehen."

— Mir träumte, o Beatrice, ich dürfe, ich müsse Beatricen anbeten — — lieben — —

„Das träumten Sie, Fortunato?" sagte die Gräfin leiser und stützte sich fester auf den Arm des Jünglings. „Also Traum?"

— Da ward ich gewahr, ich sei der Sarazene Ihres Liedes, und Beatrice die sterbende Christin.

„Ihr Traumgott war nicht gütig. Gut, daß Sie erwachten."

— Nein, ich ward es erst im Erwachen gewahr.

„Es kommt mir vor, Sie verirren sich, in Verwechslungen Ihrer Zustände. Sie wachten im Traum, und träumen im Wachen."

— Beatrice, Heilige, wenn ich nun in Ihren Augen zum Sarazenen würde?

„Versuchen Sie's. Oder — — ich will nicht hoffen, Signor Fortunato, daß im Schweizerlande noch Sarazenen wohnen.

— Aber evangelische Christen.

„Was wollen Sie damit sagen? Christen nach dem Evangelium?"

— Ja, aber ohne Papst, ohne Klöster, ohne Messe, ohne — —

„O, ich verstehe. Sie meinen dergleichen lutherische Ketzer, und Heiden? Die Engländer sollen auch, sagt man, dem heiligen Vater nicht gehorchen. Sie haben ihren eigenen Gottesdienst.“

— Sie sind Christen, aber evangelische. Auch ich, theure Gräfin, bin kein Katholik.

„Sie scherzen, edler Freund. Sie sind ein zu frommer, ein zu vernünftiger Mann, um an jenes lutherische Heidenthum glauben zu können. Warum sagen Sie mir nicht noch, Sie wären ein Jude? Und wozu überhaupt dieser geistlose Scherz. Sah ich Sie nicht selber oft mit mir in der Meßandacht?“

— Ohne Rücksicht auf die Kirchen, theure Gräfin, und ohne Rücksicht auf deren Gebräuche, Feierlichkeiten und besondere Lehrsätze, kann ich in allen christlichen Tempeln Gott anbeten, im Geist Christi. Auch ich bin Christ, wie Sie, aber kein römisch-katholischer.

„Sie erschrecken mich, Signor Fortunato!“ rief sie, ließ seinen Arm fahren und trat einen Schritt von ihm zurück: „Sagen Sie, um Gottes und aller seiner Heiligen im Himmel willen: nein! Sagen Sie: nein!“

— Fordert mich Beatrice zu einer Lüge auf? Ich kann nicht gehorchen.

Zitternd ergriff sie seine Hand und mit flehentlich-schmeichelndem Tone sagte sie: „O Fortunato, wenn ich je Ihrer Freundschaft werth gewesen bin, dann, bei dieser Liebe, bei meinem und Ihrem ewigen Heil beschwör' ich Sie, vergessen Sie die heidnischen Irrthümer, kommen Sie zu uns Andern in den Arm der alleinseligmachenden Kirche.“

— Theure Beatrice, religiöse Ueberzeugungen sind Bündnisse mit Gott und Ewigkeit. Wir können sie heuchlerisch draußen mit den Lippen abläugnen, aber sie stehen unvertilgbar in uns. Sie sind selbst von unserm Willen unabhängig. Sie sind der ganze Inhalt unsers Wissens und Gewissens. Daher gehen sie nicht aus unserm Willen, sondern der Wille geht aus ihnen hervor. Ueberzeugungen vertilgen, hieße den Geist vertilgen wollen. Könnten Sie, wenn man Sie auf den Knien bitten, wenn man Sie mit Höllenqualen bedrohen würde, den Glauben an Ihr eigenes Dasein, an Erd' und Himmel, in sich vernichten? Wenn Sie auch wollten, es läge außer Ihrer Macht. — Oder, Beatrice, möchten Sie mich als öffentlichen, täg-

lichen Lügner sehen? Ich wäre Ihrer Achtung von dem Augenblick an unwürdig.

„Fortunatus!“ rief sie aus beklemmter Brust: „das ist entsetzlicher, als Schiffbruch!“

— Ich ehre Ihren frommen Glauben. Er ist mir heilig. Ehren Sie den meinigen. Er ist mir heilig. Und böte man das Schönste, was der Erdball trägt, Beatricens Herz — — und Beatricens Hand — — um den Preis der ehrlosesten aller Lügen würd' ich das höchste Gut nicht kaufen.

„Mir ist unwohl, Signor Fortunato,“ sagte sie mit matter Stimme, „kehren wir zurück.“

Indem er, um ihre Gesundheit besorgt, sie gegen das Landhaus führen wollte, trat ihnen die Dame entgegen, von der sie zuletzt verlassen waren.

„Gute Nacht, Signor Linthi!“ sagte die Gräfin, indem sie sich auf den Arm der Gesellschafterin stützte, „mir thut Ruhe wohl. Ich begebe mich in mein Schlafgemach.“

Fortunato sah bestürzt ihr nach. Dann wandt' er sich mit tiefem Seufzer und eilte seiner Wohnung zu.

35.

Das Ende der Dinge.

Wie Tag und Nacht die wechselnden Kehrseiten alles Lebens in der Natur sind: so ist auch der Mensch des Abends und des Morgens sein voller Gegensatz. Nach Sonnenuntergang fühlt sich der Starke schwächer, der Muthige feiger, der Freigeist abergläubiger. Es ist wohl eben darum allen Völkern der Erde gemein, erst wenn das Tageslicht weicht, den Reiz geistiger Getränke instinktmäßig gegen Nachtempfindungen der Ohnmacht, Sorge und Bangigkeit zu suchen. Nur Trunkenbolde zechen beim Morgenroth; aber beim Abendroth verschmähte auch Sokrates den rosenbekränzten Becher nicht. —

Herr Linthi kämpfte bis tief in die Nacht hinein, in fieberhafter Erregtheit seines Wesens, schweren Seelenkampf, und vollendete ihn nicht. Die Vernunft rief: „der Roman ist zu Ende, du sollst ent-

sagen!« — Die Leidenschaft der Liebe rief: »nun erst muß der Roman des Lebens beginnen; mög' er einst mit Untergang oder Sieg schließen!« Unter wechselnden Entwürfen, die sich gegenseitig bestritten, wie das paulinische Doppelgesetz der Menschennatur, entschlief er endlich in einem Zustande von Entkräftung. Ein Starker erwacht' er am Morgen, und kannte keinen andern Willen, als den Willen seiner Pflicht. Er beschloß, noch heut' das Meer zwischen sich und Beatricen zu legen und ihr die Ursache seiner Abreise schriftlich mitzutheilen. Ohne zu wanken, begab er sich sogleich auf die Burg von Scilla, wo ihm der wackere Berner den Paß nach Sizilien ausfertigte; dann in die Stadt zurück, um seine geringe Fahrhabe einzupacken und den Abschiedsbrief zu schreiben.

Beim Landen trat ihm ein Diener der Marchesana mit der Bitte entgegen, ihm zu seiner Herrin folgen zu wollen, welche auf einem einsamen Lustgang der Morgenluft genieße und nach ihm verlange. Er folgte. Er fand die Signora Vioganni auf dem öffentlichen Platz vor der Stadt, sinnig in einem Schattengange.

»Signor Linthi,« redete sie ihn nach gewechselten Begrüßungen und Entschuldigungen an: »die Gräfin Beatrice, meine geliebte Nichte, hat eine schlaflose, traurige Nacht verlebt. Es ist mir unbekannt, was sich gestern während meiner Abwesenheit zwischen Ihnen und ihr ereignet haben mag. Auch liegt mir wenig daran, es zu erforschen, da ich des Uebels schon zu viel weiß. Ich hoffe, Sie werden, als Mann von Verstand, auf männliche Weise mit mir reden. Darum ließ ich Sie berufen.«

— Ich erwarte in aller Ehrerbietung Ihre Befehle, gnädige Frau! — sagte Fortunatus gelassen, dem schon, was er hören sollte, Ahnung war.

»Ohne Umwege also zur Sache!« fuhr die Marchesa fort mit einem Gesicht, welches den Schein einer vornehmen Gleichgültigkeit annehmen wollte, und doch in einzelnen Zügen und Blicken Verdruß, Verlegenheit und drohende Entschlossenheit nicht verhehlen konnte: »Es war der unseligste Zufall, mein Herr, der Sie auf dem Unglücksschiffe zu meiner Nichte führte, und eben Sie zum Retter derselben machte.«

— Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden die Güte dieses Zufalls nicht anklagen, der Ihnen das edle Leben der Gräfin bewahrte.

„Es können Umstände und Zeiten eintreten, Signor Linthi, da ein schuldloser Tod wünschenswürdiger, als ein Dasein voller Schmach und Thränen wird. Ich muß Ihnen mehr sagen. Sie, mein Herr, waren es — ob Sie es läugnen wollen oder nicht, steht Ihnen frei und gilt mir gleich, — Sie waren es, der alle Klugheit und Vorsicht der Signora Rosa di Centi vereitelte.“

— Meines Wissens führte ich mit der Klugheit dieses Frauenzimmers weder feindlichen noch freundlichen Verkehr.

„Gebeneideite Gnadenmutter! wozu länger dies trotzige Läugnen, wenn die Thatsachen schreien? Man hatte meiner armen Nichte in Triest das abscheulichste Mohrengesicht gegeben, und sie in die Livree eines Jokei gesteckt, Alles auf Ribera's Befehl, damit Niemand unterwegs die Gefangene erkenne, oder, von ihrer Schönheit gerührt, Mittel zur Flucht schaffe. Aber trotz Verkleidung und Entstellung erriethen Sie, mein Herr, Beatricens Geschlecht, und es gelang Ihnen, dem erfahrungslosen Kinde eine Leidenschaft einzuflößen, in der es nur noch Entehrnng und Elend findet.“

— Signora! — erwiederte der Schweizer ruhig und kalt: Nehmen Sie es gefälligst, als Zoll von Hochachtung, welchen ich Ihrem Geschlecht weihe, wenn ich, nach diesen etwas unbedachten Vorwürfen, Ihnen nicht mit Verachtung den Rücken zukehre. Nie, auch nur im Traume, fiel mir bei, daß Cecchino eine Gräfin aus Sizilien sei. Der Einfall wäre selbst der donquixotischen Einbildungskraft vernarrter Romanleser zu stark gewesen.

„Nicht doch, mein Herr, ich bitte: kein Aufbrausen! Verletzen wir die Grenzen des gemeinen Anstandes nicht. Ich selber entschuldige Sie allerdings, Sie mußten damals glauben, mit einer Person Ihres Standes zu thun zu haben. Sie sind zu verständig, zu bescheiden, um nicht zu fühlen, daß zwischen dem Sohn eines Schweizer-Zuckerbäckers und einer Tochter aus dem herzoglichen Hause Piviafranca — — Heiligste Jungfrau! man kömmt bei dem Gedanken von Sinnen.“

— Signora Marchesana, ich glaube Ihre Besorgnisse zu verstehen, und bin im Begriff, Ihnen, soviel an mir liegt, jede Beruhigung zu gewähren. Ja, Signora, gern bekenn' ich's, eine Leidenschaft zehrt an meinem Leben, die unter Verhältnissen gewaltig ward, welche dem feinsten Scharfblick die unschuldigste und gefahr-

loseste von der Welt scheinen mußte. Ja, ich liebe Beatricen, mit einer Liebe, die erst mit meinem Leben enden kann — —

„Allerheiligste Jungfrau!" schrie voll Entsetzens die Marchesa, welche die fromme Gewohnheit zu ehren schien, ihre Andachtsseufzer da auszustoßen, wo Andere zu fluchen pflegen: „das soll mir Beruhigung sein? Nichts beruhigt mich, als Ihre eiligste Abreise. Gehen Sie in Ihre Schweiz, oder nach Afrika, wohin Sie wollen! Es soll Ihnen an Reisegeld nicht fehlen."

— Ich werde Sciglio verlassen — —

„Aber heut', aber noch zu dieser Stunde! Meine Nichte ist eine Rasende. Wer weiß, wessen sie fähig wäre? Schwören sollte man, — Signor, ich werfe damit keinen Verdacht auf Sie! — es ist ihr ein Liebestrank beigebracht worden. Mutter der Barmherzigkeit, was ich erleben muß!"

— Hoffen Sie, gnädige Frau, daß meine Entfernung nach und nach den Frieden herstellen werde.

„Nur Entfernung kann es. Und was auch erfolgen möge, — Rettung oder Tod — — Gott und die Allergebenedeiteste mögen es verhüten! — aber keine öffentliche Entehrung! Sie begreifen das, Signor. Ja, ich hätte von Ihnen erwartet, daß Sie selber versucht haben würden, die Unglückliche von ihrem Wahnsinn zurückzuführen. Es war Pflicht, sobald Sie den Rang der Gräfin vernahmen. Sie konnten ferner von keiner Verbindung mehr träumen — —"

— Ich träumte dergleichen wahrhaftig um so weniger, gnädige Frau, da sie der katholischen Kirche angehört und ich dem protestantischen Glauben.

„Dem protestantischen — — ?" rief die Marchesa und betrachtete den Schweizer mit dem Ausdruck einer Ueberraschung, welche über ihr ganzes Gesicht ganz unerwartete Heiterkeit verbreitete: „Wenn auch, Signor Linthi, wenn auch! Sie sind ein braver, ehrlicher Mann. Ich hege kein Mißtrauen gegen Sie. Doch bei dem allen ist's immer wohlgethan, unser Land zu verlassen. Ich werde Ihrer stets mit Gewogenheit gedenken."

Sie warf den Rosenkranz von ihrem Strickbeutel zurück und öffnete den Letztern, um darin zu suchen. Ihre ungewohnte Freundlichkeit erregte in Fortunatus Widerwillen und Verachtung, denn die Ursache der plötzlichen Verwandlung war ihm nicht entgangen. Wohl

nie mochte der frommen Dame das Dasein der Ketzer auf Erden willkommener gewesen sein, als diesen Augenblick; man sah ihr's an, sie würde, wäre auch noch keine Ketzerei vorhanden gewesen, für die Erfindung derselben freudige Dankopfer auf den Altar gelegt haben.

„Nehmen Sie diese Kleinigkeit von mir an!“ sagte sie mit herablassender Güte und hielt ihm zwei kleine Geldrollen in offener Hand entgegen.

— Signora Marchesa, — sprach er voll stolzen Unwillens: wären Ihre Gnadenbezeugungen auch in minder demüthigender Weise dargeboten, ich würde nicht im Fall sein, davon Gebrauch zu machen.

Er entfernte sich, nach flüchtiger Entblößung des Hauptes, sobald er die wenigen Worte gesprochen, so raschen Schrittes von der Dame, daß er verschwunden war, ehe ihre Geldrollen in den Strickbeutel zurückfallen, und ihre Fragen, die sie mit empfindlichem Ton an ihn richten wollte, sein Ohr finden konnten.

„Das ist das Ende der Dinge für mich!“ rief er, als er auf seinem Zimmer das Schreibgeräth ordnete, um der Gräfin Beatrice sein Lebewohl zu sagen. Aber er rief jenen Gedankenseufzer, nicht etwa, wie man vermuthen könnte, in wehmüthiger oder wohl gar weinerlicher Stimmung aus, sondern es war das Nachrauschen von einem innern Gewittersturm, Widerhall eines Grollens mit Welt und Schicksal.

„Zürnen Sie mir nicht, theure Gräfin,“ schrieb er an Beatricen: „ich verlasse in diesen Augenblicken Sciglio, wider Ihr Gebot; aber auf den Ruf meiner Pflicht, meiner Ehre, ja selbst meiner Liebe für Sie. Ich darf von Ihrem Herzen keine Liebe fordern; nur Achtung. Ich bleibe dieser nur durch meine Flucht würdig. Wir beide sind nicht die Letzten, nicht die Ersten, welche, durch den Zwiespalt menschlicher Ordnungen mit den Ordnungen der Natur, ein gebrochenes Herz davon tragen. Verschiedenheit unsers Vermögens, unsers Ranges, unserer Kirchen verdammen den Bund unserer Seelen, den zu meiden nicht von uns abhing.

„Leben Sie wohl! Nun ist mein Leben leer. Das Vergangene hat allen Zweck verloren, das Kommende alle Macht der Anziehung, selbst für müßige Neugier. Mein Leben ist leer. Nur der Stolz des Bewußtseins erhebt mich gegen ein unverdientes Geschick, und ge-

währt Trost, inzwischen das Herz verblutet, welchem die allesheilenden Stunden keinen Balsam bringen können.

„Klagen Sie nicht, edle Gräfin, der Himmel liebt Sie mehr, als mich. Er scheidet Sie von mir, daß ich Sie nicht mit hinab in meine verderbenreichen Schicksale reiße. Immer trachtete ich des Guten zu thun, was ich vermochte; aber Alles mußte für mich unfreundlichen Ausgang haben. Wer sich mit mir verband, ward zum Unglück reif.

„Ich bin geringer Herkunft in der Welt, nicht in der Natur. Darum häng' ich dieser an; verschmäht mich jene. Ich kann mich mit der Gemeinheit und Flachheit der meisten Sterblichen nicht gemein und flach machen; darum stehe ich in der Welt, als ewiger Fremdling, und irre umher durch die Länder und Jahre, wie der ewige Jude durch die Jahrhunderte, suche meine Ruhe und finde sie nicht. Dem sogenannten Glück habe ich noch keinen Strohhalm zu danken, auf welchem ich schlafen könnte. Was ich erwarb, danke ich eigener Anstrengung. Darum bin ich arm. All mein Reichthum liegt in meinem Gewissen. Der Eitelkeit der Mächtigern, oder Begüterten den Hof machen, heißt, Bettlergewerbe treiben. Und für eigenen Vortheil Recht, Unrecht, Wahrheit, Lüge, wie ein Kartenspiel mischen, heißt auf vornehme Art stehlen. Ich bin zu stolz, ein Bettler, und zu ehrlich, ein Dieb zu werden.

„An Sie, meine Gräfin, entsag' ich mir, zu denken; und einen andern Wunsch hätte ich wohl noch, aber weil er mein Wunsch ist, bleibt er erfüllungslos. Ich möche meine Tage in einer Einöde fristen können, wo mich Niemand nennt und kennt. Nur die reinern Herzen, nur die weisern Menschen sind die Unglücklichsten hienieden, und müssen es nothwendig sein, weil sie in ihrem ganzen Wesen Widerspruch mit dem übrigen Haufen der Sterblichen sind.

„Was soll ich unter allen diesen Verlarvten, die Besseres von sich heucheln, als sie sind; oder feiger Weise nicht wagen, so gut zu handeln, als sie denken? Was soll ich unter verschmitzten Thieren in menschlicher Tracht, die an das Ewige glauben, und für das Irdische athmen? Oder inner den Mauern der Kirchen, nicht im Geiste Christi, Gott ehren? Die den Schein mit dem Wesen, den Mann mit seinem Rock, den Namen mit der Sache blind oder muthwillig verwechseln?

„Gute Nacht, theure Gräfin, denn meine Nacht ist schon da, ehe der Leib im Grabe liegt. Ich wandle unter den Lebendigen, als ein Verstorbener.

„Gut Nacht, o mein unvergeßlicher Cecchino! Warum warf dich ein schadenfrohes Schicksal an mein Herz, um es zu zerschlagen? Oder warum mußt' ich dich wiederfinden unter Edelsteinen und Perlen; nicht als die Aermste der Bettlerinnen unter einem Schilfdach? Ich würde die Welt wieder geliebt haben, denn du allein wärst sie gewesen. Ich hätte an eine Vergeltung schon auf Erden geglaubt.

„Weine nicht, bewundernswürdige Dulderin, du warst ja schon erhaben einst in deiner Knechtsgestalt über Verfolgungen des Verhängnisses. Dulde, du Heilige, und blicke aufwärts! Was hat die unsterbliche Liebe derer, die ewig sind, vom Fluch dieser vergänglichen Welt zu fürchten? Sind wir nicht beide des höchsten und ewigen Adels? Sind wir nicht göttlichen Geschlechts, und das Allerhöchste der Wesen, ist es nicht unser Vater? Hienieden schmiedet wohl menschliche Thierheit ihre Ketten und Grafenkronen; baut ihre Scheiterhaufen und Kirchen. Ueber den Sternen gelten keine Kronen, keine Kirchen; sie bleiben todte Erde auf todter Erde zurück. Im Reiche der Geister herrscht ein anderes Maß und Gewicht. Blick' aufwärts, meine Beatrice! glaube, liebe, dulde!„

Er schloß diesen Brief. Seine Stirn war düster, sein Auge trocken, seine Wange glühend. Bald umfing der Habersack seine wenige Fahrhabe. Des Fischers Weib verhieß, das versiegelte Schreiben, Hand zu Hand, der jungen Gräfin zu überliefern. Der Fischer selbst begleitete ihn zum Ufer, wo seiner schon ein Boot harrte, mit sechs Ruderern besetzt, wie er es verlangt hatte. Man stieß vom Lande.

36.

Die Charybdis.

Weite Ruhe wohnte über den Wassern. Lange vernahm das Ohr keinen andern Laut, als den einförmigen, zeitweisen Schlag der Ruder, welchen bald der heitere Sang der Schiffer melodisch begleitete. Das Meer glich einem stillen, großen Landsee, fast rings um-

ufert; rückwärts die anmuthsvollen Gestade Calabriens; vorwärts, in veilchenblauem Duft, das bergige Sizilien über der Spiegelfläche der Meerenge schwimmend, mit seinem Wahrzeichen am Himmel, dem wehenden, wolkigen Rauch seines Aetna.

Je tiefer das Boot in die See stach, je großartiger rollten sich die prächtigen Küstenlandschaften aus einander, mit dem grünenden Zickzack der Vorgebirge und einspringenden Buchten, den weich emporschwellenden Hügeln, bestreut von Dörfern und weißglänzenden Landhäusern, zwischen Obst- und Orangehainen, Wein- und Oelgärten, und Fruchtfeldern. Die ganze Luft war vom Wohlgeruche der Blüthen Calabriens schwer. Hier traten die niedrigen Gebäude von Pezzo dicht an's Wasser, wie ihren Fuß darin zu baden; entfernter glänzte das schöne Reggio herüber. Als wollte Italien wieder der von ihm getrennten Trinacria zum Verein Hand bieten, streckte sich das Vorgebirg Cenide in's Meer hinüber, und das Cap Peloro drüben seine sandige Landzunge mit dem einsamen Leuchtthurm her.

In untheilnehmendem Mißmuth saß der Schweizer, von einem Segeltuch gegen die Strahlen der Juniussonne geschirmt, auf der Barke, ohne vom Lächeln der Natur gerührt zu sein. Stirn und Auge verkündeten finsteres Nachdenken des beleidigten und trotzigen Stolzes. Gleichgültig streifte sein Blick über Sizilien hin, wie es aus dem Ozean majestätisch emporstieg; ein ungeheurer Weltaltar, von dessen Gipfel die silbergraue Rauchsäule des ewigen Opfers zum Himmel wirbelt. Das stolze Messina, am Fuß seiner Hügel, prangte ihm umsonst mit neuen Palästen und malerischen Trümmern und der Pancheita*) des Hafens entgegen. Als ihn seine Ruderer diesem nahe gebracht und unterwegs die dem Alterthum furchtbaren Charybdisstrudel gezeigt hatten, wo sich jetzt noch leichtgekräuselte Wellen gefahrlos zum spielenden Tanze ringeln, murmelte er leise vor sich: „Wohl einer andern Scilla bin ich entronnen, und, wer weiß denn, welche Charybdis meiner noch harrt!"

Dieser Einfall, zu viel schon gebraucht und verbracht, um damit auch nur einen Augenblick lang in der Vorstellung zu tändeln, lastete bald, als schwere Ahnung, auf ihm. Denn bald genug mußte er er-

*) La Panchetta nennen die Messinesen den geräumigen und schönen Lustweg längs dem Ufer.

fahren, daß hier in Messina, am Ziel seiner Reise von Triest, der ganze Zweck derselben verfehlt sei.

Es gelang ihm, nicht ohne Mühe, noch am Tage seiner Ankunft eine bescheidene, aber freundliche Wohnung im Hause eines Rechtsgelehrten zu finden. Die Gasthöfe von Messina waren, wenigstens damals noch, von der Gattung derer, in welchen die einkehrenden Fremden den Wirth zu ihrem Gaste machen und bewirthen müssen. Ohnehin sah Fortunatus voraus, daß er in dieser Stadt zwar nicht bleibende Stätte finden, aber längern Aufenthalt nehmen würde.

Sobald die kleinen häuslichen Angelegenheiten geordnet waren, wozu man auch Vermehrung und Ergänzung seiner Bekleidung zählen muß, um sich in Gesellschaften geltend zu machen, verwendete er die ersten Tage, jenen Brieffreund aufzusuchen, nach dessen Rath er gen Messina gekommen war. Eigentlich bedurfte es für ihn keiner Tage zum Suchen. Denn er empfing früh genug Gewißheit, daß der gute Freund, von dem er freilich übel berathen worden, nicht zum Regiment Wattewyl, sondern Frohberg gehört habe, aber in Malta bei einem Aufstand der dortigen Soldaten, nach schweren Verwundungen, gestorben sei.

Wie gefällig die Schweizeroffiziere ihrem Landsmanne auch begegnen mochten, konnten sie ihm doch für seinen Wunsch, nämlich einer der Ihrigen zu werden, nur trübe Aussichten weisen. Es mangelte erstlich den Regimentern im englischen Sold keineswegs an Offizieren, nur an Soldaten; zweitens war auch das Loos der Hauptleute selbst, in Sizilien, so karg an Freuden, daß der Ehrenstand des Ladendieners bei irgend einem stattlichen Krämer daneben beneidenswerth heißen konnte. Das Schlimmste von Allem war noch, daß Niemand den guten Fortunatus persönlich kannte, der sich über die Glaubwürdigkeit dessen, was er von seiner Herkunft, seiner Vergangenschaft oder von seinen Schicksalen zuvorkommend genug erzählte, durch nichts ausweisen konnte, als durch die Ehrlichkeit seines Gesichts. In Geld- und Amtsgeschäften aber zieht man heutiges Tages gute, gültige Papiere dem ehrlichsten Gesicht von der Welt vor. Und leider waren, beim Schiffbruch der Austria, auch Linthi's Papiere ein Raub der Wellen geworden.

Er bemerkte sehr bald, daß, eben dieses Umstandes willen, diejenigen seiner Landsleute, welche er angesprochen hatte, geringe Ein-

läßlichkeit zeigten. Das schreckte ihn vom Versuch zurück, sich noch den Uebrigen zu empfehlen oder aufzudringen. Und so stand er, gleich in der ersten Woche, auf sizilianischem Boden einsam, ohne Bekannten, ohne Freund, ohne Zweck, ohne Geschäft, und im Umgang auf sich selbst beschränkt.

Eine solche vollständige Verlassenheit könnte Manchen zur Verzweiflung getrieben haben. Unser Schweizer hingegen ließ sich dieses Ungemach keineswegs nahe gehen. Eine lange Reihe widerwärtiger Ereignisse schien seine Gefühle abgestumpft zu haben. Er stellte sich vor die Landkarte von Europa, welche an der Zimmerwand seines rechtskundigen Wirthes zur Schau hing. Alle Wege in die weite Welt standen ihm wieder offen; und gleichgültig konnte es ihm sein, wohin er sich wandte, denn er hatte überall gleich wenig zu suchen und zu hoffen.

In seinen allerdings wichtigen Wahlverhandlungen ward er zuletzt, nicht auf angenehme Weise, durch Sausen und Brausen und betäubende Schmerzen des Kopfes gestört, die nur Vortrab eines Fiebers waren, welches ihn heimsuchen wollte. Ohne Murren nahm er seinen Platz im Krankenbette ein; er zweifelte nicht, es werde auch zugleich sein Sterbebett werden, und der Gedanke that ihm im Innersten wohl. Er weigerte sich anfangs sogar, Arzneien zu genießen, ungeachtet der herbeigerufene Aeskulap Messina's ihm weitläufig und mit den gelehrtesten, aber unverständlichsten Kunstausdrücken bewies, griechisch und lateinisch, daß er seine Gesundheit verloren habe. Fortunatus durfte um so weniger an der Wahrheitsliebe dieses würdigen Mannes zweifeln, da das Fieber beinahe vierzehn Tage lang währte. Indessen ist's doch unentschieden, ob die Purgantia und Emetica des Heilkünstlers, oder die kräftige Natur und die sorgfältige Pflege, welche dem leidenden Jüngling zu Theil ward, mehr dazu beitrugen, ihn so bald vom Bett zu befreien. Die Gemahlin des Rechtsgelahrten, in dessen Hause er wohnte, eine junge, gesprächige, mitleidige Messineserin, ließ sich's nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit die zartesten Pflichten der Gastfreundschaft und des Erbarmens gegen den verlassenen Fremdling zu üben, der ihr eben so beklagens- als liebenswürdig zu sein schien. Sie wußte ihm mit vieler Artigkeit die Langeweile zu verplaudern, die Arzneien zu reichen, die Kopfkissen zu legen, und, als Genesenden, die stärkendsten Kraftbrühen und

Leckereien zu bereiten. Gleichwie die armseligste Predigt, aber von einem guten Redner an das Herz der Gemeinde gelegt, fruchtbringend wirken kann, so wird auch die eitelste Arznei in den Händen der Zärtlichkeit zum wunderthätigen Heilmittel.

Mittlerweile waren dabei drei, vier Wochen verstrichen, ich hätte sagen können, für Fortunatus verloren, wenn dem, welchem am ganzen Leben nichts gelegen ist, einige Wochen daraus Verlust heißen könnten.

37.

Wiedersehen.

Erst als er sich beinahe so frisch und kräftig denn jemals fühlte, erlaubte ihm seine allzuängstliche Pflegerin einen Gang in die freie Luft. — Es war ein lieblicher Juliusabend. Er wählte den Weg zur Panchetta. Ein erfrischender Seewind strömte ihm entgegen. Das Gefühl wieder gewonnener Gesundheit gab ihm eine unaussprechliche Heiterkeit. Der Anblick des Meeres, im Hintergrunde von der Küste Calabriens umsäumt, erweiterte sein Herz. Rechts krümmte sich, den prachtvollen Hafen zu bilden und zu schirmen, ein weit in die Meerwogen vorgestreckter Landarm, der Arm des heiligen Rainero, der zum ewigen Schmuck und zum Schutz der Stadt das Castell S. Salvatore trägt; links hob sich, diesem gegenüber, aus den Tagen Karls V, das Gemäuer der Hauptfestung, im Fünfeck gebaut. Der leise schwankende Spiegel des Ozeans, die Ueppigkeit der grünen Hügellandschaft rings umher, der reine dunkelblaue Himmel über dies Paradies gewölbt, die vom Blumenduft gewürzte Luft, welche der Genesene mit jedem Athemzug in langen Zügen trank, — Alles erfüllte ihn mit einer Bewunderung, als wäre er eben zum Erstenmale in Gottes schöne Schöpfungen eingetreten.

Plötzlich aber fühlte er sich von Hinten umschlungen von zwei Armen, die ihm mit den Händen beide Augen zudrückten. In solchen Fällen soll man den Freund errathen, der uns angenehm überraschen will. Allein der arme Fortunatus schwieg und sann vergebens. Er hatte oder kannte in der Welt, am wenigsten in der sizilianischen Welt, keinen Vertrauten dieser Art. Endlich betastete er, um seinem

Gedächtniß durch's Gefühl Beistand zu leisten, die Finger, welche seine Augen verschlossen hielten, und bemerkte an jedem derselben mit wachsendem Erstaunen einen Ring mit und ohne Edelstein.

„Ich wag' es kaum zu glauben!“ sagte er zweifelnd und beklommen, und dachte an Beatricen.

„Wagen Sie's doch nur! Ja, lieber Freund, ich bin's selber!“ rief eine männliche Stimme. Die Finger ließen los, und mit offenen Augen sah er sich in den Armen Sir Down's. Der Brite riß ihn mit närrischer Freude an sein Herz, küßte ihn, betrachtete ihn dann lange stumm und mit thränenfeuchten Augen, und wiederholte seine Umarmungen.

Fortunatus, weniger durch die unerwartete Wiedererscheinung des längst verloren gegebenen Reisegefährten, als durch die ungewohnten Freundschaftsäußerungen desselben gerührt und betroffen, erwiederte diese aus vollem Herzen.

„Hab' ich's Ihnen nicht vorausgesagt,“ rief Sir Down, als wenn er die Ursache von Linthi's Verwunderung errieth: — „nicht gesagt, ich würde verliebt in Sie werden, wenn ich nicht bei Ihnen wäre? Wie hab' ich Sie gesucht in allen Ecken, Winkeln und Schutthaufen von Messina! Keine Mutter sucht ihr verlornes Kind mit größerer Seelenangst. Ein halbstummer Brummbär von Schweizeroffizier gab mir vor vier oder sechs Wochen eine Anzeige, die ich auf Sie deuten konnte. Aber alle Spuren gingen von da verloren. Wo kamen Sie hin? Wo steckten Sie? In Palermo, am Aetna, überall lief ich Ihnen nach. O, wie viel hätt' ich Ihnen zu sagen! Aber, ich kann, ich soll, ich mag, ich darf, ich will nicht.“ — Und mit diesen Worten schloß er seinen jungen Freund, den er auf der Austria halsstarrig von sich gestoßen hatte, mit neu auflodernder Freude in die Arme.

„Ich vermuthete Sie längst im Reiche der Todten!“ sagte Fortunatus: „Wie entkamen Sie von Gerace aus den Fäusten der Briganten?“

— Ei nun, durch ein wenig Geistesgegenwart und ein wenig Wunder! — erwiederte Sir Down: — Als das mordsüchtige Gesindel in hellen Haufen zu Gerace eindrang, hielt ich mich, trotz der sorgfältigsten Ausrüstung mit einem verrosteten Degen, verborgen. Sobald ich bei diesen Strolchenbanden ein paar englische Uniformen

entdeckt hatte, lief ich hinterher, mengte mich unter sie, kommandirte halb englisch, halb italienisch, fuchtelte und theilte Rippenstöße aus, bis man mir gehorchte. Ich stellte mich an die Spitze eines Haufens und führte ihn zum Hause Marcoli, um die geracesische Juno, nämlich die schöne Eufemia, pflichtmäßig als ihr Cavaliere servente, in Schutz zu nehmen. Denn Sie müssen wissen, daß ich seit Ihrer Abreise bei der schönen Eufemia Quartier und Gastfreundschaft gewonnen hatte. Die Mordbrenner hielten mich in der That für einen der englischen Hauptleute. Allein der romantische Streich wäre mir — es fehlte kein Haar — bald übel gekommen. Kaum merkten meine zerlumpten Helden, sie sollten, statt das Haus zu plündern, es bewachen, verstanden sie mein Englisch nicht mehr. Das Mordgelichter fiel über mich her, und hätte mir den Garaus gemacht, wären ihnen nicht ein paar unserer Offiziere, die mich an meinem Geschrei, als ihren Landsmann, erkannten, mit den Degenklingen in die Rippen gefallen.

„Und die gute Familie Marcoli? und Eufemia?“

— Kamen mit einem kleinen Schrecken davon. Eufemia ward von da an, versteht sich, die Göttin des Tages. Diese calabresische Calypso, Armida und Anglika brachte uns tapfere Engländer ohne Ausnahme zu ihren Füßen. Keiner entkam ihren Sonnenaugen mit unversengten Flügeln. Leider war das Fest von kurzer Dauer. Das Treffen bei Monteleone jagte uns wieder aus dem Zaubergarten davon.

„Und was ist aus unsern übrigen Austriafahrern geworden?“ fuhr Fortunatus fragend fort.

— Mögen es die Götter wissen! Nur den grundbraven Stauffacher sprach ich hier noch in Messina. Vor zehn Tagen ging er in zahlreicher, aber unsauberer Gesellschaft nach Corfu, nämlich auf einem Transportschiff mit ungefähr hundert und fünfzig gefangenen, meuterischen Soldaten des Regiments Frohberg, die in Malta den größten Theil ihrer eigenen Hauptleute erschlagen oder verstümmelt hatten. — Aber genug von diesem Allem. Jetzt von Ihnen! Wie gefällt Ihnen Messina? Wie lange bleiben Sie?

„Nicht länger, als ich muß.“

— God dam, Sir Fortunatus, Sie sprechen mir aus der Seele! Ein Feenland, ein Himmelreich ist dies Sizilien; aber die Galle läuft

unser einem bei jedem Schritt über. Sehen Sie sich um, Sie sehen vielleicht das Schönste von der Insel, und das Abbild der lüderlichsten Herrlichkeit von der Welt; die heilige Jungfrau, die Schirmherrin der Messinesen, aller Orten und Enden, und dabei das schutzloseste, von seinen Baronen ausgesogenste Volk; den prächtigsten Hafen, aber beinahe ohne Schiffe; Paläste und Ruinen, Zeugen des Erdbebens, die noch seit zwanzig und mehr Jahren nicht vertilgt sind; rings um den Hafen, auf der Panchetta, Alles mit Brunnen und Bildsäulen geziert; aber die Brunnen sind ohne Wasser, und zwischen den steinernen Denkmälern, Schutthaufen und Trümmern, Mönchen, Baronen und Müßiggängern. Sehen Sie dort steht die Bildsäule Ferdinands IV. Das ist das Abbild seines Reichs hier! — Aber kommen Sie. Die Reihe ist an Ihnen, zu erzählen.

Sir Georg nahm den Arm des jungen Schweizers, und dieser erzählte, während sie langsam durch den prachtvollen Lustgang am Hafen wandelten, von seinen Schicksalen, indem er dabei des Creolen nur beiläufig und der Verwandlung desselben zu Sciglio gar nicht erwähnte.

„Ach, und das Beste verheimlichen Sie mir!“ rief der junge Brite, schalkhaft mit dem Finger drohend, indem er stille stand: „God dam, Sir Fortunatus, Sie sind die treuherzigste aller Schweizerseelen! Ich beschwöre Sie, nehmen Sie kein Weib. Sie wären in den ersten vierundzwanzig Stunden verrathen und verkauft. Also, Sie wußten in der That nicht, daß der gelb gefärbte Page der gelben Rose von Messina das niedlichste Mädchen unterm italienischen Himmel war? Wo hatten Sie die Augen? Als ich den Creolen zu Gerace näher kennen lernte, ward er mir sogleich verdächtig, und Signora Eufemia beichtete mir nachher lachend, wie man Sie betrogen hatte und betrügen konnte. Trauen Sie um des Himmels willen, den Weibern nicht, ungeachtet Sie glücklich bei ihnen sind. Sie halten die Eroberung der eben so schönen, als unglücklichen, Piviafranca gemacht. Eufemia hat Alles gebeichtet.

Herr Linthi sah sein Geheimniß verrathen. Es schien ihm nicht lieb zu sein. Er wollte es vermeiden, von dem zu reden, was der größte Schmerz seines Lebens war. Und doch ward er durch die Gewandtheit des Briten immer tiefer in das Gespräch gezogen, bis er zuletzt selber das Herz aufschloß, getrieben vom eigenen Bedürfniß,

sich ausklagen zu können. Der Brite war, mehr, als von seiner bisher geäußerten Gemüthsweise zu erwarten stand, bewegt. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Sir Fortunatus, ich ehre Ihr Vertrauen und Ihren Schmerz. Ich kenne diese Wunde, denn ich trage sie noch mit mir umher; aber die meinige ist anderer Art. Sie sind Edelmann im größten Sinne des Wortes; ich bitte um Ihre Freundschaft, deren wahrhaftig mein früheres Betragen mich eben nicht würdig gemacht hat. Ich bin tief in Ihrer Schuld. Sie sind der Retter meines Lebens. Sie haben das volle Recht, mich zu verachten. Ich werde streben, Sie mit mir zu versöhnen.“

Natürlich wollte Fortunatus Erklärungen, wie diese, nicht gelten lassen, aber der Engländer rief: „Nein, nein! Entschuldigen Sie mich nicht. Ich bin ein Querkopf, ich weiß es; aber schlecht bin ich nicht, und davon wünsch' ich, Sie überzeugen zu können. Der kommandirende General Fox ist mein Verwandter. Ich wohne bei ihm. Er kann mir meine Undankbarkeit gegen Sie nicht verzeihen. Ich lade Sie morgen bei ihm zum Frühstück ein, und werde Sie selbst aus Ihrer Wohnung abholen. Jetzt erlauben Sie, daß ich Sie zurück begleite. Denn die Abendluft wird kühl; Sie sind noch in der Genesungszeit und ich habe Sie in aller Vergeßlichkeit stundenlang und über Gebühr umhergetrieben.“ —

Sir Down führte ihn in das Haus des Rechtsgelehrten. Fortunatus mußte hier, in seinem Zimmer, noch die Neugier des Briten stillen und Beatricens Bildniß zeigen. Dieser betrachtete es lange und sagte: „God dam! ein Engelsköpfchen. Ich bedaure Sie, lieber Freund. Sie lieben, Sie werden geliebt. Wissen Sie das Beste? Ist die Gräfin in Messina oder Palermo, oder in irgend einem Winkel Siziliens, so wird sie zu erfragen sein. Ich kaufe ein Paar Strickleitern, und wir beide entführen, wie Ulysses und Diomedes, das Palladium von Troja. Ein Hauptspaß wär's! Die Argonautenfahrt ist nicht romantischer gewesen, als unsere Austriafahrt; sorgen wir für einen ächt poetischen Schluß. Nun, das besprechen wir weiter. Adio, Sir. Ich muß zum General, der mich vermuthlich lange schon erwartet.“

Hiermit umarmten sich die jungen Männer. Sir Down flog davon.

38.

Verbrüderung.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder heiter gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüths Alles um uns her zu Nacht verfinstert, und darin der letzte Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel senden konnte: glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgeloschen seien! Sie leuchten noch über den Wolken. Und alles Leiden ist nur Gewölk. Es entspinnt sich und zerrinnt. — Fortunatus kannte diese Wahrheit so gut, wie jeder; und doch hatte er, eben in den schwersten Augenblicken, da an ihr festzuhalten am dringendsten war, den Glauben an sie verloren, wie es der schwachen Sterblichen Art ist.

Jetzt aber, leicht athmend im innern Wohlgefühl des Gesundens, und unerwartet von einem Freundesarm umfangen, da er in der Fremde verloren zu stehen meinte, fühlte er sein ganzes Sein und Wesen wieder allmälig in die ihn umgebende Welt hineinwachsen, von der auf immer losgerissen und die für ihn ein Todtenkörper geworden zu sein schien. Es blühten wieder links und rechts, wenn auch sparsam, wie Erstlingspflanzen eines neuen Lenzes aus Schneegefilden des winternden Märzes, einzelne angenehme Erwartungen, einzelne kleine Hoffnungen. Am meisten zog ihn die Aussicht auf persönliche Bekanntschaft mit dem britischen Oberbefehlshaber in Sizilien an. Denn Anstellung im englischen Kriegsdienst hatte ihn nach Sizilien gelockt, und sein mäßiger Geldvorrath, welchen er aus dem Schiffbruch gerettet, war durch Freigebigkeit bedeutend zusammengeschmolzen. Haushaltungssorge hat von allen menschlichen Sorgen darum die widerlichste Bitterkeit, weil sie nur an leibliche Nothdurft und thierisches Bestehen mahnt. Sie adelt nicht das Gemüth, sie demüthigt nur.

Sir Down erschien zur bestimmten Stunde, und mit einem Antlitz, in welchem die helle Freude strahlte. Er führte Fortunato mit sich, aber nicht in das englische Hauptquartier, sondern in dasjenige eines der ersten Kriegszahlmeister, bei welchem General Fox, als einem alten Freunde, an diesem Morgen das Frühstück nahm. Sie traten in einen freundlichen Saal, worin schon eine kleine Ge-

sellschaft versammelt war. Sir Down stellte seinen Freund den Damen des Hauses, einer ältern und einer sehr artigen jüngern, Namens Miß Anna Hartley, vermuthlich Verwandtinnen des Bewirthers, dann ihn diesem selber, so wie dem General Fox und einem englischen Schiffskapitän vor, Namens Smith.

Der General, ein Mann von mittlerer Größe, schneeweißen Haaren, etwa sechszigjährig, empfing den jungen Schweizer mit zuvorkommender Güte, und drückte ihm sehr gefühlvoll seinen Dank für den Heldenmuth aus, den er beim Unglück der Austria bei Sir Georgs Rettung bewiesen. Auch beim Frühstück, welches auf bekannte englische Weise und sehr köstlich gereicht ward, wandte er sich am liebsten mit dem Wort an ihn, und schon vom Zweck seiner Reise unterrichtet, gab er ihm die tröstende Versicherung, daß für ihn gesorgt werden müsse. „Bleiben Sie einsweilen in Messina. Und sollt' es für Sie beim Regiment Wattewyl und bei den andern fehlen, so weis' ich Ihnen einen Platz an, der Ihren Talenten angemessen sein soll.“

Diese Verheißung zerstreute alle Bekümmernisse des Jünglings um eine anständige Fristung seines bürgerlichen Daseins. Er ward ganz Dankgefühl, und erzählte nun, aufgefordert von den Damen, mit besonderer Liebenswürdigkeit die Geschichte des Schiffbruchs, wobei Kapitän Smith mehr als einen Fluch dazwischen donnern ließ; dann vom französischen General Reynier und der Schlacht bei Monteleone, wozu der britische Oberbefehlshaber die beißendsten Randglossen über die elende Kriegswirthschaft der Sizilianer machte.

Man war beinahe daran, vom Tische aufzustehen, als der Kapitän den Namen einer Brigg nannte, die diesen Morgen von Gibraltar angekommen sei, und mit welcher General Fox schon längst Depeschen von London erwartet hatte. Dies gab der Unterhaltung eine neue Wendung. Der General äußerte Ungeduld, nicht weniger auch die Damen und mit ihnen Sir Down, um Nachrichten und Briefe aus England.

„He!“ rief der Schatzmeister: „und ich erwarte die Ziehungslisten von London und Fortuna's Huld. Ich habe mir schon vor Monaten ein halbes Dutzend Loose aufschwatzen lassen. Niemand wollte mir wieder davon abkaufen. Was kann ich Besseres thun, als daß ich meinen lieben Gästen zum Confekt auch eine Hoffnung lege.“

Er ging, brachte eine Brieftasche, und warf jedem der Anwesenden ein Lotterieloos auf den Teller. Niemand lehnte das Geschenk und dessen ungewissen Werth ab; aber reichlich ward dem Wirthe die Spende mit fröhlichen Scherzen und witzigen Einfällen vergolten.

Wie geistreich und munter auch die Gespräche waren, schien doch Sir Down von einer heimlichen Ungeduld geplagt zu sein, bald das Ende zu sehen. Er mußte sich daher gefallen lassen, daß der Witz, besonders der Miß Anna Hartley, neckend den Stachel gegen ihn wandte. Und wie er sich vertheidigen mochte, ward ihm eins um's andere aufgebracht, daß er sogar sechs schönen Messineserinnen zu gleicher Zeit den Hof mache. Endlich, nachdem er genug gequält worden, erbarmte sich seiner der General. Der Aufbruch desselben gab das Zeichen zum Abschiede der übrigen Gäste.

„Gottlob, daß man wieder frische Luft schöpfen darf!“ sagte Sir Georg, indem er Herrn Linthi's Arm nahm, um mit ihm die reizenden Anhöhen über der Stadt zu besuchen: „Der witzigste Witz ist zuletzt fades Spiel, wenn das Herz nicht mitspielt. Ich hatte Neuigkeiten, hochwichtige, für Sie; die brannten mich den ganzen Morgen. Aus Furcht, Sie könnten mir in der Gesellschaft den Zerstreuten spielen, wollt' ich sie Ihnen nicht früher mittheilen. Es lag mir daran, mit Ihrer Person ein wenig Prunk vor dem General zu treiben.“

— Lassen Sie die Neuigkeiten hören.

„Erinnern Sie sich? Gestern schlug ich Ihnen scherzweise die Entführung der Gräfin Piviafranca vor. Heute ist's kein Spaß damit. Legen wir Hand an's edle Werk! God dam, ich sterbe in Messina an Langerweile.“

— Sie sind bei lustiger Laune, Sir.

„Es ist mein eiskalter Ernst, Sir Linthi! Schon gestern Abend erfuhr ich Alles, was zu wissen nöthig ist. Schon diesen Morgen musterte ich mit Kenneraugen die Festung, ihre Stärken, ihre Schwächen, Höhe der Fenster, Beschaffenheit der Hinterthüren. Ich sage Ihnen, die Unternehmung ist Kinderspiel, und der Roman Ihrer Liebe krönt sich mit dem vortrefflichsten Schluß.“

— Ich beschwöre Sie, lieber Freund, kein Wort mehr von der Gräfin, sagte Fortunatus, und durch seine Mienen ging ein Ausdruck finstern Mißfallens an dem Gespräch.

„Nur ein halbes Stündchen von hier wohnt sie!“ fuhr der Brite fort: „Auf dem Landgute einer Verwandtin, einer Marchesa Vioganni, wohnt sie, in tiefster, nonnenhafter Eingezogenheit und tiefster Trauer um einen verstorbenen, alten Vetter.“

— Ich will und darf sie nicht wieder sehen, Sir Georg. Drum wird mir der Aufenthalt in Messina zur Pein. Ich werde die Güte des Generals anflehen, mich lieber nach Malta oder Aegypten zu schicken. Ich habe meinen Gleichmuth erst zur Hälfte wieder errungen. Verhüte mein guter Genius, daß ich Beatricen noch einmal begegne. Ich wäre verloren.

„Verloren? Ganz und gar nicht, Sir. Sie fänden Ihr liebes Ich nur im Herzen des schönsten Mädchens von Sizilien wieder. Heben Sie doch ein wenig die Augen auf, und sehen Sie nicht so menschenfeindlich!“

— Stören Sie mich nicht auf meinem Weg, dem einzigen, zum Seelenfrieden, Sir Down.

„Eben führ' ich Sie ja auf den wahren Weg, zum Seelenfrieden. Schlagen Sie doch nur die blauen Augen auf. Sehen Sie dort hinten die malerische, weiße Villa zwischen den Pappeln auf der Höhe? Dort wohnt der süße Frieden der Seele. Es ist die Villa der Marchesa Vioganni.“

Fortunatus blickte empor und wandte sich schnell um. Es schien ihn Zittern zu befallen. „Kehren wir zur Stadt zurück!“ sagte er mit einem Ton des Unwillens, ließ den Arm des Engländers fahren und ging zurück. Sein Begleiter schloß sich ihm wieder an und sagte: „Ich erstaune, Sir Linthi. Sie also wollen im Ernst nicht, selbst wenn die Gräfin wollte? Sie sind geliebt, Eufemia sagte es mir; Sie selber sagten es mir. Sie kennen die Heftigkeit nicht, mit welcher italienische Herzen schlagen. God dam! ich bin Ihnen noch Genugthuung schuldig von Corfu her, und habe Ihnen mein Leben zweimal zu bezahlen. Hier wäre Gelegenheit zu Allem. Lassen Sie mich machen, Sir Fortunatus. Ich allein setze das Wagstück für Sie durch.“

— Und geläng' es, so hätten Sie den vergeblichsten aller tollen Streiche gewagt. Ich bin fest entschlossen, jedem hoffenden Gedanken an Beatricen zu entsagen, und Verhältnisse zu ehren, in welchen die Welt und ihre Ordnung allein bestehen kann. Und wäre die Gräfin

groß genug, über die Schranken des kirchlichen Unterschiedes hinweg zu sehen, die den Protestanten von der Katholikin trennen, so wäre ich zu stolz, gleich andern Glücksjägern, armen Rittern und Abenteurern die Gunst eines Mädchens zu mißbrauchen und mir, auf Rechnung der Liebe, Geld zu machen. Daraus wird nichts, lieber Freund. In meiner Armuth wohnt eine Ehre, in meinem Seelenleiden eine Hoheit, welche ich weder um Tonnen Goldes, noch um die Hand des schönsten Weibes verkaufe.

„Bravo!“ rief der Brite und ging eine Weile schweigend neben Linthi her, wie über den unerwarteten Riß betroffen, welcher ihm durch seine romantischen Entwürfe gezogen worden war. „God dam!“ rief er endlich: „es mag leichter sein, große Dinge zu vollbringen, als gute! Aber, unter uns gesagt, bei dem Allem ist etwas Eis in Ihrer Liebe, wie mich dünkt. Sie haben also die reizende Beatrice nicht mit eigentlicher Leidenschaft geliebt?“

— Ich? nicht geliebt? nicht mit Leidenschaft? — rief Fortunatus und blieb stehen, und hob die Augen stumm gen Himmel und eine Thräne quoll in ihnen empor. Er trocknete sie schnell und sagte: O lieber Freund, brechen wir davon ab! Ich könnte noch einmal in die Krankheit zurückfallen, von der ich kaum genese. Ich bin zu reizbar; ich empfinde es. Das ist zurückgebliebene Schwäche von den Fiebern. Eben, weil ich Beatricen abgöttisch liebe, und ihre Achtung allein noch der Trost und Stolz meines armen, halbvernichteten Lebens ist, muß ich die Raserei der Leidenschaft bekämpfen. Ich will nichts, als das Bewußtsein retten, ihres Andenkens werth zu stehen. Aber noch traue ich dem Siege nicht und fürchte mich vor mir selber. Darum mag ich jene Villa nicht sehen; darum muß ich aus Messina fliehen. Hindern Sie mich nicht, ein männlicher Mann zu bleiben.

„Fortunatus!“ rief Sir Down und fiel ihm um den Hals: „Nenne mich Du! nenne mich Bruder, du große Seele, und erhöhe mich zu dir mit deiner Freundschaft. Wir schließen den ewigen Bruderbund in unsern Thränen, wie andere im Weinrausch.“

Der Schweizer drückte den jungen Briten schweigend und herzlich an seine Brust.

„Lache mich nicht aus, daß ich weinen muß!“ fuhr der Brite fort: „denn du weißt nicht, wie du mein Inneres umgekehrt hast, so sehr ich mich auch sträubte. Du bist mir ein Weltversöhner ge-

worden. Ich trug im Grunde des Herzens Verachtung gegen unser ganzes Geschlecht, welches nur Tugend, wie eine häßliche Schauspielerin Schminke, braucht. Ich kannte noch keinen Licht-, keinen Himmelsmenschen, nur bloße Erdmenschen und Gottesaffen. Ich war gewiß gut, und ward bizarr, weil ich mit den Wölfen heulen wollte. Du warst aber Mann und warst es immerdar. Ich glaubte lange deinen Werth nicht, weil er mir selber fehlte; und hielt dein Wesen für gelungene Maske, weil ich selber nur, gleich Allen, Maskentracht anlegte. Ich beklage dich nun gar nicht mehr, Fortunatus. Es geht mir Ahnung auf, daß es eine Höhe, eine Seligkeit geben müsse, die um den Preis des gebrochenen Herzens nicht zu theuer ist. Aber ich beklage Beatricen! Ihr Herz muß brechen, ohne Seligkeit. Wäre sie die Tochter eines elenden Lazzaroni!«

— Wäre sie es! Wäre mir der verlassene Cecchino geblieben! Für ihn hätt' ich mich durch die Welt gebettelt. Wohlan, Georg, ich bin dein Bruder. Erfülle die erste Bruderbitte!

»Bitte nichts, Fortunatus. Mein Haben, Können und Sein ist das deinige.«

— Gelobe mir nur, so lange ich in Messina, so lange ich auf sizilianischem Boden stehe, nie ihren Namen zu nennen, mich auch durch keine Anspielung, keinen Wink mehr an sie zu erinnern, und den General zu bewegen, mich mit einer Anstellung, welche es sein möge, fortzuschicken, wohin es auch sei.

»Und du gelobst mir, Fortunatus, dagegen, von nun an, alle Tage, die du noch in Messina verlebst, mein Tischgenoß und Gesellschafter zu werden. Eine Bitte ist der andern werth.«

Jeder versprach dem Andern das Verlangte, und in der That erfüllten beide redlich ihr Wort. Am schwersten freilich mochte dem Briten das Schweigen werden.

39.

Reichthum und Armuth.

Sie blieben den Tag bis spät Abends beisammen. Am Morgen darauf, als sich der Schweizer kaum halb angekleidet hatte, pochte es schon wieder an seiner Thür. Er eilte, dem Freunde aufzuschließen. Statt desselben aber sah er den Kriegszahlmeister eintreten.

„Für eine gute Botschaft, Sir Linthi, mach' ich mich gern selber auf die Beine!“ sagte der gefällige Mann und lachte dabei von Herzen, wie närrisch: „Wir Andern ziehen mit langer Nase ab und Ihnen reicht die Glücksgöttin das Mäulchen.“

— Wie so, Sir? erwiederte Herr Linthi: Bringen Sie mir vom General Fox das Patent?

„Nicht so, Sir, Ihr Taufname lautet sonderbar genug Fortunatus? Gut denn, ein Patent von ihrer lieben Schwester Fortuna. Zeigen Sie mir doch das Papier, worin ich Ihnen beim Frühstück gestern Hoffnungen gewickelt, zum Confect, gab.“

— Meinen Sie das Loos, Sir? Wahrhaftig — — sagte Fortunatus verlegen und suchte dabei in allen Taschen: Ich bin ein zerstreuter, nachlässiger Mensch. Kein Gedanke mehr kam mir daran. Aber doch glaub' ich's eingesteckt zu haben.

„Nur nicht verloren! das wäre ein verzweifelter Streich, Sir. Geldangelegenheiten sind Weltangelegenheiten; alles Uebrige ist Dunst im Gehirn, Weiberkram und Barbiergeschwätz.“

Fortunatus suchte lange vergebens und fand den Zettel endlich in einer Seitentasche des Fracks. Der Schatzmeister setzte lachend die Brille auf und rief: „Ganz richtig!“ Er zog einige zusammengelegte Druckbogen hervor und schien Vergleichungen anzustellen. Dann rief er: „Vollkommen in seiner Richtigkeit! 20,000 Pf. Sterling! Ich gratulire von Herzen, Sir. Wir Andern ziehen, wie gesagt, mit langer Nase ab. Hier, Sir, belieben Sie die Liste selber einzusehen, Nummer gegen Nummer gehalten und 20,000 Pf. Sterling, dabei bleibt's! Und um Ihnen alle Mühe zu ersparen, da ich von Amtswegen ein Geldmann bin,“ fuhr er fort, indem er seine kostbare Brieftasche hervor nahm, „behalt' ich das Loos, Sir, und zahle Ihnen den Betrag, wenn es Ihnen beliebt, in einigen Banknoten.“ Mit diesen Worten legte er die Bankzettel neben einander auf den Tisch und sagte: „In vollkommener Richtigkeit; 20,000 Pfund. Zählen Sie selbst nach.“

— Ich glaube, Sie scherzen, Sir! rief Fortunatus erschrocken.

„Mit Banknoten, Sir Linthi, oder besser Sir Fortunatissimus, ist so wenig Spaß zu treiben, als mit geladenem Gewehr!“ rief der Schatzmeister lachend und steckte das Loos mit großer Sorgfalt in die Brieftasche.

— Aber ich kann Sie nicht um ihr Loos und den darauf gefallenen Gewinn bringen!

„Sie werden erlauben, Sir Linthi, das Loos ist seit gestern Ihr Eigenthum, weil Sie, gleich meinen übrigen Gästen, das kleine Geschenk nicht verschmähten. Ich schätze mich glücklich, daß es Ihnen Frucht trug.“

— Unmöglich, Sir! Sie ängstigen mich. Behalten Sie die Banknoten. Ich habe nicht einen Schatten des Rechts zu dieser ungeheuern Summe.

„Ich aber, Sir Linthi, keinen Schatten des Schattens!“ versetzte immer und immer lachend der ehrliche Schatzmeister: „Ich machte Ihnen auch kein Geschenk von 20,000 Pfund, sondern mit einer Kleinigkeit, wie Sie selber begreifen.“

Der Streit zwischen beiden ward auf solche Weise und so lange fortgesetzt, bis Sir Down dazu kam. Als dieser zum Schiedsrichter angerufen wurde, die Ursache des sonderbaren Zwists erfuhr, die Banknoten und daneben den Schweizer mit einem Gesicht sah, als sei ihm das größte Unglück widerfahren, schlug er ein lautes Gelächter auf, in welches der Zahlmeister wieder kräftig einstimmte.

„Ergib dich in dein Schicksal,“ rief Sir Down und umarmte lachend seinen Freund: „Hier steht nichts zu ändern!“

„Das ist's gerade, was er mir nicht glauben will!“ sagte der Kriegszahlmeister: „Aber, Sir Down, ich überlasse es Ihnen, ihm das einfachste Rechnungsexempel von der Welt begreiflich zu machen. Mich rufen andere Geschäfte. Auf Wiedersehen!“ — Mit diesen Worten empfahl er sich und ging davon.

Fortunatus mußte wohl endlich an die Gunst des Zufalls glauben lernen, ungeachtet der Gedanke stets wiederkehrte, man sei einverstanden, sich über ihn lustig zu machen. Wie durch ein Taschenspielerstückchen war er zum reichen Mann geworden, und er fürchtete, es werde eben so, als leeres Gaukelspiel und Blendwerk, enden.

Inzwischen Alles blieb, wie es war. Der General, die beiden Damen, der Kapitän Smith, bei Allen hatte er Zutritt behalten; Alle beklagten ihre Nieten und wünschten ihm Glück. Eine von den kleinern Banknoten, die er, wie um Probe zu machen, einem Wechsler bot, hielt Stich und verwandelte sich in Gold. Er war aller Nahrungssorgen für die Zukunft frei. Anstellung in englischen Dien-

sten war ihm nicht mehr nothwendig. Es stand in seiner Macht, sein künftigen Verhältniß zur Welt zu bestimmen. Und dennoch machte ihn die Huld des Ungefährs weniger froh, als man bei einem Manne hätte erwarten sollen, der den größten Theil seines Lebens in Handelsgeschäften mühsam und mit dem einzigen Zweck verbracht hatte, Geld zu gewinnen, zu sammeln und reich zu werden.

Sir Georg, dem diese Wahrnehmung nicht entging, konnte sich nicht erwehren, ihm einige Tage später diese Bemerkung mitzutheilen, vielleicht in verbotener Absicht, oder um Erlaubniß von seinem Freunde zu erschleichen, das gegebene Gelübde zu brechen.

„Es ist wahr," entgegnete ihm der Schweizer: „ich bin nie in so glänzenden Glücksumständen gewesen, als nun. Auch konnte ich nie erwarten, durch eigenen Fleiß, so viel Vermögen zu erschwingen. Und doch gestehe ich dir, gewährte mir sonst ein unendlich kleinerer Gewinn, den ich, als Frucht und Lohn meiner Arbeiten, ehren konnte, unendlich größeres Vergnügen. Was wir durch Anstrengung und eigenes Verdienst erwerben, erkennen und lieben wir, als das Werk unserer Kraft. Es vergrößert in uns die Achtung unserer selbst. Aber was uns ohne unser Zuthun nur, wie Schicksalsalmosen, zufällt, gehört nicht zu uns, sondern zum blinden Ungefähr. Wir finden uns dadurch nur wieder auf gleiche Linie mit dem verdienstlosesten Tagedieb und dem verworfensten Glücksspieler gesetzt. Darum ist der Taglohn des Handlangers an sich ehrwürdiger und ihn höher stellend, als die Tonne Goldes, welche der Glückspilz im Schlaf findet oder ererbt."

Sir Down schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Freundchen, ich will dir zwar nicht Unrecht geben. Aber wie muß man's endlich anfangen, dich wieder in's Reich der Freude einzuführen? Einmal macht Fortuna im Leben jedem Menschenkinde ihren Besuch; weiß man sie nicht zu halten, schlüpft sie zum Fenster wieder hinaus, wie sie zur Thür herein schlüpfte. Mag auch meinethalben Geld und Gut unsichere Krücke für die Zufriedenheit sein: wahrhaftig, Armuth, Geldverlegenheit und Brodsorge spielen doch auch schlechte Tafel- und Tanzmusik."

„Ich weiß in der That nicht," versetzte Fortunatus, „ob jene rohe Sorge um Leibesnahrung und Nothdurft, die wir mit den Thieren gemeinschaftlich tragen müssen, so ganz absichtslos in's Leben

des Menschen hineingeworfen ist? Sie härtet das Gemüth, und macht es minder empfänglich gegen manches Ungemach, von dem es sonst ausschließlich und tiefer gequält werden würde. Wer an Sturm und Regen, Frost und Hitze gewöhnt ist, weiß wenig vom Husten und Schnupfen, Kopf- und Zahnweh, welches der Verzärtelte schon einem kühlen Abendthau verdankt. Nur der Millionär in England verdirbt und stirbt am folternden Spleen; der dürftige Arbeiter kennt diesen Geist der Hölle nicht.«

— In allen deinen Worten, guter Fortunatus, hör' ich noch den Schrei der Wunden, die dir das Schicksal schlug und nicht mit Banknoten heilen konnte. Willst du noch Soldat werden?

»Ich falle dem General nicht länger, wegen einer Anstellung, lästig. Er weiß es schon.«

— Kehrst du nach der Schweiz zurück?

»Sie ist das einzige Land unsers Welttheils, wo ich, in Ermangelung des Bessern, meine Hütte aufschlagen möchte. Aber ich suche die Freiheit und den Frieden. Das heutige Glück meines Vaterlandes, seine Freiheit, ist eine zu junge Pflanze. Sie hat noch zu wenig Wurzeln geschlagen. Der erste Frost wird sie tödten, oder der Unverstand sie wieder ausreißen, weil sie von einer fremden Hand gepflanzt wurde. Ich suche Frieden und Freiheit, und siedle mich in der jungen Welt von Nordamerika an.«

— Herz, liebes Herz, ich schone dein! Du bist krank. Dein Ton ist noch matt, deine Wange noch blaß. Ich will den tollen Zank nicht wieder erneuern, den ich dir auf der Austria machte. Aber warum nicht nach England, zu mir, auf meine väterlichen Güter?

»Ich danke dir. Ich kenne deine Freundschaft. Allein mein Entschluß ist unwiderruflich. Ich kann nur in reiner Luft athmen, nicht in verdorbener. Ich kann nur da heimisch sein, wo mich nicht jeder Augenblick der Umgebungen daran erinnert, daß ich Fremdling bin.

— Wo, um's Himmelswillen, stehst du denn wildfremder, als bei den Yankies?

»Nein, Georg, nirgends heimathlicher, als dort, wo ich in Verfassung und Gesetzen des Landes nur meinen eigenen gesunden Verstand, das heißt, mich selber wieder finde; wo ich nicht alle Tage vom Unsinn, der die europäische Menschheit zerrüttet, vom rostigen Schwert der Vorurtheile des Kasten-, Kirchen- und Herkommens-

wesens geschlagen oder erschreckt werde. Deute mir's nicht übel, denn meine Wunden bluten noch. Nicht das Schicksal schlug sie, wie du vorhin gesagt, sondern eine von den grausamen Erfindungen des Vorurtheils. Nur derjenige fühlt sich in Europa frei, wie ein Vogel, welcher sich an den Käfig gewöhnt hat und von der Möglichkeit, außer demselben athmen zu können, keine Vorstellung hat.«

— Ich verstehe dich. Und du leidest! Aber es wäre ja doch auch — — Halt! unterbrach sich Sir Georg, indem er die Hand auf seinen Mund legte. Dann fuhr er fort: Aber auch in Amerika findest du den Unterschied des Ranges und Standes und der mannigfaltigen Kirchen wieder.

»Allerdings; aber mitten darin den Menschen frei ist seiner Wahl. Der Stand ist da keine Kaste, sondern Erworbenes und Verdientes; die Kirche da ohne Bannfluch und Schwert, ihr sind nur die Waffen der Liebe und Ueberzeugung geblieben.«

— Willst du dich etwa dort in eine Wildniß setzen, Einsiedler werden und mit der Natur kämpfen?

»Warum nicht, wenn's sein müßte? Der Kampf mit der Natur ist nicht das Schwerste, sondern mit der Unnatur. Kapitän Smith geht nächstens nach Gibraltar und Liverpool, sagt er. Ich werde mich mit ihm einschiffen. Lichtet ein anderes Fahrzeug die Anker früher, geh' ich früher.«

— Unbarmherziger! und ohne — — Hier hielt Sir Georg abermals inne; aber er warf lächelnd einen forschenden, bedeutsamen Blick auf Fortunatus.

»Gedenke deines Gelübdes, Georg!« sagte der Schweizer gelassen: »Wecke die Todten nicht!«

40.

Der Briefwechsel.

Wirklich hatte Fortunatus schon mit dem Kapitän Smith vorläufig wegen der Ueberfahrt nach Liverpool gesprochen, aber mit ihm nicht abgeschlossen, weil dieser keine Zeit der Abreise bestimmen konnte. Jener fühlte sich in Messina wegen Beatricens Nähe nicht wohl. Er fürchtete, wenn er mit dem Engländer einen Gang in's

Freie machte, beständige Gefahr, ihr zu begegnen. Freudig schlug er daher ein, als der Schiffshauptmann endlich meldete, er sei segelfertig. Er schloß den Vertrag mit ihm ab, und bat ihn, Alles für Sir Georg Down geheim zu halten, denn er wünschte, sich und seinem Freunde die Trennung nicht durch den Schmerz des Abschiedes zu erschweren.

Jeden Augenblick gewärtig, auf's Schiff gerufen zu werden, sobald es die Anker lichten würde, schrieb er an Sir Down noch folgende Zeilen:

„Messina, den 17. Julius 1807.

„Zürne nicht! mein Georg! Wenn du dieses Blatt in deiner Hand hältst, bin ich schon von der sizilianischen Küste getrennt; nicht von dir, dem ich ewig bleibe. Ich zittere, dir, bei meiner noch immer krankhaften Reizbarkeit, oder Schwäche, ein mündliches Lebewohl zu sagen.

„Ich gehe nach Amerika. Aber meine Gedanken werden täglich zu dir und Beatricen zurückkehren über das Weltmeer. Du liebst mich; sie liebt mich; vielleicht gab mir wohl eure Liebe selbst die Mittel zur Flucht aus dem Welttheil, in welchem ich mein Lebensglück verlor. Ja, ich läugne nicht, zuweilen hab' ich bald dich, bald Beatricen, bald euch beide beargwohnt, daß ihr mir aus euerm Reichthum einen bedeutenden Theil, unter dem Titel eines Lotteriegewinnstes, in die Hand spieltet. Diese Großmuth ist mir nicht nur an sich, sondern durch den Umstand etwas wahrscheinlich, daß der Kriegszahlmeister nachher weder das Loos, noch die Gewinnliste wieder zeigen wollte, noch sogar die Nummer nennen konnte. Seine Entschuldigung machte ihn verdächtig, daß er diese vergessen, jenes abgeschickt, die Liste aber verloren habe. Sei dem, wie ihm wolle; ich will lieber eurer Freundschaft, als dem Zufall Dank sagen.

„Bringe, ich beschwöre dich, der Gräfin meinen Dank und mein Lebewohl. Sage ihr, ich habe überwunden, und werde in ihrer Liebe leben. Sage ihr, sie solle mich, als einen Verstorbenen, glücklich preisen. Ich denke schön jetzt mit jener Ruhe und Zärtlichkeit an sie zurück, mit der meine abgeschiedene Seele einst in einer bessern Welt an sie zurückdenken wird.

„Ja, mein Georg, ich fühle Ruhe, ich fühle Zufriedenheit in mir und mit mir. Nur noch das Irdische blutet, wenn gewisse Er-

innerungen eine unheilbare Wunde aufreißen; mein Geist hat Seligkeit empfangen. Ich habe einen wilden, süßen Traum geträumt, dem ich mich schäme, noch nachseufzen zu müssen.

„Mache mir keine Vorwürfe, daß ich die verführerischen Pläne verschmähte, mit denen du meiner Einbildungskraft schmeicheltest, mehr, als du vermuthen konntest. Es gab noch manche Stunde, in der ich dich deines Gelübdes entbinden wollte. Auch aus diesen Entwürfen sprach nur deine Liebe, und sie sprach zu einem Schwächling. — Es kostete nicht geringe Gewalt, die Macht der Gefühle zu bändigen, und meinem höhern Selbst den Sieg zu bewahren. Aber er ist bewahrt! Ich darf mich ohne Erröthen selbst schauen, und meine Liebe ist heilig geblieben. Ich habe das Glück, das Einzige meines Lebens, verloren; aber Ehre und Gewissen sind gerettet!

„Ich sende dir Nachrichten von Gibraltar, von Liverpool, von Amerika. Ich werde, bis mein Tod erscheint, mit dir in Verbindung bleiben. Nun aber lebe wohl!

„Lebe wohl, mein Georg! Lebe wohl, Beatrice!

F. L.“

Am frühen Morgen des andern Tages, da er diesen Brief geschrieben, ward er durch heftiges Pochen an seiner Thür aus dem besten Schlaf geschreckt. Man rief ihn zum Schiffe und bat um Eile. Es war noch finster. Sein rechtsgelahrter Wirth und zwei Matrosen traten mit Laternen ein. Man gönnte ihm kaum Zeit, sich in Kleider zu werfen und Weisung wegen richtiger Bestellung des Briefes zu ertheilen. Die ungestüme Dringlichkeit der Matrosen befremdete und verdroß ihn.

„Warum, wenn euer Kapitän diese Nacht den Hafen zu verlassen beschlossen hatte, ließ er mich nicht schon den Abend zuvor rufen?“ murrte Fortunatus: „Das sieht in der That einer Flucht ähnlicher, als einer Abreise.“

Einer der Matrosen erwiederte, mit Voransendung kräftiger Flüche: „Ihr habt's getroffen, Sir. Flucht ist's; und nichts anderes, als Flucht. Ich verwette Leib und Seele, die französische Flotte liegt vor dem Hafen, und der Kapitän will ihr noch entwischen. Hängt den Mantel nicht um, Sir, ich trage ihn Euch nach, damit Ihr die Beine zum Lauf freier habt!“

„Fort! fort!" schrie der Andere: „Als wir mit der kleinen Schaluppe über Hals und Kopf an's Land geschickt wurden, vertheilte sich die Mannschaft schon zum Ankerlichten, und der Steuermann lief mit seinen Leuten zum Steuerrade. Die Hundewache war noch nicht ausgelaufen, da hieß es schon: Alles auf! alles auf! und Flaggen und Wimpel wurden aufgehißt. Kommen wir nicht zu rechter Zeit: so ist die Fregatte davon; wir müssen nachrudern und bekommen statt Morgenkost die Peitsche mit allen neun Fingern*) auf den nackten Rücken zum Lohn. Was haben wir davon? Der Kapitän ist ein Teufel! Fort! fort!"

Fortunatus, welcher aus Allem schloß, daß es mit diesem plötzlichen Untersegelgehen eignes Bewandniß haben müsse, nahm flüchtigen Abschied von seinem Wirth; nur flüchtigen, wenn auch herzlichern, von der sanftesten aller sanften Pflegerinnen eines kranken Jünglings. Ihre Thränen schienen fast Zeuge einer untröstlichen Reue zu sein, für eine so schnelle Herstellung mitgewirkt zu haben. Und alle Geschenke, mit welchen seine Dankbarkeit sie geschmückt haben mochte, drohten sich bei ihr in stumme Ankläger seiner Undankbarkeit zu verwandeln.

Die Matrosen drängten ihn fast mit einiger Gewalt hinaus in die morgenstillen Gassen, wo sich die langen Reihen der Wohnungen und Paläste schon im nüchternen, falben Erstlicht des Tages bemerkbar machten. Wie im Wettrennen ging's zum Hafen hinab, und in die harrende Schaluppe; und mit raschem Ruderschlag über das bleiche Licht der Wellen gegen die Fregatte. Die Anker derselben waren wirklich schon über Grund, und das Schiff fing an, langsam zu treiben. Sobald der letzte Mann aus der Schaluppe an Bord desselben stand, donnerten die Kanonen dem schlummernden Messina zum Abschiedsgruß. Von den Stückschanzen des wachsamen Kastells gaben die Feuerschlünde Antwort.

Der Wind hatte zwar günstige Richtung zum Auslaufen aus der Rhede, war aber schwach; deswegen, wie der Hafen verlassen worden war, ließ der Kapitän nach und nach immer mehr Segel bei-

---

*) *Cat of nine tails*, eine neunriemige Geißel, zur Strafe der Matrosen auf englischen Schiffen.

setzen. Seine Beschäftigungen hinderten ihn, sich mit Fortunatus bei dessen Ankunft gesprächig einzulassen.

„Warum aber in so stürmischer Eilfertigkeit mit uns, Kapitän, wie Diebe, die sich davon machen müssen?“ rief ihm Herr Linthi zu.

Kapitän Smith erwiederte lachend: „Ja, ja! erst den Raub in Sicherheit, und den Hals dazu! Heda, her da, Midshipman, oder Ihr da, Hofmeister! Führt diesen Herrn zu seinem Zimmer in's Halbdeck.“

Fortunatus fand in dem ihm angewiesenen, ungemein zierlichen Gemach des Verdecks alle kleinen Bequemlichkeiten, welche die sinnige Ueppigkeit eines Seefahrers erfinden kann, und mehr, als ihm selbst die Wohnung zu Messina gewährt hatte: prächtige Fußteppiche, große Wandspiegel, Mahagonitischchen, Sofas, Büchersammlung von ausgewählten Klassikern Italiens und Englands; ein köstliches Fernrohr; ein noch kostbareres Reisebesteck von englischer Arbeit, mit allen Nothwendigkeiten und Entbehrlichkeiten bereichert, welche der Prachtliebe oder Gemächlichkeit eines wandernden Lords dienen. An der Wand schimmerten ein Paar Pistolen, zwischen welchen ein kleines Brustbild hing. Fortunatus würde geglaubt haben, durch Irrthum in's falsche Zimmer geführt worden zu sein, hätte er nicht zugleich sein Reisekoffer, dazu den treuen Habersack und über einem der Polsterstühle seinen Mantel erblickt.

Wie er auf das Gemälde zwischen den Pistolen seine Augen mit mehr Aufmerksamkeit heftete, erkannte er in demselben mit einiger Verwunderung das Abbild seines Freundes Georg Down.

Er stand lange in seiner Ueberraschung gerührt und froh davor. „Also du wußtest um meine Flucht, guter Georg?“ redete er ihn in Gedanken an: „Also Kapitän Smith verrieth mich, der Schwätzer! Und du verstandest, warum ich dir aus der Reise Geheimniß machte, und ehrtest meine Gründe schweigend? Dank dir, guter Georg. Nun bin ich reich. Dein und Beatricens Bild sind die wahren Kleinodien, welche ich aus Europa mit mir über das Weltmeer führe. Ade, mein Georg!“

In dieser Gedankenunterredung, die er noch still für sich fortsetzte, störte ihn Pochen an der Thür. Ein junger Seekadet trat mit einem Brief herein und sagte: „Der Kapitän läßt sich bei Ihnen entschuldigen, Sir, bis die Geschäfte abgethan sind. Er sendet Ih-

dessen diesen Brief, welchen er Ihnen abzugeben hat.“ — Der Kadet überreichte das versiegelte Schreiben und entfernte sich.

Fortunatus riß hastig den Ueberschlag auseinander und warf sich lesend in den Sofa. Die Zeilen kamen, wie ihm sogleich geahnet hatte, von Sir Down und lauteten wie folgt:

„Nun denn, lieber Freund, Glück auf die Reise! Segle mit den besten Winden, und Gott behüte dich nur vor dem zweiten Lorenzo Bosich und seinem am Maste zappelnden Gnadenbilde. Amen.

„Mein Gebet für dich aber ist noch nicht zu Ende. Ich flehe den Himmel inbrünstiglich an, daß er dir, du treuherzige, arglose Seele, zu deinen Riesentugenden, die ich stets bewundern werde, nur ein paar Gran Weltwitz in Gnaden verleihen möge. Denn bei den Amerikanern künftig (denke an mich!) wirst du mit deiner Taubenunschuld schlechten Markt halten, wenn du nicht mit etwas Schlangenklugheit nachhilfst.

„Also glaubst du, ganz ehrlicher Weise, mir sei dein Plan, uns heimlich und still, ohne Sang und Klang zu entwischen, unbekannt? Merktest du denn gar nichts von der wider dich angezettelten Verschwörung, in welche alle deine hiesigen Bekannten verstrickt waren, von der plauderhaften Miß Anna des Zahlmeisters und deinem rechtsgelahrten Hauswirth an, bis hinauf zum Schiffskapitän und General? Zwei Male verschnappte sich in deiner Gegenwart jenes Plaudermäulchen. Zum Glück trugst du noch dieselben Ohren und Augen, mit welchen du die schönste Signora hiesiger Insel, auf Treu' und Glauben, für ein Creolengesicht ansahst. Uebrigens belobe ich deinen Plan; aber ich belobe auch den unsrigen; notabene, jetzt, da ich schreibe, nur noch vorläufig! Denn wer steht gut dafür, daß mir nicht der tückische Fürst der Finsterniß einen Querstreich spielt?

„Wir haben dich demnach, so viel sich's in Eile thun ließ, mit einigen Kleinigkeiten zur Fahrt nach Newyork ausgestattet. Im Reisebesteck findest du einige Briefe dahin. Sie werden dir freundliche Aufnahme in den besten Häusern bringen. Mit dem Fernrohr besteige zuweilen die höchste Spitze der Alleghanigebirge, und schaue über das atlantische Meer nach der bewußten, schneeweißen Villa auf der Höhe über Messina, oder lieber nach der heiligen Stätte, auf der wir den Bruderbund schlossen.

„Die Pistolen nimm zum Andenken meiner Narrheit und des Judaswäldchens auf Corsu. Ich bin dir noch Genugthuung schuldig, und wahrhaftig, lieber Fortunatus, ich hoffe sie dir noch, als Ehrenmann, zu geben, und müßte ich am Ende, wenn Alles fehlschlägt, dich persönlich bei deinen Yankies am Hudson oder Ohio aufsuchen. Ich will mich jetzt übrigens nicht damit brüsten, daß ich mir deinetwillen schon, zwar nicht die Finger (aber es kann noch geschehen!), sondern das Herz ein wenig verbrannte, und zwar an den nämlichen Feuerstrahlen, die dein armes Herz in eine todte Kohle verwandelt haben.

„Ich erhalte, wenn du dies liesest, ein Recht wieder, von der Gräfin Beatrice di Piviafranca mit dir zu reden; denn du bist dann auf dem Wasser, nicht auf dem Lande. Und weiter, als bis zum Strande, reichte mein Gelübde nicht. Du warst zu stolz, die Geliebte zu entführen. Ich bin Brite und nicht halb so stolz, als der Schweizer; hätte daher wahrhaftig herzinnige Lust, die Krone von Sizilien zu stehlen und mit ihr durchzugehen. Sie hat Geist und Herz einer wahren Engländerin. Meine Ketzerschaft würde mir, bei ihrer alleinseligmachenden Heiligkeit, wenig Bedenken verursachen; denn sie sieht hell genug, und weiß von ihrem Beichtvater, daß man es, in unsern Zeiten, mit sogenannten paritätischen Ehen nicht mehr am strengsten nimmt. Aber mit welchen Zauberkünsten müßte ich mich bewaffnen, um deinem Andenken in ihr zu begegnen?

„Auch nur, als Freund von dir, gelang es mir, Zutritt in das Heiligthum ihrer klösterlichen Villa zu gewinnen. Sie besucht keine Gesellschaften und empfängt keine, und wird von den Argusaugen der untäuschbaren -- — — — “

Hier war der Brief abgebrochen, und bis dahin von Sir Down mit eigenthümlicher Zierlichkeit geschrieben. Nun aber standen fast unleserlich, und, wie in stürmischer Hast, weiter unten noch die Worte hingeworfen:

„Lebe wohl! — ich war bei ihr. Es ist nun Alles vorüber! — Lebe wohl! mein Herz bricht im Abschiede von dir! Lebe wohl! Hussah! Ewig dein Georg.“

Dieser Schluß, ohne Zusammenhang mit dem Vorigen, erschreckte den Schweizer nicht wenig. Die Unordnung, welche in den Aus-

rufungen, wie in der verwilderten Handschrift selbst, herrschte, deuteten auf ein unerwartetes Ereigniß. Fortunatus vergaß den Inhalt des ganzen Briefes über diese Stelle. Die finstersten Ahnungen drängten sich um seine Seele zusammen. Und sie schienen mehr als zu sehr gerechtfertigt dadurch, daß ein Mann, wie Georg Down, jene ruhige Haltung und Besonnenheit gänzlich verlor, die ihm alle Schrecken einer Todesstunde einst nicht entreißen konnten.

41.

Das Ende.

Lange saß er in ungewissen Ueberlegungen da, den Brief in der Hand, die Augen auf die Unheil verrathenden Zeilen geheftet. Jedem einzelnen Worte versuchte er den verborgenen Sinn einzeln abzufolkern, da ihn ihre Verbindung nicht gab. Und jedes für sich ward ein besonderer Angstschrei oder Ruf des Verzweifelns. Selbst das sonst Freude jauchzende „Hussah“ am Ende, welches über die Finsterniß des Vorangehenden für den Ausleger desselben ein milderes Licht zurückwerfen konnte, schien nur die Heiterkeit einer Feuersbrunst über die Jammergesichter der Hilferufenden zu verbreiten, und ein Ausbruch von gräßlicher Lustigkeit des Wahnsinns zu sein.

Er sprang vom Sofa, um zum Schiffshauptmann zu eilen, ihm Aufklärung abzufordern, als dieser selbst, mit zufriedener Miene, zur Thür hereintrat.

„Nun kann ich Ihnen angehören,“ sagte Sir Smith, „und mich bei Ihnen erkundigen, wie Sie mit Quartier und Einrichtung zufrieden sind? Wir haben alle Segel beigesetzt; es geht mit vollem Wind, der beim Auslaufen doch verdammt flau war. Erlauben Sie mir nun, Sir Linthl, mich zuvörderst — —“

„Ich bitte Sie, Herr Kapitän,“ unterbrach ihn Fortunatus, „geben Sie mir vor allen Dingen eine Erklärung — —“

„Gerade das will ich!“ fiel ihm der Kapitän in's Wort: „Sie müssen mich entschuldigen, Sir Georg Down hat den General auf seiner Seite gehabt; und ich that's beiden zu Gefallen. Ich konnte Sie also nicht früher auf's Schiff nehmen, weil ich bei meiner armen Seele gestern, Nachts zehn Uhr, erst erfuhr, daß wir unter Segel müßten. Und Sie durfte ich erst mit Güte oder Gewalt zum Schiff

bringen lassen, wenn's an's Ankerlichten ging. Machen Sie das folglich mit Ihrem Freund Sir Down ab, und erzählen Sie mir, was das Späßchen bedeutet?"

"Könnten Sie mir," fiel hier Fortunatus ein, "Auskunft über die letzten Zeilen in Sir Down's Brief geben, den ich so eben durch Sie empfing. Sie sind äußerst unleserlich und sonderbar."

"Glaub's wohl!" erwiederte der Kapitän: "Wie gesagt, Nachts zehn Uhr kam er zum General, wo wir fröhliche Gesellschaft hatten. Ich sah dem Springinsfeld an, es müsse etwas vorgefallen sein. Er flüsterte dem General in's Ohr; dieser kam und flüsterte mir wieder in's Ohr: "Brechen Sie auf. Ihre Passagiers sind nach Mitternacht vielleicht auf dem Schiffe; dann glückliche Reise!" Nun riß mich Sir Down in sein Zimmer, schrieb zwei Worte, siegelte den Brief zu, den ich Ihnen an Bord übergeben sollte, und ging in Hast und Eil' mit mir zugleich aus dem Hauptquartier. Mehr weiß ich von ihm nicht; denn ich begab mich an Bord der Fregatte und erwartete bis drei Uhr Morgens die Passagiere."

"Mein bester Kapitän," rief Fortunatus, von Allem, was Sie mir da so gefällig erzählen, verstehe ich kein Wort."

"So hat Sir Down uns insgesammt zum Besten gehalten!" versetzte der Kapitän: "Nicht nur Sie und mich, sondern auch den General und selbst die Passagiers. Kommen Sie, ich werde die Ehre haben, Sie denselben vorzustellen."

Er führte ihn hinaus und zum Oberdeck in die Kajüte. Ein Bedienter, den Fortunatus im Hause des englischen Zahlmeisters gesehen, stand dort an der Thür und fragte den Kapitän sogleich: "Sir, befehlen Sie, daß ich Sie der Miß Hartley melde?"

"Auf der Stelle!" rief der Kapitän Smith.

Bald darauf öffnete sich die Thür eines Zimmers, in welchem Miß Anna Hartley, nebst einem andern unbekannten Frauenzimmer, beides zwei junge, liebenswürdige Damen, die Eintretenden freundlich empfingen.

"Nicht so, Sir Linthi," sagte Miß Hartley: "Sie machen ein langes Gesicht, mich, Ihren Quälgeist aus Messina, hier wieder auf der Fregatte zu finden? Aber gewiß, ich will Ihnen versprechen, recht fromm und artig zu sein bis Gibraltar, und Ihnen keine Whistparthie mehr aus bloßem Muthwillen zu verderben."

Fortunatus, sehr angenehm durch diese unvermuthete Reisegesell-

schaft überrascht, bekannte ihr sein Vergnügen mit den verbindlichsten Ausdrücken.

„O still davon, schöner Herr!“ rief Miß Hartley: „Sir Smith, darf ich Sie bitten, meine junge Freundin hier einen Augenblick in die freie Luft zu führen und ihr die Masten, die Segel, Tau- und Takelwerk zu erklären. Sie ist das erste Mal auf einem Schiffe. Ich folge Ihnen sogleich; doch muß ich zuvor unter vier Augen an Sir Linthi ein Geschenk übergeben, welches mir Sir Down für ihn anvertraute.

Wie der Kapitän und das junge Frauenzimmer zur Kajüte hinaus gingen, flüsterte Miß Anna lächelnd dem Schweizer ein paar Worte in's Ohr. Dieser erblaßte und rief: „Wer? wo?“ Miß Anna Hartley zeigte mit der Hand auf eine Seitenthür. Er öffnete sie mit zitternder Hand. Vor ihm stand der Page der Signora Rosa di Centi, im grünen Sammetwämmschen, mit feuerfarbenem Leibgurt, um's schwarze Haar das strohgelbe Tuch geschlungen, darüber den leichten Strohhut, — ganz derselbe, wie er ihn auf der Austria gesehen hatte. Aber der schöne Knabe stand stumm da, die Hände vor sich hingefaltet, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, in demüthiger Stellung.

„Heiland! Gott im Himmel! Cecchino!“ rief Fortunatus, bleich und erstarrt.

Da richtete Cecco das Antlitz empor. Aber es war nicht mehr der Creole, sondern ein Liebesgott im Knabengewande; das ganze Gesicht brennende Schamröthe; das schwarze, seelenvolle Auge voller Thränen, die perlend auf die Gluth der Wangen niederthauten.

„Ich bin entflohen!“ stammelte Cecco leise: „Die Güte Ihres Freundes gab mir Muth. — Ich begleite Miß Hartley nach London. Signora Vioganni lieset vielleicht in diesen Augenblicken meinen Valetbrief und letzten Willen. Die Schenkungen, welche ich ihr in liegenden Gütern hinterließ, werden sie leicht über meine Abreise trösten. — Können Sie mir, Signor Fortunato, den tollkühnen Entschluß verzeihen? Ach, die Verzweiflung überwog!“

Fortunatus hörte kaum, was ihm der kleine Mund des Pagen vorstammelte. Er stand noch immer wie versteinert da und mit starren Blicken, als schwebe ein Gespenst ihm gegenüber.

Wie aber das schöne Gespenst ihm, mit einem Blick der schüchternen Zärtlichkeit und des bangen Erwartens, bittend die Hand ent-

gegen streckte, verdunkelten sich seine Augen durch eine Thräne; er fiel vor der Erscheinung auf seine Knie und rief: „Gräfin Piviafranca!“

„O das nicht! Ich bin es nicht mehr!“ seufzte die Verwandelte; „Ich bin noch einmal Cecchino! Fortunato, gedenke des Wortes bei Siderno, du wolltest mich durch die Wellen des Lebens tragen! Der bittern Scheidestunde zu Monteleone! — Fortunato, Retter und Heiland meines armen Lebens, willst du Cecchino nicht kennen, ihn verstoßen?“

Das war nun abermals jene Stimme voll Seelenzaubers, mit welchem einst der geliebte Knabe ihn zu berauschen gewußt. Fortunatus fühlte in seinem Innern die erstorbenen Seligkeiten der Vergangenheit wieder zu blühendem Leben aufwachen. Zwischen Wirklichkeit und Wahnbildern schwankend, wie in Morgenträumen, breitete er sprachlos gegen den Liebling die Arme aus, und stumm sank der Liebling in dieselben hinab.

Miß Hartley und Kapitän Smith führten zu Gibraltar beide zum Altar; dann das junge Ehepaar gen London, von wo es mit einem amerikanischen Schiffe nach Newyork segelte.

Die Irrfahrt des Philhelenen.

1.

Die Flucht.

Landeck, 23. Juli 1819.

Meinethalben, edler Jeremias, stiere das Blatt mit erschrockenen Augen an; frage, wo liegt dies Landeck? sprich immerhin: Franz hat seinen Verstand in den Mond geschickt! Ich bin nun einmal hier, bin zufrieden, und gehe, will's Gott, weiter, wenn's mir gefällt. Landeck liegt in Tirol.

Was kümmern mich Vettern, Gevattern und Basen in unserm Städtchen? Diese Leute da reichen mit ihrem Verstand wahrhaftig bloß über die Straße, von einer Hausthür zur andern. Sie meinen, in der Welt sei nichts Edleres, als ein Spießbürger Ihresgleichen. Mir aber ist nichts Ekelhafteres. Ich will Weltbürger sein. Ich bin's schon. Mein Weg ging über Kassel, Ulm und Lindau hierher.

Blut weinen möchte ich über die sechs schönen Jahre, die ich verschlief. Da rostet Herz und Geist in dem kleinstädtischen engen Hühnerhof, wo man sich einen Tag wie alle Tage bewegt; einen Tag wie alle Tage singt und kräht. Unter dem matten, platten Einerlei stehen zuletzt alle Gedanken ab; die große Gotteswelt schrumpft um das Städtlein zu einem Sack zusammen; die Menschen werden zu Automaten; der Schöpfer des unendlichen Alls wird endlich selber so klein, wie ihn der alte Katechismus macht. Das ist nichts für mich. Wieder lebendiger Mensch zu werden, floh ich in die lebendige Welt zurück. Ich jagte mit Extrapost durch Deutschland, Tag und Nacht, zwischen Traum und Wachen. In Feldkirch schlief ich zum erstenmal wieder in einem Bett.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der Postmeister: „Nach Bludenz? über den Arlberg?“

„Allerdings!“ sagte ich, zufrieden mit dem Reiseweg, den ich selber nicht wußte. Ich nahm die Karte.

„Es ist nur der Päſſe wegen, die visirt sein müſſen!“ fuhr der Postmeister fort. Ich gab also mein Signalement ab, um zu beweisen, daß ich kein entlaufener Verbrecher, kein demagogischer Umtreiber, Bankerotirer, Schleichhändler und dergleichen sei. Lieber Jeremias, rühme mir nicht die Stufe der Ausbildung, auf welcher wir Europäer stehen. Ein Ehrenmann, wohin er kömmt heutiges Tages, gilt ex officio so lange für einen Schelm, bis er sich wegen seiner Unschuld legitimirt hat. Die beſſern unter den alten Staaten, in denen der Mensch noch als Mensch galt, wußten von dem Unwesen nichts. Das ist Ausgeburt neuer Zeit, der Ueberklugheit, wo man, um einige Spitzbuben zu ertappen, tausend rechtschaffene Leute, als Verdächtige, von Polizeiknechten beäugeln läßt.

Lieber Jeremias, ich habe gegen das Gute nichts einzuwenden, aber gegen das Uebergute sehr viel; denn es ist das Schlechte. Die Außenenden berühren sich in allen Dingen. Unmäßige Reinlichkeit hab' ich immer als neue Unfläterei wiedergefunden; unmäßige Freiheit als Hottentoterei, und unmäßige Ordnung als Verwirrung aller natürlichen Ordnung. Sind die europäischen Unterthanen nicht wahres Leibeigenthum ihrer Leibherren, ohne deren Willen sie sich nicht von der Scholle Landes entfernen dürfen, auf der sie entstanden? Ich mag daran nicht denken. Ich mag davon nicht schreiben. Die Polizei könnte den Brief erbrechen und mich als Demagogen und Carbonaro ausschreiben. Sogar vertraute Gedanken unter Freunden sind nicht mehr zollfrei. Der Leibherr verlangt Rechenschaft von Vorstellungen des Gemüths. Der Leibherr möchte sogar Seelenherr werden. Das war selbst im Mittelalter Keiner. Basta!

Hinter Feldkirch ein offenes, ebenes, geräumiges Thal. Die Hochgebirge von Flözkalk schichten sich links und rechts zu erschrecklicher Größe auf. Sie glichen an den Himmelswänden ungeheuern Gemälden, mit Duftfarben an den Horizont gepinselt. Ich meinte sie mit Händen antasten zu können. Der Teppich des flachen Thalbodens war ein grüner Wiesengrund, von kleinen Feldern mit Tabak, Haber, Welschkorn, Hanf, Kartoffeln und Gerste durchbrochen.

Hinter Bludenz treten die Riesenberge enger zusammen. Der

Feldbau stirbt. Von schroffen Felsen herab flattern schmale silbergraue Bänder. Als ich näher kam, waren es Wasserfälle.

Ueber den Arlberg ist schöne Straße; ich mußte Vorspann nehmen und ging zu Fuß. Hier ist's der Mühe werth zu weilen. Was sind die Naturalienkabinette der großen Herren gegen die Prachtstücke Gottes; neben diesen senkrechten Schichten der Urkalkfelsen und goldbraunglänzenden Glimmerberge, wo das brennende Blau der kleinen Gentianen und die rosenfarbenen Blüthen der Rhododendern friedlich-freundlich lächeln! Edler Jeremias, ich habe mit dir das herzlichste Mitleid. Wag' es doch. Kriech' nur einmal aus der dumpfen Höhle deines vergitterten Comptoirs heraus und in die Stille der feierlichen Alpenwelt empor. Dann wirst du entdecken, was es heiße, Mensch sein und im Reich Gottes leben.

Mir war wohl; seit sechs Jahren zum ersten Mal wohl. Ich lebte allein. Denn der Postknecht, die Postpferde und der Postwagen galten mir gleich Maschinen. Als ich bergab nach Nassereit wieder zu Menschen gelangte, ward mir's bei denselben unheimlich, doch nicht unbehaglich, sondern lächerlich. Ich sah, nach der Natur, wieder Unnatur und Geschmacklosigkeit. Die Leute gafften mich an und ich sie. Weiber und Mädchen mitten im Sommer in dicken Wollenstrümpfen; auf dem Kopf kegelförmige, zottige, schwarze oder braune, zwei Finger dicke Wollenkappen. Heil mir, daß ich von da weg bergab flog, zwischen den schwarzen Waldbergen auf engem Weg. Links streiften die Achsen der Räder beinahe die Glimmerwand des Felsens, der wie polirtes Kupfer schimmerte; im Abgrund rechts unter mir schäumten die Wellen der wilden Rosanna ihren flüssigen Schnee über die blaßgrüne Stromfläche. Der Wagen flog sausend neben dem Abgrund hin, von dem kein Geländer schied; aber mein kecker Tiroler leitete mit sicherer Hand sein Gespann.

Ein neuer Aufzug. Die Bergwände schoben sich auseinander. Ein kreisförmiges Thal erscheint, mit Hochgebirgen umzäunt. Hügel, Felsen, Wiesen, Wälder durch einander in schöner Verwirrung. Rechts ein Dorf am Inn; die Schindeldächer mit Steinen belastet gegen das Blasen des Sturms. Dabei auf der Höhe eine Kirche, und unweit davon mit alterthümlichem Gemäuer eine Burg, nebst hohem, viereckten Warttthurm. Das ist Landeck.

Sage allen Vettern, Gevattern und Basen daheim, ich erlaube ihnen, über mich zu schnattern drei Vierteljahre lang. Sie sehen

mich nicht wieder. Zwar, edler Jeremias, du in eine armselige, verkrüppelte Spießbürgerlarve durch dein Schicksal Verpuppter, zwar dich möcht' ich, dich muß ich wiedersehen, aber nur nicht zwischen den Ackerhäusern mit den schüttenden Dachrinnen, sondern auf einem Berge, in einer Alp, in einer Einöde, wo Gott, du und ich! — Zwar auch Obersteuereinnehmers Lenchen, ach, das Meisterstück der Natur, aber verhunzt durch die Welt! Nein, ich mag's nicht wieder sehen, denn nach wenigen Jahren ist diese Tulpe verblüht, und was bleibt dann von ihr? — Das arme Ding, das mit sich selber nichts Besseres anzufangen weiß; das seine jugendliche Anmuth nur als Kapital an guten Zins legen will, um einen reichen Mann, ein hübsches Haus, modische Kleider, behaglichen Titel, Kutsch' und Pferde, Abends Whist und Boston zu bekommen.

Adieu.

2.

Die Stiefschwester.

Wels, den 6. August 1819.

Durch Wiesengründe, schlechte Dörfer und heitere Lärchenwälder fuhr ich nach Innsbruck. Rechts und links finstere Waldgebirge, dazwischen zerklüftete, nackte, zerbröckelnde Kalkberge, die zu Schutthaufen werden. Das ist nicht der bloße Flügelschlag der Zeit, wie die Poeten sagen, der die Gebirge verödet. Die dumme Rohheit der Menschen, welche nach und nach die Höhen ihrer Wälder, dadurch des Bindemittels für die fruchtbare Erde, und der Quellen beraubt,— die zerstört mehr, als die Natur. Was Natur verwüstet, weiß sie auch wieder zu erbauen. Nicht so der Mensch.

Von Zeit zu Zeit kamen mir Tiroler Schützen entgegen mit ihren Stutzern, und hübsche Bäuerinnen im Festschmuck, die unter ihren runden Filzhüten recht keck hervorschauten. Schattenspiel an der Wand!

Hinter Zirl fuhr ich längs der riesigen, schroffen Felsmauer hin, die man die Martinswand heißt. Sie ließ mich sehr gleichgültig, trotz der vielen Treffen, die an ihrem Fuß von Franzosen, Baiern und Tirolern geliefert waren, und trotz dem, daß sich auf ihrem Gipfel einmal ein Kaiser Maximilian verirrt hatte. Die meisten Dinge, welche die Leute für merkwürdig halten, sind immer Verirrungen; und die machen mir eben Langeweile. Ihre Weisheiten

und Edelthaten halten die Sterblichen selten für Merkwürdigkeiten, und sind doch die merkwürdigsten Seltenheiten. Es ist aber wahrlich keine Bescheidenheit ihrerseits.

Innsbruck macht im Hintergrunde der weiten Ebene des Thales ein artiges Bild. Die Stadt selbst sprach mich in ihrem Innern nicht an. Sie trägt Spuren einer gewesenen Haupt- und Residenzstadt, kam mir aber vor, wie ein verblichener Gallarock. Als ich nach der Hauptkirche ging, um das gepriesene Denkmal Kaiser Maximilians I zu sehen, zeigte mir mein Führer links an einem Hause ein Vordächlein, wie es Krämer über ihre Ladengewölbe in unserm Städtlein zu haben pflegen. Der gute Tropf hielt es für sehenswürdig, weil es vergoldet war.

Ich erschrack fast, als ich in das hohe, stille Gebäu der Hofkirche trat, worin außer uns nichts Lebendiges athmete, und sich da, links und rechts im Mittelgang freistehend, dunkle Menschengestalten, ohne Bewegung, in übernatürlicher Größe erhoben. Ich glaubte die Schatten der Vorwelt zu sehen, die leise Unterredung pflogen, und deren Asche vielleicht unter meinen Fußsohlen in vermeinter heiliger Erde begraben lag. Es waren aber, in alterthümlicher Tracht, zwanzig bis dreißig eherne Bildsäulen alter Fürsten und Fürstinnen Tirols. Sie machen im Halbdunkel des Tempels großen Eindruck; desto kleinern gewährte mir Maximilians Marmordenkmal, mit den Kardinaltugenden und Thaten des Kaisers, von halberhabenen, geschnitzten Bilderlein überladen. Nürnberger Tand!

Die Kirche hatte für mich einen ganz andern Schatz. Hier spukte ein schönes Gespenst, das mich noch immer ein wenig neckt. Die kleine, niedliche Spießbürgerin, die ad modum des Obersteuereinnehmers, ihres Vaters, der doch nur die Gulden seiner Mitbürger einnimmt, die Männerherzen mit Steuern belegt, nur sie begegnete mir auch hier, aber heiliger, größer, als sie selbst. Droben, hinter dem Chor, als ich vor einer großen Blende in der Mauer vorbeiging, sah ich sie. Aber es war, sagte mir der Führer, das Denk- oder Grabmal der reizenden Philippine Welser, der bürgerlichen Gemahlin des durch sie bemerkbar gebliebenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, in weißem Marmor. Guter Jeremias, denke dir nicht Sarg, nicht Tod; nicht die armselige, schmeichelei-selige Erfindung Canova's in der Wiener Augustinerkirche für das Grabmal einer Herzogin von Sachsen-Teschen; nicht das Widerliche

und Peinliche des Hindelbanker zerbrochenen Grabsteins, wo sich ein zartes, junges Weib, mit dem Kindlein eingeklemmt, hervordrängt zwischen den Steinen, als wäre es darunter lebendig begraben worden. Nein, Jeremias, denke dir nicht Sarg und Grab und Tod, sondern auf weißem Marmorlager ruhend, mit geschlossenen Augen, ein leichtbedecktes, schönes, junges Weib, wie Jairi Töchterlein im Evangelium, von dem der Herr sagt: Sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft!

So soll man den Tod darstellen, — einen süßerquickenden Schlummer! Die ekelhafte Zerrgestalt, der Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, konnte aus keiner griechischen, sondern nur aus einer finstern, nordisch-christlichen Fantasie hervorgehen. Und diese Philippine und Lenchen, denke dir meine Bestürzung! Beide waren dasselbe, Zug um Zug. Dieselbe stille Milde, dieselbe selige Ruhe in sich selber, dieselbe Ueppigkeit der zarten Lippen. Aber nicht mehr das von einer freundlichen Seele bewegte Antlitz, sondern blasser Todesschlaf. Kälte durchschauerte mich bei der Berührung des Fingers. Je länger ich sie betrachtete, je mehr schien sie des Lebens wieder fähig. Warum war hier Niemand, der sprechen konnte: Kind, stehe auf! — „Und ihr Geist kam wieder und sie stand alsobald auf.“ In der That schien sich nach und nach vor meinen Augen der Busen mit der leichten Linnendecke schwach zu heben und zu senken. — Ich ging mit einem Seufzer von dannen. Schade um Lenchen!

Ich warf mich in den Wagen, um mich wieder zu zerstreuen, und wandte rechten Ernst daran. Die Gegend mit dem verheerenden Innstrom machte mir Langeweile. Auch hier strecken schon mehrere Berge, all' ihres Pflanzthums und Erdreichs entblößt, die nackten Felsknochen zur Schau. Weder das lebendige Städtlein Hall, noch das traurige Schwatz, welches eben aus der Asche wieder hervorzukriechen anfing, lockten mich.

Da kam die holdselige Natur, die Reine, die von Menschen Unentweihte, und küßte mich und gab mich mir wieder, als ich gen Söll flog. Im zitternden Abendsonnenlicht umfing mich eine idyllische Landschaft: Wiesen im frischen Grünglanz, Hütten ausgestreut hinter Gebüschen; fern in lieblicher Einöde auf der Höhe, im Roth der Abendwolke, ein Schloß, wie durch Feenkunst hingehaucht. Seitwärts im Schatten und Duft ein frommes Kirchlein auf dem Hügel. Zwischen

Alles ein spiegelnder Bergstrom durchgeschlungen. Da und hier Kinder mit Gesichtern von Schnee und Rosengluth; Knaben mit unbedeckten Knien; Weiberlein mit grauen Filzhüten, gutmüthige Augen darunter. Aber Aphrodite selbst würde zur Zerrgestalt, wenn sie die vielen Röcke, den steifen Brustlatz, die dicken Wollenstrümpfe, die dicke, blaue, zuckerhutförmige Mütze, oder den kurzkrämpigen Grünhut einer Tirolerin trüge.

Mittags fuhr ich in Salzburg ein. Jeremias, das ist dir unter den Städten, was Philippinens Grabmal zu Innsbruck unter den Sarkophagen, — schön und todt. Stille Paläste, große Plätze ohne Volk, ein Natur voller Majestät ringsumher. Die Stadt lagert sich an einer weiten Ebene aus, eingeklammert hinterwärts von Riesenbergen mit den schönsten Formen. Man sieht aller Orten, diese Stadt ist priesterliches Prunkwerk!

Das kleinlichste, lächerlichste Prunkwerk aber ist, was die Leute in Salzburg mir als das Sehenswertheste zeigen wollten, — ein unreinliches, feuchtes, hohes, thorförmiges Loch, durch einen Felsen gehauen, — ein feuchtes, wüstes Amphitheater, ebenfalls in Felsen gehauen mit Sitzen, Logen und Zubehör, ohne Zweck und Nutzen. Ich weiß nicht, wie der Kirchenfürst geheißen, der in den großen Naturumgebungen solche Maulwurfsideen hatte, und sein von den armen Unterthanen empfangenes Geld so fruchtlos vergeudete, für nichts Gutes und Schönes. Ach, hätte der Mann die Armuth, Unwissenheit und Trägheit dort in mancher Hütte gesehen, wie ich! Aber solch ein Mann lebt sich, und nicht Andern. Und seine Prahlsucht fand eben so elende Schmeichler. Sie machten ihm in den Felsen, die er durchlöchert und benagt hatte, eine Zuschrift: Saxa loquuntur (die Steine reden). Nun, mögen ihn die Steine, allenfalls auch die Steinhauer preisen; er verlangte nichts Besseres, und wußte wahrscheinlich nichts Besseres. Als Pharao hätte er in Aegypten vermuthlich Pyramiden gebaut, die am Ende, eben durch die unermeßlichen Flächen der Wüsten, aus denen sie aufsteigen, doch etwas Bedeutsameres und Seelenerhebenderes sind, als die kleinen, dumpfen Löcher bei Salzburg.

So satt war ich der Stadt der Todten, daß ich noch spät Nachts fortreisete, und ich sah die Welt, trotz dem, daß ich sie, den Mond ungerechnet, mit zwei Wagenlaternen beleuchtete, erst bei Völklabruck

wieder. Es war Sonntag. Die Landleute kamen, den Kirchendienst zu beobachten, aus benachbarten Ortschaften, Weilern, Höfen. Männer und Knaben in schwarzen, kurzen Jacken, runden Hüten, kurzen Beinkleidern, weißen oder blauen Strümpfen und geschnürten Halbstiefeln. Mädchen und Frauen in schwarzen, niedlichen Spensern, langen Röcken, Städterinnen gleich, aber meistens schöner, als Städterinnen zu sein pflegen. Grazienhafter Wuchs, die feinsten Gesichtszüge, und außer der zarten Farbe, eine ganz eigene, halbblöde, verschämte Lieblichkeit im Antlitz. Der reizende Menschenschlag hörte endlich gegen Wels hin mit der Sitte der Bäuerinnen auf, ihre großen, lebhaft-grünen oder dunkelrothen Tücher recht geschmackvoll um's Haupt zu winden. Von allen weiblichen Nationaltrachten Deutschlands ist hier die schönste. Ihretwillen reisete ich langsamer, hielt von Ort zu Ort in schlechten Wirthshäusern, bis mir endlich eine artige Wirthstochter stillsaß, daß ich sie in ihrem Gewand zeichnen konnte.

Darum kam ich, in dunkler Nacht erst, nach Wels. Ich hielt an einem freien Platz unweit dem Thore. Ich sprang aus dem Wagen; mir odemlos unter der Thür ein junges Frauenzimmer mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es schloß mich fest an sich, und heftete die Lippen mit Inbrunst auf die meinigen, eh' ich zur Besinnung kam; und in Zwischenseufzern rief sie halbleise mich bei meinem Namen: „O Franz! o Franz!“

So zärtliches Empfangen weiset man auch im neunundsechszigsten Jahre nicht unzart ab, geschweige im neunundzwanzigsten. Ich gab Umarmung und Kuß auf Gerathewohl zurück, und überzeugte mich, es müsse Lenchen sein, die Einnehmerin der Herzenssteuern. Warum aber hier? Wie so schnell konnte sie da sein? Wie konnte sie meine Ankunft wissen? Wollte sie mich in die Gefangenschaft zurückführen? Ich drückte sie herzlicher an mich. Da ließ sie das Köpfchen hangen; sie sank in meinen Armen zusammen. Gleichzeitig erschienen Aufwärter mit brennenden Kerzen unter der Hausthür, wie auch eine ältliche Frau in Reisekleidern mich begrüßen zu wollen schien, aber schnell Miene änderte, als sie mich sah, und rief: „Helene! Helene! er ist's ja nicht.“

Also auch das noch: wieder ein Lenchen, wenn auch nicht meine kleine Spießbürgerin. Aber Helene erwiederte keine Silbe. Ein

blasses, zartes, edles Gesicht mit geschlossenen Augen lag stumm an meiner Brust, leblos wie die marmorne Philippine von Innsbruck. Die Frau wehklagte um ihre leichenähnliche Tochter. Ich trug die unter ihren Freuden Entseelte in ein Zimmer, wo schon für drei Personen das Nachtmahl bereit stand. Aber die dritte Person war nicht ich, sondern Helenens Bruder, den man diesen Abend aus dem Salzburgischen erwartete. Man war ihm, laut brieflichen Abreden, bis Wels entgegengereiset.

Man brachte das Fräulein gemach wieder zu sich selber. Als Helene von der Ohnmacht halb genesen war, und die Augen aufschlug, streckte sie die Arme nach mir und sagte mit mattem, sehnsuchtsvollem Tone: Franzl

„Kind,“ redete die Mutter, „aber er ist's nicht.“

„Mit Erlaubniß, gnädige Frau,“ versetzt' ich, „doch heiß ich auch Franz.“

„Und was sonderbarer noch ist,“ erwiederte die Mutter, „Sie gleichen unserm Franz selbst in Gestalt und Art. Kein Wunder, wenn sich das gute Mädchen im Dunkeln und in der ungeduldigen Freude betrog. Es wäre mir fast nicht besser ergangen.“

Wie wir noch redeten, — aber Helene schwieg dabei und wagte kaum aufzublicken, während sie mit zitternder Hand ein Glas Wassers zum Munde führte, — rollte wieder ein Wagen heran auf der Straße. Er hielt. Sie gab hastig das Glas ab und sagte: „Ist er's?“ Die Mutter schien auch auf dem Sprunge zu sein, aber hielt wieder an sich, etwas ungläubig. Man berathschlagte, vermuthete. Indessen ging die Zimmerthür auf. Die Mutter flog an die Brust eines jungen Mannes von meiner Größe. Dann eilten sich Bruder und Schwester entgegen. Aber Helene war jetzt minder stürmisch; ich weiß eben nicht, hemmte die Gegenwart eines Fremdlings ihren schwesterlichen Ungestüm, oder hatte sie schon den Champagnerschaum des Entzückens an mich Unwürdigen weggegeben.

Hätte die begeisterte Familie auf meine mehrmaligen Versuche geachtet, mich von ihr mit Anständigkeit zu verabschieden, so würd' ich mich entfernt haben. Als es mir aber endlich gelang, mein Wort anzubringen, bestanden Mutter und Sohn darauf, ich müßte das Nachtmahl mit ihnen theilen, da ich die Freude des Wiedersehens mit ihnen getheilt hätte. Mein Namensbruder lachte, wie ein Narr, als die Mutter ihm Helenens Irrthum erzählte, und das arme Mäd-

chen auf dem Sofa saß so beschämt und reuig da, als hätte es eine Todsünde gethan.

Bei Tisch, als man gefragt hatte, weß Landes und Standes ich sei, erfuhr ich zur Vergeltung, daß Mutter und Tochter zu Pesth in Ungarn wohnhaft, in Wien zum Besuch gewesen, dem Sohn und Bruder entgegengereiset wären. Sie hatten ihn seit sechs Jahren nicht gesehen. Die wortselige Mutter erzählte noch weit mehr; der Sohn nicht minder. Helena und ich waren die Schweigsamsten. Ich weiß nicht, warum sie? wohl aber, warum ich? Die schöne Helena, welche einst der Hirt von Ida eroberte, und derentwillen Troja in Flammen aufging, konnte unmöglich hübscher gewesen sein. Mir brannten noch immer die Lippen.

Schwesterlust und Wein und Reiz des Beispiels entsiegelten endlich den Korallenmund des Mädchens. Ich kann noch jetzt nicht entscheiden, ob mehr Seele in ihren Augen, oder in ihrer Stimme lag; ihr Ton, so weich und süß er auch klang, durchklang mein Innerstes. Alles Fremde verschwand zwischen uns. Sie schien mir's verziehen zu haben, daß sie mich im Irrthum geküßt hatte; und ich erlaubte mir's, ihr Stiefbruder heißen zu wollen.

Dem lustigen Abend folgten drei schöne Tage. Edler Jeremias, du wirst mir's nicht verargen, daß ich, als Müßiggänger von Beruf, mir in Wels nicht übel gefiel, wenn auch nur, um mit einer artigen Stiefschwester am Traun-Ufer Arm in Arm wandeln zu können. Hier wird nämlich gewaltiger Holzhandel getrieben, und Alles schien mir hölzern in der Welt, nur nicht die seelenreiche Stiefschwester.

3.

Verschwunden.

Wien, 13. August 1819.

Wie gewaltig ist die Natur! wie unerklärlich ihr Zauber über uns! Was wir nun so Liebe nennen, ist wohl mehr als Frühlingstrieb des Thieres; ja, man liebt und findet durch den Gedanken an jenen Trieb sein Heiligthum entweiht. Die Liebe steht so hoch über das irdische Drängen der Natur, als der göttliche Menschengeist über Polypen und Affen.

Daß die schöne Helena von Wels mich ein wenig anfesselte, — wie konnt' es anders sein? Die Schönheit hat ihr Reich. Rührte mich

nicht auch des Marmors Form zu Innsbruck? Die Anmuth des Umgangs konnte die Fessel nur stärken. Sie ward fester durch das Hochsittliche der jungfräulichen Seele, die mich mit Ehrfurcht erfüllte. Aber das Geheimnißvolle hat nun das Werk vollendet. Warum eben dies? Ich habe sie nicht mit der Trunkenheit eines Liebenden geliebt; warum lieb' ich sie jetzt mit Trunkenheit? Höre!

Als ich nach dem schönsten Abend, vom schönsten Träumen, am Morgen erwachte, sah ich ein Blättchen Papier durch eine Spalte meiner Zimmerthür hervorragen, offenbar von außen hereingeschoben. Ich nahm es und las: „Gute Nacht, edler Freund! Ich bin verloren und elend. Es ist für mich Alles aus. Leben Sie ewig wohl. Ich bete zu Gott für Sie. Beten Sie für Ihre Schwester Helena.“

Mit Entsetzen las ich die Zeilen, um einen Sinn herauszuahnen. Ich warf mich in die Kleider und läutete dem Aufwärter. Die Freundlichkeit des Burschen beruhigte mich sehr; denn es konnte doch kein Unglück begegnet sein. Ich erkundigte mich, ob meine Gesellschaft schon wach sei, und erfuhr mit Befremden, Mutter, Sohn und Tochter, nebst Kammerfrau, wären Mitternachts, beim Glockenschlage zwölf Uhr, abgereiset; Mutter und Tochter mit rothgeweinten Augen, der Sohn und die Kammerfrau mit verstörten Mienen. Es wäre beim Einsteigen in den Wagen fast kein Wort gefallen; der Weg gen Linz genommen.

Mehr zu erforschen war nicht. Niemand hatte mir ein Lebewohl hinterlassen. Helenens Zettel machte mir Kummer. Guter Jeremias, ich war daran, alle Fassung zu verlieren; darum that ich das, was ich in ähnlichen Fällen zu thun pflege, meine Besonnenheit zu retten. Ich nahm den Schein vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit an, trank meinen Kaffe gar gemächlich im Beisein der Wirthsfamilie, um beobachtet zu sein, denn der Beobachtete hat größere Gewalt, als der Einsame, über sich selbst; verlangte Extrapost nach Linz, und ward somit, was ich mich zu sein stellte, wirklich.

Auf der ersten Station fragt' ich vergebens, wann meine Flüchtlinge angekommen, wohin sie gereiset wären? Man hatte dergleichen Reisende weder in der Nacht, noch am Morgen gesehen. Ich fuhr zur zweiten und empfing gleichen Bescheid. Ich fragte bis Linz, und jenseits Linz, — ohne Glück.

„So bleibt's ein Reiseabenteuer, und am Ende nichts anderes!“ seufzt' ich und zerstreute mich gewaltsam.

Zu Mölk ruht' ich. Ich ging der Zerstreuung willen über die Gassen den Hügel hinauf in's Kloster. Es ist da prachtvolle Aussicht über die Donaufluthen, die sich zwischen den waldigen Uferhöhen spiegelnd herumkrümmen, und auf das romantische Pechlarn, uraltes Getrümmer, wohlbekannt aus den Sängen der Nibelungen, als des tapfern Rüdiger Sitz.

Der Pater Gastmeister zeigte mir gar höflich die Handschriftensammlung des Klosters, die dich, edler Jeremias, bei deinem Pulte, bei deinen Geldrollen und Strazzen, so wenig interessiren mögen, als den, der mir sie vorwies. Denn dieser führte mich mit gleicher Miene, wie in die Bibliothek, in die paar Prachtzimmer des Klosters. In einem derselben deutete er mit besonderer Wichtigkeit auf den gebohnten Fußboden, den ein schwarzer Brandfleck entstellte.

„Schade!“ sagt' ich höflich: „Sie werden das leicht ausbessern lassen.“

„Ei, beileibe!“ rief der Pater Gastmeister: „In diesem Zimmer hat Kaiser Napoleon gewohnt. Hier empfing er eine Depesche. Die zündete er an der Kerze an, warf sie auf den Boden und ließ sie da einbrennen.“

So hält nun der würdige Geistliche den verkohlten Flecken für eine ewig bedeutsame Verzierung seines Kaisersaals; und doch hinterließ Napoleon wohl manches bedeutendere Brandmal.

Ach, die Kinder!

Ländlich, sittlich. Nichts belustigte mich auf der Fahrt nach Wien so sehr, als der Anblick der Zeiselwagen, welche zwischen Oesterreich und Baiern regelmäßig her- und hinzeiseln, und gemeinen Leuten zur bequemen Reisegelegenheit dienen. Es sind ziemlich lange Frachtwagen, mit Korbgeflecht ausgefüttert, oben mit übergespanntem Segeltuch bedeckt, und unter diesem Zelt liegen lang ausgestreckt Männer, Knaben, Weiber, Mädchen, behaglich auf Stroh, neben einander geschichtet, wie gebundene Kälber. Mich stach das Gelüst, eine solche Zeiselfahrt mitzumachen. Sie muß in der bunten Gesellschaft gar unterhaltend sein; und man fährt Tag und Nacht. Ich behalte mir die Freude bei der Rückkehr von Wien vor.

Meine Einfahrt in die Kaiserstadt hielt ich an einem schönen Morgen. Die Stadt ist klein. Aber wie ein Ring, oder ein Hof um den Mond, liegen eine halbe oder Viertelstunde davon die zahllosen,

an einander gewachsenen Vorstädte drum herum. Man hatte meine Reisekiste an der Grenze des Landes mit Bindfaden und Blei geschlossen, daß ich selber nicht mehr Herr darüber war. Hier öffnete man sie beim Schlagbaum, um sie nach verbotener Waare zu durchwühlen. Aber ein paar Stückchen Papiergeld lähmten und erstarreten alle Finger des getreuen Beamten so schnell und stark, daß er zurücktrat und sagte: „Ich seh' schon, Ew. Gnoden hob'n holt Olles in Ordnung.“

Die Sorglichkeit der wienerischen Hausmütter sprach mich gleich beim Eintritt in die Hauptstadt gar vorzüglich an. Frauenzimmer, oft zierlich aufgeputzt, von einer Magd oder keiner begleitet, kaufen auf dem Markt selbst ein, füllen ihren Korb mit Gemüse, und wandern, mit einem Bündel junger Hähne oder schreiender Hühner in der Hand, nach Hause.

Ich habe Paris, ich habe Berlin gesehen. Es ist dort, über alle Hefen der Großstädterei hinaus, etwas Feineres, Geistigeres im Leben und Umgang und Genuß. Selbst der gemeine Mann strebt, wenn auch nur in äußern Formen, da hinauf. Man denkt, man lieset; man zielt auf's Witzige, Anständige, Geistvolle, oder auch nur Empfindsame. Liebe, Politik, Mode, Religion, Wissenschaft sind da stehende Artikel in der Unterhaltung der größern Zahl, so wie es in unserm Städtchen, o Jeremias, du weißt es wohl, Witterung des Tages, Hochzeit- und Kindtauf-Nachrichten zu sein pflegen.

Hier in Wien scheint's mir, neigt sich Alles mehr dem Derben und Massigen zu, und gefällt man sich mehr im soliden Glauben, soliden Essen und soliden Trinken, was man Lebensfrohsinn nennt. Die Einfuhr fremder Tabaksorten, Gedanken und Fabrikate ist verpönt; in der Politik ist der österreichische Beobachter das Orakel, und in der Welt keine Stadt solch ein Himmel, als Wien. Man glaubt, ißt und trinkt.

Gleich in den ersten Tagen sah ich Laxemburg, Schönbrunn, Belvedere, Gemäldegallerien, Porzellanfabrik, Arsenale, Gärten, Naturalien-, Kunstkabinete, Theater, und speisete im Prater, im Augarten. Dann besucht' ich Casinos, Bierhäuser, Kirchen, Bibliotheken, Privatgesellschaften u. s. w., und finde nun zuletzt, will man auf freie Denkart, am besten auf's Denken selbst, und auf feinere, wissenschaftliche Unterhaltung verzichten, es lediglich auf's geistige

Einsamleben, auf's Sinnlichbehagliche abstellen: Wien ist ein ganz trefflicher Ort.

Mir Müßiggänger that es gar wohl, die Arme auf dem Rücken, längs der Donau hinzuschlendern, die großen Schiffe zu betrachten, die von vielen Rossen an langen Seilen stromaufwärts gezogen wurden; oder Abends mit der schönen häßlichen Welt hinauszuströmen, ein großes Feuerwerk verpuffen zu sehen; oder dem bunten Menschengetümmel in allerlei Trachten zuzuschauen; hier Soldaten, Fasmaniten (ungarische Studenten von zwanzig bis dreißig Jahren, in blauer Mönchstracht mit dreieckten Hüten von einerlei Stutz), Stubenmädchen und Staatsherren; dort Türken und Griechen, in morgenländischer Kleiderart, mit Turbanen und dampfenden hölzernen Langpfeifen vor den Kaffeehäusern; oder im Prater umherzustreichen, der weiten, von vielen Schattengängen durchschnittenen Wiese, voller Lust=, Bier=, Tanz= und Spielhäuser zwischen alten Linden, Eichen, Roßkastanien und kleinen Gebüschen, wo nah und fern Trompeten und Pauken lärmen, und zum Ringelstechen und Sich=Herumtrillen=Lassen einzuladen. Wo ein paar tausend Menschen spazieren gehen, geh' ich wohl auch mit.

Dies sind die letzten Zeilen, die ich dir aus Wien schicke. Alles ist zur Abreise nach Ungarn oder zum schwarzen Meere gerüstet und mein Paß= und Finanzwesen geordnet. In Ungarn, sagte man mir, liebe man das Wiener=Papiergeld nicht, und kenne man deutsche Münze schlecht. Am besten fahre ich mit Zwanzigkreuzerstücken Wiener Courant.

Wunderst du dich, was mich ins Ungarland treibt? Eine Erscheinung im Prater.

„Was gibt's da zu sehen?" fragt ich im Prater, als ich vor einem unansehlichen, etwas thurmartigen Hause vorbeischlenderte, wo Leute aus= und eingingen.

Eine Camera obscura, darin man fast den ganzen Prater überschaut."

„Das muß ich sehen!" sagt' ich, trat hinein, einige Treppen hinauf, in ein kleines, dunkles Gemach, wo mehrere Personen um ein Tischchen standen. Ich vermehrte die Gesellschaft, und sah auf dem Tisch das lebendige Bild des Praters mit Lichtstrahlen gemalt.

Der Anblick belustigte mich eine kleine Weile. Es ist etwas

Trockenes in den Farben der Camera obscura; sie sind immer etwas schwärzlich, wie mit Tusch hineingewaschen. Aber daß sich in einem Gemälde die Bäume und Blätter bewegen, ohne daß man den Wind hört; daß Menschen und Thiere durcheinanderlaufen und wirklich von der Stelle kommen, überrascht und gefällt, eben weil man sich in der Täuschung immer am meisten gefällt.

Mitten aus der Lust schreckte mich ein unerwarteter Auftritt in dieser Farben- und Figurenspiegelung auf. Es traten darin zwei weibliche, dann zwei männliche Gestalten größer und deutlicher, also ohne Zweifel näher dem Gebäude, worin ich war, aus dem Gebüsch. Sie blieben, als legten sie es recht darauf an, uns in unserer finstern Kammer durch ihr Geberdenspiel zu ergötzen, in lebhaftem Gespräch stehen. Die beiden Frauenzimmer wandten sich gegen die Herren zurück; das ältere schien sich sehr heftig zu erklären; das jüngere hielt das Köpfchen niedergesenkt auf die Brust, und schrieb mit dem Stecken des grünen Sonnenschirmchens im Staub des Weges. Einer der Herren drohte mit beiden Fäusten gegen die Schreiberin; der andere, kopfschüttelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen und ausgespreizten Fingern von oben nach unten fuhr, schien allen Streit damit niederdrücken zu wollen. Das junge Frauenzimmer hob das Antlitz mit wehklagender Geberde gen Himmel. Edler Jeremias, es war meine schöne Helena von Wels, Zug um Zug. Bald erkannte ich nun auch ihre Mutter, und in dem Droher ihren Bruder. Hingegen der Friedensstifter, ein ältlicher Herr in Jünglingstracht, dessen dickes Halstuch fast über das Kinn zur langen, kameelartigen Nase reichte, blieb mir fremd.

Während sich meine Gefährten im finstern Zimmer an dem Schauspiel belustigten, war ich fast versteinert, bis auf Aug' und Herz. Dieses pochte, als wollt' es die Brust sprengen, und die Augen starrten unbeweglich auf Helenens schöne Gestalt nieder. Ich hätte sie anreden, ich hätte mich in den Streit mengen mögen.

Edler Jeremias, man ist zuweilen sehr einfältig. Statt hinunter zu springen und sie zu suchen, blieb ich stehen und behorchte mit den Blicken ihre Unterhaltung. Erst da sich Alle wieder schnell wandten und in dem Gebüsch verloren gingen, lief ich aus dem Gemach davon, die Treppen hinab, ins Freie. Hier aber sah die Welt ganz anders aus, als in der Camera obscura. Gebüsche bewegten sich rings umher, aber in welchem sich meine Leute befunden hatten, ließ sich

nicht unterscheiden. Wie ein Jagdhund auf der Wildfährte, im Zikzak, kreuzt' ich von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken. Als ich in der Nähe des Hauses vergebens gesucht hatte, erweiterte ich den Kreis meiner Streifereien. Wozu noch viele Worte? Die Verschwundenen blieben verschwunden, ob ich gleich bis Nachts umherstrich, und alle Häuser durchrannte, und alle Plätze, wo man bei Windlichtern an langen Tischen im Grünen schmausete.

Unauslöschlich war die Camera obscura-Gruppe vor meinen Augen. Ich suchte sie den folgenden Tag auf, und wieder vergebens. Am dritten ließ mich der glücklichste Zufall der Welt in der Stephanskirche den friedliebenden Herrn mit der Jünglingstracht und Dromedar-Nase erblicken. Sobald er seine Andacht verrichtet hatte, klettete ich mich mit aller Andacht an ihn. Vorwand zu einer Frage, die dem Fremden leicht wird, fehlte nicht; z. B. das Spielen angenehmer Ueberraschung, in ihm den wieder zu erkennen, den man im Schattenspiel der Camera obscura gesehen; dann, und so weiter. Genug, ich erfuhr, woran mir wenig gelegen war, daß er in der ungarischen Kanzlei angestellt sei, und daß — woran mir etwas mehr lag —, die ich suchte, schon am vergangenen Tage nach Ungarn, und zwar nach Pesth, oder wohl gar nach Odessa gereiset wären.

Und die Praterscene in der Camera obscura? Der ungarische Kanzelist schien davon beinahe so wenig verstanden zu haben, als ich. Er hatte die Frauenzimmer, die er bloß durch einen Empfehlungsbrief kennen gelernt, in den Prater begleitet. Hier schien, der Himmel weiß, wodurch? im Gespräch ein heimlicher Familienzwist angeregt worden zu sein. Die Mutter hatte Schweigen geboten, mit Versicherung, sie werde ihren Willen durchsetzen, und sollte die Welt untergehen. Der Sohn hatte sich mit fürchterlichen Schwüren vermessen, einem gewissen Jemand, der nie genannt wurde, die Kugel durch den Kopf zu jagen, wo er ihn träfe, und das Fräulein hatte mit Traurigkeit in Ton und Geberde nur die Worte wiederholt: „Ich lasse mir nicht Leib und Seele verkaufen. Ich kann ohne Mühe sterben.“ Der Kanzelist seinerseits versicherte, er habe, ganz unbekannt mit dem Gegenstande des Streites, nur um Ruhe gebeten, damit man im Prater kein Aufsehen mache. Aus Allem aber schien hervorzuleuchten, daß Sohn und Mutter da der armen Helena Krieg machten und das unglückliche Mädchen in ihrer eigenen Familie verlassen stehe.

Und wenn sie nicht so schön wäre, und wenn ich sie nicht liebte,

und wenn das Geheimnißreiche ihres Schicksals sie nicht so interessant gemacht hätte: das Mitleiden allein hätte mir's zur Pflicht gemacht, ihr meine Hilfe zu bieten. Ich reise nach Pesth. Nichts von ungefähr! Und nicht von ungefähr führte mich mein Verhängniß in Wels an ihre Brust, ehe ich sie selbst und sie mich kannte. Ach, meine arme, schöne Stiefschwester!

Ich glaube beinahe, du lächst boshaft hinter deinem Pult, Jeremias? Lache nicht über die unverkennbaren Fügungen des dunkelwaltenden Geschicks.

4.

Die trojanische Helena.

Odessa, den 18. Januar 1820.

Da sitzt nun der fahrende Ritter am Ufer des schwarzen Meeres, und hat nicht mehr weit bis Ovidiopolis, um dort, wie der römische Dichter, Klagelieder ex Ponto über seine Liebe und Narrheit zu schreiben.

Was soll ich dir, würdiger Jeremias, von der tollen Reise erzählen? In den ersten Tagen meiner Fahrt über Preßburg, ins Ungarland hinein, sah und hört' ich nichts. Nur das Camera obscura-Bild gaukelte mir noch vor den Augen; ich weidete mich an der schwebenden Gestalt der Schwermüthigen, an dem Spiel des Faltenwurfs in ihrem Gewande, an den edeln Bewegungen ihres Leibes. Erst in Pesth ermunterte ich mich. Es war hier eben Herbstmesse, glaub' ich. Alles wimmelte von Kaufleuten, Krämern und Waaren, von Juden, Griechen, Türken, Ungarn, Polaken, Siebenbürgern, Tataren und Deutschen. Ich blieb vom 21. August bis 1. September in dieser Stadt, wo schon die wissenschaftlichere und feinere Gesittung des Abendlandes mit der Barbarei und rohen Pracht des europäischen Osten zu wechseln beginnt.

Man schickte mich vom Pontius zum Pilatus, um über die geheimnißvolle Helena etwas zu erfahren, und ich vernahm endlich, man wisse durch Kaufleute, ihre Mutter sei mit ihr wirklich von Wien nach Odessa gereiset, wo ein reicher Kaufmann, den man mir nannte, Helenens Oheim, seit zehn Jahren das größte Haus bilde. Beiläufig hört' ich auch, Helena hätte in Ungarn einen der ersten Magnaten heirathen können, wenn sie so gutes Geld als guten Adel

gehabt hätte; sie habe in Pesth nur etwa ein halbes Jahr gelebt, und sei vorher in Kronstadt in Siebenbürgen gewesen, wo man von ihrer Familie und ihr selbst wahrscheinlich mehr wissen würde.

Die Nachricht gefiel mir gar nicht übel, und am meisten der Grund, warum sie keine Gemahlin eines Magnaten geworden wäre. Also auf und nach Kronstadt! Es ging durch Haid' und Moor; ich sah viel Büffelochsen und Büffelmenschen; selten ein leidliches Wirthshaus. So kam ich nach Kronstadt, der langen Stadt, im engen Thal, zwischen hohen Bergen.

Meine Nachforschungen brachten hier noch dürftigere Frucht. Es lag mir wenig daran, zu wissen, daß Helenens Vater vorzeiten ein reicher Mann gewesen, in Wien durch Spiel und Handelsspekulationen verarmt und endlich Selbstmörder geworden sei aus Verzweiflung; daß sich die Wittwe darauf mit ihrer jungen Tochter zu einer alten Verwandtin nach Kronstadt begeben und hier in der größten Eingezogenheit gelebt habe; daß nach dem Hinscheid der alten Kronstädterin, welche ihren Schützlingen nur geringen Theil von ihrer Hinterlassenschaft vermacht hatte, Helenens Mutter Siebenbürgen verlassen habe, in der Hoffnung, entweder nebst ihrer schönen Tochter bei ihrem Sohn in Deutschland, oder bei einem steinreichen Stiefbruder in Odessa zu wohnen.

Zwar, ich gesteh' es, mir war bei der Abreise aus unserm Städtchen nie in Sinn gekommen, die Richtung nach dem schwarzen Meere zu nehmen, oder irgend einer Helena durch die Welt nachzuziehen; allein wenn ich es jetzt that, opferte ich auch keine andern Plane auf. Ich will ein paar Jahre lang auf dem Erdball umherschwärmen, mehr nicht; wer weiß, ob ich nach dem Tode dies Milben-Theater wieder sehe! Mir ist's gleichviel, wohin mich Zufall oder Nothwendigkeit schleudern.

Man hat mir schon in Kronstadt gesagt, die Reise von da, durch die Moldau und Neurußland, sei etwas mühsam, vielleicht etwas gefährlich. Indessen der Versuch konnte gewagt werden. Es befanden sich in Kronstadt gerade zu der Zeit deutsche Auswanderer, welche nach der Krimm ziehen und dort ein neues Vaterland suchen wollten. Es waren bei zwanzig Personen, Männer, Weiber, Kinder. Sie machten denselben Weg, wie ich, und daher schloß ich mich an sie, um in größerer Gesellschaft zu sein.

Wir reiseten am 1. Oktober ab. Die Leute hatten mehrere Wagen, die mich an die Wiener Zeiselfuhren erinnerten. Ich hatte mich fast auf ähnliche Weise eingerichtet, wie sie, und höchst einfach, um unter ihnen für nichts mehr als einem Handlungsdiener zu gelten, der in Odessa sein Unterkommen suche.

Die armen Leute dauerten mich. Sie reiseten mit goldenen Hoffnungen durch die Wildnisse, und sprachen noch immer mit Liebe von ihrem Vaterlande, das sie nicht hatte ernähren können. Viele sprachen von ihren Regierungen nicht mit großem Lobe; denn diese, die ihnen kein Brod geben konnten, sondern nur Steuern und Steuern forderten, hatten ihnen tausend Hindernisse in den Weg gelegt, um sie am Auswandern zu hindern.

Die Hospodaren der Moldau haben ein großes, zum Theil äußerst fruchtbares Land. Aber es ist arm, fast ungebaut, ausgeplündert, erschöpft durch den ruchlosesten Despotismus der Fürsten und ihrer Wucherer im Fanal. Der Hospodar schreibt sich aber doch: „Wir, von Gottes Gnaden!" so gut, als ein Anderer.

Das Reisen durch dies Land ist eine Buße. Wir hatten mit dem größten Ungemach zu kämpfen. Tage lang mußten wir durch öde Steppen ziehen. Nur wenige Dörfer waren zu sehen, alle schlecht, zerfallen, unreinlich; keine Häuser, nur niedrige, stallähnliche Hütten. Wirthshäuser fehlen ganz, oder, wo irgend eine kothige Baracke diesen Namen trug, war es ungastlich und unheimlich darin. Man warnte uns vor der Pest, die eben dort grassirte. Ich nahm daher mein Nachtlager mehr denn einmal im Wagen oder auf bloßer Erde. Ach, würdiger Jeremias, das Camera obscura-Bild ward immer matter und bläßer vor mir, und die Schwärmerei meines Herzens entwich so sehr vor dem Zorn meines Magens, daß ich im vollen Ernst den närrischen Einfall verwünschte, mich in diese Wüsten hineingeabenteuert zu haben, über welche der Despotismus alles Elend aus Pandorens Büchse hatte fliegen lassen. Nur die Hoffnung war auch mir noch zurückgeblieben. Ich tröstete mich, in der Stadt Gallatsch Erquickung zu finden.

O Himmel, welche Stadt! Eine unflätigere hatt' ich nie gesehen. Alle Häuser sind von Holz, schmutzig, dumpf und stinkend; die Straßen nur mit hölzernen Balken belegt, damit Niemand im Morast untergehe. Weil meine Gefährten ein Donauschiff mietheten, entschloß

ich mich auf der Stelle, den Argonautenzug mitzuthun, und ließ mir von dem gefälligen österreichischen Konsul, Herrn Mensoli, eine Empfehlung nach der ersten Quarantaine in Neurußland geben.

Wir kamen noch an demselben Tage (es war der 14. Oktober) bei dem Quarantaine-Orte an, denn er ist nur drei Wegstunden von Gallatsch. Hier aber zwang man uns, bis den andern Tag auf dem Schiffe zu bleiben; dann, als wir Fuß ans Land setzen durften, sperrte man uns am Ufer in eine erbärmliche, mit Pallisaden umschlossene Hütte ein, und hier mußte ich mit allen Männern, Weibern, Kindern vierzehn Tage in der Quarantaine bleiben, trotz meiner Empfehlungen vom österreichischen Konsul.

Ich war mit lebendigem Leibe in der Hölle, edler Jeremias. Aber endlich lernt' ich hier doch, daß man sich zuletzt auch sogar an die Hölle gewöhnen könne. Die Speisen waren für gutes Geld elend, und für den sauern Wein mußt' ich vierzig süße Paras zahlen.

Sobald wir der Gefangenschaft entlassen und — ich weiß nicht, warum? — visitirt worden waren, begaben wir uns eine kleine Wegstunde weiter ins Land zu einem Dorfe, das Domaro hieß, welches die Leute dort aber Stadt nannten. Hier kaufte ich mir Brod, Kaffee und Wein, miethete mir ein Fuhrwerk, nahm einen jungen Kerl aus meinen bisherigen Reisegefährten zur Begleitung, und so fuhren wir durch Bessarabiens Steppen wohlgemuth dem Dniester zu, nach Bender. Zwei Mähren, die kein Loth Fleisch am ganzen Leibe hatten, und ein Wagen, an dem kein einziger eiserner Nagel, geschweige eine eiserne Radschiene war, — siehe, das war unsere Equipage. Wir gingen meistens zu Fuß; die gespensterhaften Rosse hätten lieber von uns gezogen werden mögen, als daß sie uns zogen. In den Steppen erblickt man selten ein menschliches Antlitz, noch seltener ein Dorf. Wenn wir dergleichen erreichten, bekamen wir graues Brod und stinkenden Branntwein; das Wasser hatte häufig einen widerlichen, salpetrigen Geschmack.

Als man mir in Bender wieder von der Quarantaine sprach, die jenseits dem Dniesterflusse lag, und wo ich etwa einundzwanzig Tage weilen sollte, überfiel mich kaltes Entsetzen. Ich verlangte gar nicht, die Stadt zu sehen, welche Karl XII berühmt gemacht hatte, drückte den Russen, die mich anfangs gar nicht verstanden, ein Stück Geld in die Hand, worauf sie, plötzlich erleuchtet, mir besseres Fuhrwerk schafften und mich nach der bessarabischen Hauptstadt Kischinew

schickten. Am 28. November kam ich hier an, elend, ausgehungert und krank.

Diese Hauptstadt, edler Jeremias, ist ein wüstes Nest mitten im alten europäischen Scythen- oder Thrazierlande. Da leben arm, träg, unreinlich Tataren, Russen und Juden beisammen; doch fand ich auch zum Glück einige deutsche Familien. Bei einer derselben lagerte ich mich ein und pflegte meines Leichnams auf's Beste. Ein junger russischer Offizier, der meinen Wein vortrefflich fand, leistete mir Gesellschaft. Er sprach das Französische sehr geläufig, und hatte den Feldzug gegen Napoleon, von Moskau bis Paris, mitgemacht.

Ich gestehe dir offen, Jeremias, das Leben eines unabhängigen Privatmannes in England oder Nordamerika, in Frankreich oder der Schweiz, oder einigen Ländern Deutschlands, im Genusse eines milden Himmels und alles dessen, was Kunst und Wissenschaft seit Jahrtausenden Herrliches und Großes geleistet und errungen haben, und im behaglichen Sein zwischen gebildeten Freunden und Werken älterer und neuerer Schriftsteller, und in dem erhebenden Allwissenheitsgefühl, welches Briefwechsel oder Zeitblätter von entfernten Freunden und Gegenden auf dem Erdball gewähren, — das Leben eines solchen Privatmannes ist unendlich reicher und edler, als das Leben aller barbarischen Hospodaren, Fürsten und Khane dieser kulturlosen, wüsten Landstriche Ost-Europens zusammengenommen.

Man hat wohl sehr überflüssige Furcht, wenn man sich vor dem Tage ängstigt; da es dem scheinbaren Koloß der russischen Macht einfallen dürfte, sich gegen das blühende Abendland unsers Welttheils zu wälzen. Dieser jüngste Tag, den selbst Napoleon, ich weiß nicht, ob im Ernst, oder um absichtlich Furcht zu machen, zu fürchten schien, — dieser Tag ist noch sehr fern, oder kömmt wahrscheinlich nie.

Ich gebe euch gern zu, daß die Sehnsucht der Nordvölker immerdar nach dem Süden zieht; aber darum allein kommen sie so bald nicht, als Eroberer, zu uns. Es liegt zwischen Wunsch und Erfüllung ein langer Weg. Die Zivilisation des Abendlandes stämmt sich ihnen mit jener überlegenen Gewalt entgegen, welche der Geist jederzeit über körperliche Macht zu haben pflegt. Eben noch jener Rückzug Napoleons aus Rußland hat die Ueberlegenheit abendländischer Bildung bewiesen. Immer wurden die Russen, wo irgend angegriffen ward, von den Trümmern eines durch Frost und Hunger zerstörten

Heeres zurückgewiesen. Tapfer und gewandt sind die Russen in Feld und Schlacht, das wird Niemand läugnen. Aber wie anders fechten die Preußen, Sachsen, Baiern, die Franzosen und Engländer! Gleiche Zahl dieser Abendländer gegen die Nordvölker macht die Partie ungleich. Dafür sprechen die Thatsachen der neuesten Kriegsgeschichte.

Allerdings, das russische Reich ist ein ungeheures Reich, aber nur — an Landstrichen. Es hat eine Ausdehnung von beinahe 350,000 Geviertmeilen; aber welch ein Land! Ein Theil desselben Eis und Schnee; ein noch größerer Theil unendliches, unwirthbares Steppenland oder unermeßlicher Wald. Nur der kleinste Theil des Bodens ist fruchtbar. Selbst im europäischen Rußland ist noch lange nicht der dritte Theil der Erde angebaut. Jene öden Wiesengründe aber müssen bleiben, weil das Land nur noch zur Viehzucht taugt; jene weitläuftigen Wälder müssen bleiben, weil, nur mit Hilfe des Brennmaterials, der Mensch dort wohnen kann. Eben diese Härte des Klima's, diese Unwirthbarkeit des Bodens bleibt aber auch das ewige Naturhinderniß der Zivilisation und des engern Beisammenlebens; und vierzig bis fünfzig Millionen Menschen wohnen dort, wie verloren, in den weiten Räumen. Wo da auf dem Raum einer Meile hundert Personen hausen, sieht man tausend in Deutschland, Frankreich, England.

Und dann, edler Jeremias, sehen müßtest du diese Nationen, um dir einen Begriff von der Tiefe ihres Standes auf der Himmelsleiter menschlicher Gesittung bilden zu können. Allerdings hat Rußland einzelne treffliche Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren, die mit denen der übrigen höhern Menschheit in Reih' und Glied stehen. Aber diese gelten so wenig für Zeugen dessen, was das russische Volk selbst sei, als Deutschlands, Englands, Frankreichs große Geister für die Kulturstufe der Volksmassen zeugen, unter denen sie leben. Und welch ein Abstand zwischen dem britischen, deutschen, niederländischen, französischen Landmann und dem russischen!

Aber auch die Kultur der Menschen in diesen von der Natur unfreundlich ausgestatteten Weltgegenden kann unmöglich schnellen Schritt gehen, wenn auch Jahrhunderte lang menschenfreundliche und weise Fürsten, gleich Alexander, den Thron der Czaaren inne hätten. Dem widersetzt sich nicht nur das Zerstreutleben der Völker, von denen viele ganz nomadisch sind und bleiben müssen, sondern

auch die unüberwindliche Nothwendigkeit, die aus der Natur eines so weitläuftigen Reichs hervortritt. Hier muß, um das unübersehbare Gebiet zusammen zu halten, auf welchem hundert Sprachen gesprochen werden, statt der Freiheit, der Machtwille eines Einzelnen gelten; hier muß, um die weiten Grenzen nach drei Welttheilen hin zu decken, ein für die Volkszahl unverhältnißmäßiges Militär auf den Füßen gehalten werden. Und wenn es schon in zivilisirten Ländern schwer ist, bessere Begriffe zu verbreiten, wie nun hier? Und wenn nun noch bei einem oder dem andern Staatsmann sogar die Furcht hinzukömmt, Volksaufklärung sei ein gefährliches Ding! — — —

Ich sehnte mich wieder zu Menschen, und verließ mit meinem Begleiter am 21. Dezember Kischinew. Wir kamen folgenden Tages zu einem Dorfe am Dniester, gegen Dubitza oder Dubissan über, wo man mir abermals die höchstliebliche Nachricht von einer Quarantaine brachte, die ich in Dubissan, etwa zwanzig Tage lang, auszuhalten haben werde. Der Bauer, welcher mir sie gab, war ein Deutscher; er freute sich, die Töne der Heimath von unsern Lippen tönen zu hören, und lud uns gastfreundlich zu sich ein. Er meinte: mit der Zeit komme Rath; der Dniester wäre schon stark gefroren; man müsse Gelegenheit und Stunde abwarten und die Quarantaine umgehen. Das ließ ich mir gern gefallen, und der brave Deutsche verpflegte uns trefflich, besorgte auch bei der Polizei des Orts das Unterzeichnen unserer Päße, — denn wenn sonst keine Spur europäischer Zivilisation, findet man doch in den Wildnissen bis Asien noch Polizei und Päße. Die schmierige Unterschrift der Polizei bezahlt ich aber mit vier Rubeln oder zwei Gulden.

Nach drei Tagen rief eines Abends mein Deutscher: „Jetzt, ihr Herren, vorwärts! Der Dniester ist fest; die Wachten in Dubissan geben sich schwerlich Mühe, nach Mitternacht da zu lustwandeln, wo sie Niemanden erwarten.“ Wir gingen. Zwei Pferde standen vor dem Hause. Mein Gepäck ward aufgeladen. In Schnee und Mondhelle reiseten wir ab. Wir zogen über die Eisdecke des breiten Flusses, nicht ohne Grausen, unserm Führer nach; mit noch größerm Grausen aber jenseits des Stroms dem Wachthause vorbei, im Schnee watend, einen steilen, mühseligen Hügel hinauf. Wären wir bemerkt worden, hätte man uns mit Flintenschüssen zum Besuch

der Wachthütte eingeladen. Wir entrannen der Gefahr und trabten die ganze Nacht durch fürbas einer Stadt, wie sie unser Deutscher nannte, — ihren Namen hab' ich vergessen — mit Eilschritten entgegen.

Gegen Morgen sprang uns plötzlich ein russischer Soldat in den Weg, der aus einer Art Höhle hervorgekrochen war, und forderte unsere Pässe. Die unerwartete Erscheinung hatte mir keinen geringen Schreck verursacht. Mein ehrlicher Deutscher aber wußte besser Bescheid und sagte zu mir: „Der Kerl kann so gut lesen, als mein Roß die Flöte spielen. Geben Sie ihm ein Trinkgeld.“ Ich gab dem gewissenhaften Kriegsmann eine Handvoll Kupfermünze, und die Sache war sogleich mit vielen Komplimenten abgethan.

Ziemlich erstarrt langten wir in dem kläglichen Dorfe, welches Stadt hieß, bei einem Bekannten unsers Führers an, und thaten uns nach der nächtlichen Heldenfahrt gütlich. Das beste war, daß wir hier zwei deutsche Kolonisten aus Glücksthal antrafen, die im Begriff waren, mit ihren Schlitten in die Heimath zurückzukehren. Die gute Belohnung, welche ich meinem bisherigen Führer gab, machte die Kolonisten noch freundlicher. Wir wurden schnell einig, daß ich in ihrem Schlitten nach Glücksthal fahren solle. Es ging vorwärts.

In dem traurigsten aller Glücksthäler feiert' ich, in dunstiger Stube, den ersten Tag des Jahres 1820. Die ganze Kolonie besteht aus Deutschen und Schweizern. Mein Wirth war ein Graubündner. Man brachte mich, nach einigen Tagen Ruhe, ziemlich rasch und bequem von Kolonie zu Kolonie, an denen die Namen das Schönste waren, von Glücksthal nach Kassel, und zum Städtchen Tiraspol am Dniester. Es ist dies ein ganz neu gebauter Ort, sehr regelmäßig angelegt, von schmutzigen Roskolniken, Zigeunern, Tataren und Juden bevölkert. Eine Stunde davon, jenseits des Dniesters, erblickt' ich noch eine andere Stadt. Denke dir mein Erstaunen, Jeremias, als ich wahrnahm, das sei abermals Bender, wo ich schon vor vier Wochen gewesen! Also war ich durch das ödeste Land von der Welt vierzig Tage und Nächte im Ring herum geschleppt worden, wie das israelitische Volk in der Wüste, ohne zu wissen, wo ich mich befand; und das bloß, weil ich der Quarantaine hatte ausweichen wollen. Man reise nicht bei den Tataren und Wallachen, ohne ihre Sprache, und ohne Landkarte oder Kompaß.

Im Sturm und Schneegestöber kam ich, bei kurzen Tagreisen, über die Kolonien Straßburg und Selz, wo sich mein bisheriger Begleiter, der junge Auswanderer, dankbar von mir trennte, in Odessa an. Es war der 8. Jänner 1820.

Nun denn, edler Jeremias, lache dich satt! Die bessarabischen Steppen haben das liebekranke Herz vollkommen hergestellt. Schicke alle Verliebte dei...s Städtchens, sobald man sie für unheilbar hält und die Aerzte verzweifeln, zu den Bulgaren, Wallachen, Malorossianern, Tataren und Zigeunern dieser Steppenwelt. Sie werden genesen.

Daher wundere dich nicht, daß ich trocknen Auges, mit dem ruhigsten Gemüthe von der Welt, wenige Tage nach meiner Ankunft zu Odessa, erfuhr, daß meine Helena, Gott weiß, wohin? vielleicht nach Troja an den Hof des Priamus, entführt und ich der betrogene Menelaus sei. Der berühmte steinreiche Oheim hatte vor Jahr und Tag schon Bankerot, und sich selber unsichtbar gemacht; Helena und ihre Mutter waren glücklich längst vor mir in Odessa angekommen, und über die Unsichtbarkeit des Oheims fast in Verzweiflung gerathen. Ich sage aber: „fast,“ weil sich bald ein junger, reicher Brite, voll christlicher Liebe, fand, welcher die Verlassenen zu trösten übernahm. Acht Tage vor meiner Ankunft in Odessa hatte dieser neue Paris meine trojanische Helene, nebst ihrer Mutter, entführt, und zwar ohne Hinderniß. Sie waren Alle nach Konstantinopel. Glück zu!

5.

Das Leben am schwarzen Meere.

Odessa, in den Jahren 1821 und 1822.

Nein, edler Jeremias, du irrst. Wenn man Ungarn, Siebenbürgen, die Steppen der Moldau und Bessarabiens durchwandert, und ein halbes Jahr Hunger gelitten hat, wird man es nicht so bald satt, in einem großen, palastartigen Hause, in zierlich tapezirten Zimmern zu wohnen, mit der Aussicht auf die buntscheckigste Welt, wie man sie einzig nur am schwarzen Meere, an den Grenzen Asiens, in einer großen Handelsstadt sehen kann; nicht so bald satt, an einem Tisch zu sitzen, den alle Tage wechselnd der Speisekünstler mit Leckereien des Orients und Occidents bedeckt; oder in Kaffeehäusern, Ka-

sinos, Theegesellschaften, Theater und Konzert herumzufahren, und nach der angenehmen Last des Tages in weichen Betten vom feinsten Stoffe auszuruhen.

Und sollt' ich noch zehn Jahre in Odessa bleiben, ich würde bleiben, und mein kühles Grab lieber am Ufer des schwarzen Meeres graben lassen, als daß ich noch einmal die Wüsteneien sehen möchte, welche ich durchzogen bin.

Odessa ist eine große Stadt im Werden. Sie mag bei 40,000 Einwohner halten, ist aber noch lange nicht vollendet. Ich liebe aber das Werdende, weil die Hoffnung unendlich mehr reizt, als die Erinnerung oder der Genuß der Gegenwart. Die Straßen sind sehr breit, und alle in geraden Linien gezogen; aber noch keine ist ganz beendigt. Ueberall Lücken und leere Stellen.

In zwei, drei Sommer-Monaten kann hier ein ziemlich großes Haus, zwei Stockwerk hoch, mit gewölbten Kellern von Grund aus massiv, aufgebaut und im Winter schon bewohnt werden. Die Baustoffe sind in den Steinbrüchen nahe. Die Fundamente und Zwischenmauern werden von hartem Kalkstein gemacht; was über der Erde ist, von einem weichen, tuffartigen Stein, der schon in den Brüchen zu viereckten Stücken gesägt und mit Beilen behauen, hundertweis verkauft wird. Der Wohlhabende läßt sein Dach mit Eisenblech decken und es grün anstreichen, was nicht übel steht.

An Handwerkern aller Art für Bedürfniß und Ueberfluß, oder Ueppigkeit mangelt's nicht. Karawanen führen durch die Steppen, Flotten über die Wellen, den nöthigen Stoff herbei. Aber eins noch mangelt und wird lange noch vermißt werden: die sämmtlichen Straßen sind ungepflastert. Es würde Millionen kosten, diesen schwarzen, fetten, weichen Boden aus den Steinbrüchen zu befestigen. Beim Graben von Grundlagen der Häuser findet man in der Tiefe nur gelblichen Leimengrund und keinen Stein; daher bringt jeder Regen und Schnee allgemeinen Morast, und Niemand, selbst das Frauenzimmer, wagt sich unbestiefelt aus dem Hause. Jeder Schuh wäre unwiederbringlich verloren. Im Frühling und Herbst kann man sogar kaum die Trottoirs gebrauchen, sie kaum nur sehen, die bei gut gebauten Häusern aus spitzen, eckigen Steinen zusammengesetzt, aber vom Koth begraben zu sein pflegen.

Daraus entsteht ein anderes Uebel. Die Fuhrwerke jeder Art gerathen bei nasser Witterung in unglaubliche Noth. Es ist oft be-

trübt, oft lächerlich, zu schauen, wie da Menschen, Rosse und Räder im tiefem Sumpfe umherkneten. Am schlimmsten daran sind die sogenannten Wasserbauern, welche auf ihren Wägen das Wasser, aus benachbarten Quellen, in Fässern nach der Stadt führen und eimerweise verkaufen. Nach starkem Regenwetter schlägt daher der Preis des Wassers beträchtlich auf, weil dabei jedes Mal mehrere Pferde zu Grunde gehen.

Im Sommer hinwieder, da es selten nur regnet, verwandelt sich Alles in einen Staub, der die Straßen oft, wie dichter Nebel, füllt. Dazu helfen die beständigen Winde mit allzugroßer Dienstfertigkeit. Wer seine Augen auch nur ein wenig lieb hat, faßt sie daher hinter Glas und Seide in Brillen ein. Aber der wechselnde Wind, der wechselnde Staub und Morastdunst, das plötzliche Aendern der Temperatur zeugt mehr Krankheiten, als zum seligen Leben vonnöthen sind.

Am belustigendsten wird für mich stets der Maskenball unter meinen Fenstern bleiben. Es ist ein gar köstliches Schauspiel, dies Durcheinanderwimmeln von allerlei Nationalphysionomien, Trachten, Gesichtsfarben, Sprachen! Der Mensch ist ein wunderliches Thier, voller Stolz und Neid, wie kein anderes. Frag' herum, Jeder wird mit seinem Loose unzufrieden sein und Besseres begehren; und doch wird sich Jeder, mit dem, was er hat, für etwas Besseres, Würdigeres, Klügeres ansehen, als Alles außer ihm. Jeder zieht eigensinnig seine Sitte, Lebensweise, Tracht und Religion den übrigen vor, und belacht oder bedauert die Andern.

Neben Figuren, fast aus allen europäischen Staaten, die der Handel hierher lockte, sieht man am meisten Juden und Griechen auf den Gassen und öffentlichen Plätzen; oder sie fallen vielleicht auch nur am meisten durch ihre Trachten auf.

Die Juden erblickst du noch alle morgenländisch gekleidet, in einem langen, faltenreichen Gewande, um den Leib mit einem Gürtel. Ihr Gewand ist gewöhnlich schwarz; nur bei den Reichern zuweilen auch von einer andern dunkeln Farbe und von Seidenstoff. Dazu tragen allesammt große, runde Hüte und lange Bärte, wodurch sie eben nicht anmuthiger werden. Köstlicher noch schmücken sich die Jüdinnen heraus, aber nicht geschmackvoller. Alle wollen in Seiden-

zeugen gehen. Der Kopf der Reichern ist ganz mit Perlen beschneit, deren Weiße auf der glänzenden Rabenschwärze des Haares blendet.

Die Griechen verwechsle ich noch immer mit ihren muhamedanischen Unterjochern. Sie haben ganz orientalischen Schnitt, und sind fast zu sehr vertürkt, als daß sie mich an ihre Phocionen, Aristiden und Cimonen mahnen sollten. Alle tragen Schnurrbärte; einige auch lange Bärte; wenige sind, gleich den Europäern, um Kinn und Lippen geschoren. Die reichern Griechinnen werden sich früher vereuropäern, als ihre Männer; sie haben häufig die Frankentracht angenommen. Doch die neulich den Blutbädern in der Türkei Entronnenen sind ihrer morgenländischen Kleidung noch treu geblieben.

Diese Flüchtlinge jammern mich. Sie irren auf den Straßen Odessa's wie Verlorne umher. Ohne Zweifel hast du das Leichenbegängniß ihres Patriarchen in allen deinen Zeitungen gelesen, welches im Mai gehalten ward, als man aus Konstantinopel den grausam Mißhandelten und Ermordeten über das schwarze Meer hierher brachte. Auch ich war unter den Zuschauern des Trauerzuges, der anfangs von einem Tage zum andern verschoben ward, weil man den ersten Sarg für die Gebeine des Heiligen untauglich erklärte, und einen zweiten verfertigen ließ. Dieser war ein großer, schwerfälliger Kasten, von innen mit dem besten englischen Zinn ausgefüttert, worein der Todte in seiner orientalischen Amtstracht gelegt ward.

Eine unermeßliche Menge Volks stand am Hafen, Zeuge der Feierlichkeit zu sein. Es war einer der lieblichsten Maitage. Unter dem Kanonendonner aller vor Odessa gelegenen Schiffe ward der Sarg ans Land gebracht, mit golddurchwirkten, prächtigen Teppichen behangen. Morgens 9 Uhr begann der Zug. Ein Prunkwagen, von sechs Rossen gezogen, trug unter einem Baldachin den Sarg. Patriarchen, Bischöfe, Priester, russische Generale, Offiziere, Zivilbeamte, sämmtlich in Feierkleidern, begleiteten die Asche des Märtyrers. Der Anblick der reichen Gewänder, des vielen Goldes und Silbers, blendeten, in der Sonne wiederstrahlend, die Augen. Der Zug dauerte fast zwei Stunden bis zur russischen St. Nikolauskirche, und wurde folgenden Sonntag mit gleicher Pracht wiederholt, weil man dann erst den Sarg in die griechische Kirche führte.

Reisende beklagen sich über die Todtenstille der Sonntage in England. Sie sollen nach Odessa kommen. Hier ist der Sonntag der lärmendste und lustigste Tag der Woche. Nie hört man auf der Gasse mehr Toben von Reitenden, Fahrenden, Frachtwagen, Equipagen russischer und polnischer Edelleute, Spaziergängern, Kirchengängern, Kolonisten, Wasserbauern, Krämern, Hökern, Handelsjuden u. s. w.

Morgens läuten von sieben Kirchen die Glocken zum mannigfaltigsten Gottesdienst. Nur die Deutschen sind hier am bescheidensten. Sie haben keine eigene Kirche, sondern einsweilen ein großes Magazin gemiethet, worin sie ihre Andacht nach lutherischer Ordnung verrichten. Alle Straßen sind mit Kirchengängeru bedeckt. Man fährt in leichten Wagen und Droschken dahin. Die Kirchen sind gewöhnlich von einer Wagenburg während des Gottesdienstes umringt. Vor den russischen Kirchen sitzen Männer und Weiber, die den Andächtigen Früchte, Leckereien, Brod, Kindertand verkaufen. Ein Haufe von Bettlern, halbnackt, in zerrissenen Kleidern, mit scheußlichen Bärten, umlagert die Pforten der Tempel und erfleht Almosen. Seltsam sticht neben diesem kothigen Troß die Pracht der russischen Popen ab, wenn sie in ihren langen, gold- und silberbesetzten Kleidungen, als demuthsvolle Jesusjünger, majestätisch herdurchschreiten.

Aber nicht nur bei den Kirchen ist eine Art Markt, sondern zugleich alle Sonntage wird vom Morgen bis zum Mittag, auf drei verschiedenen, sehr großen Plätzen, der gewöhnliche Wochenmarkt gehalten. Dahin strömt nun Alles zu Fuß und zu Pferd, und mit allerlei Fuhrwerk. Eine Menge Fiaker steht da bereit, Jeden, oder seine eingekaufte Waare, wohin er will, zu bringen. An Mundvorrath aller Gattung mangelt's nicht.

Die russischen Bauern und deutschen Kolonisten sind die ersten auf dem Platz; auch die Juden und Griechen sind gleich früh bei der Hand. Dazwischen tummelt sich die elegante Welt in allem Schmuck, neben betrunkenen Bauern, fluchenden Polizeidienern und lachenden Bauerweibern im steifen Sonntagsstaat. Nachmittags geht's auf öffentliche Lustplätze, in Trinkhäuser und Tanzsäle. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sich Dienstmägde von ihrer Herrschaft sogleich beim Antritt die Erlaubniß bedingen, Sonntags Abends auf den Ball zu gehen.

Nur an hohen Festen, nämlich Ostern, Pfingsten und Weihnach-

ten, darf kein Markt gehalten werden und sind alle Kramsbuden geschlossen. Darum aber treibt man nicht minder sein lustiges Wesen, besonders am Osterfest. Gleich nach der Morgenmesse läuft, fährt, reitet da Alles hinaus vor die Stadt auf eine benachbarte Haide, unweit der Festung. Dort sind dann Zelte und Buden in Menge aufgeschlagen, Spiele aller Art aufgerichtet, Schmausereien und Trinkgelage in Fülle. Es ist ein groses Lager im Schlaraffenland. Die Alten selbst werden hier zu Kindern, die Klugen zu Narren. Das dauert acht Tage lang. Zum Schluß der Freude begibt sich am Montag die gesammte Volksmasse auf den Todtenacker, wo jedes Grab seinen Namen und besonderes Zeichen trägt. Aber auch hierher wird Wein, Branntewein, Brod und Braten, und was dem Magen behagen mag, mitgeschleppt. Man schmauset und zecht über den Gräbern, bringt den Verstorbenen Trinksprüche und treibt Kurzweil. Ländlich, sittlich! Die Leute entschädigen sich nur für die strengen, vierzigtägigen Fasten, in denen sie nicht einmal Eier, Butter, Milch, Käse u. s. w. genießen dürfen.

Adelstolz, Geldstolz, Glaubensstolz, — ei nun, kein Wort davon, er ist überall daheim, nicht nur bei Russen, Tataren, Handelsleuten, Juden und Griechen von Odessa. Weil viel Verkehr ist, herrscht viel Luxus, wenn auch nicht vom edelsten Geschmack begleitet. Er nahm besonders in den Jahren 1816 und 1817 zu, als aus dem Abendlande unermeßliche Geldsummen für Getreide hieher strömten, und man am schwarzen Meere goldene Zeiten feierte, während das übrige Europa hungerte.

Der Arme lebt hier fast nur von Brod und Branntwein. Es ist auch nichts Seltenes, Leichname solcher Armen mitten in Straßen und Spaziergängen zu finden. Liegt ein Todter da, treten neugierig die Vorbeigehenden hinzu. Russische Männer und Weiber legen, als Reisegeld in die Ewigkeit, Kupfergeld auf den Körper, daß er oft ganz davon bedeckt ist. Dann kommen Soldaten, tragen ihn fort und verscharren ihn, wie er ist, in die Erde. Vermuthlich ziehen sie ihm vom Reisegeld für die Ehre des militärischen Begräbnisses etwas ab.

Man kann's ihnen nicht übel deuten. Hier spricht Alles von Gewinn und Rabat. Wohn' ich länger in dieser Stadt, werd' ich selbst zum Schacherer. Die Juden sind, wie in Bessarabien, auch hier die Geldwechsler. An allen Ecken der Stadt sieht man einen Juden oder

eine Jüdin auf offener Straße hinter einem kleinen Tisch Bankgeschäfte treiben, Silber und Gold gegen Kupfermünze, baar Geld gegen Banknoten auf blauem (5 Rubel), rothem (10 Rubel) und weißem Papier (25 bis 200 Rubel) vertauschen.

Mit Papier werden gewöhnlich die Beamten besoldet, und die Besoldung ist im Durchschnitt gering. Daher jagt Jedermann den Gebühren und Sporteln nach. Ein Polizeimeister, der ein gutes Haus führen, schöne Dienerschaft, Equipage mit vier oder sechs Pferden halten will, kann mit seinem Jahrgehalt von 1200 Rubel Papiergeld schwerlich drei Monate ausreichen.

Es versteht sich, auch ein großer Theil des schönen Geschlechts treibt Handel, nämlich mit seinen Reizen. Kann ein Mädchen nicht nach dem Rang seines Standes, oder seiner Schönheit, durch Arbeit der Hände leben, oder ist ein junges Weib mit dem Mann in Zwist, miethet es sich ein nettes Zimmer, schmückt es aus und führt stille Wirthschaft. Die Anbeter fehlen nicht; die Einnahmen mehren sich; man verdoppelt den Putz, man nimmt eine Magd, führt großen Ton.

Die Zahl solcher Wesen ist groß; russisch, griechisch, jüdisch, französisch gekleidet; von aller Gestalt, Sprache und Bildung, und zu jedem Preise. Man begegnet ihnen in allen Straßen und öffentlichen Gärten, und erkennt sie leicht, weil sie — die Schminke lieben. Diese Sittenverwilderung ist Ursache, daß viele junge Männer unverheirathet bleiben.

Geld und Vergnügen, dem jagt Alles nach; aber die geselligen Vergnügungen feinerer Art wollen in Odessa nicht gedeihen. Man hatte ein russisches Theater; es war aber schlecht, und gezwungen, schuldenhalber mit seinen Gläubigern zu akkordiren. Man hatte ein italienisches Theater, es war besser angeordnet, aber spielte zuletzt bei leerem Hause. Man wollte auch eine Redoute einrichten, wofür sich besonders die ausländischen Kaufleute werkthätig zeigten. Es wurden Abonnements gesammelt; Unterschriften fehlten nicht. Allein die Sache zerfiel wieder. Das erste Mal erschienen zwanzig bis dreißig Frauenzimmer dabei; das zweite Mal deren kaum noch zehn. Man ging kalt auseinander.

Am tödtlichsten steht den gesellschaftlichen Freuden der Rangstolz entgegen. Der russische und polnische Edelmann will sich mit dem Handelsmann nicht gemein machen, obgleich dieser im Ganzen mehr Geld, als der Adel hat. Die Kaufleute höhern und niedern Ranges

streben eben so weit aus einander. Einer, der zu Land und zu Wasser Verkehr treiben darf, also zur obersten Klasse gehört, und dafür bei zweitausend Rubel Abgaben zahlt, mag sich mit keinem vermengen lassen, der in der zweiten Klasse nur etwa tausend Rubel oder weniger von seinem Gewerbe steuert. Bleiben die Menschen nicht ewige Kinder?

Man hat auch angefangen, das Betreiben geringerer Geschäfte, und selbst Handwerke, mit Abgaben zu belegen, um vielleicht vom menschlichen Stolz Gewinn für die Staatseinnahme zu ziehen. Kaffeeschenken z. B. sollen jährlich vierhundert Rubel, Handwerker, die ein Schild aushängen wollen, bei fünfzig Rubel entrichten. Ich zweifle aber, ob die Besteuerungsart von Dauer sein werde. Sie scheint das beste Mittel zu sein, die Gewerbe, oder die den Käufern vortheilhafte Konkurrenz zu vermindern.

Das Leben der aus Deutschland eingewanderten Kolonisten zog mich sehr an. Ich besuchte diese Leute in den benachbarten Gegenden mehrmals in ihren neuen Heimathen, wo sie ihre Robinson-Crusoe-Rolle spielen, aber nicht immer mit der Anstelligkeit eines Robinsons.

Die Wenigsten machen ihr Glück, und die Meisten sind durch eigene Schuld so übel daran, als sie irgend in Deutschland sein könnten.

Da sind Familien, welche von der russischen Regierung einige hundert Morgen Landes, mit zehnjähriger Abgabenfreiheit, außerdem noch Vorschüsse von 500 Rubeln und einigem Vieh erhielten. Sie könnten Alle sehr wohlhabend sein. Nur Wenige haben es aber dahin gebracht.

Man macht sich keine Vorstellung, wie unwissend, roh, träg und unreinlich der Mehrtheil dieser Menschen ist. Ihr Land bauen sie bei weitem nicht mit der Sorgfalt an, wie sie sollten. Seit fünfzehn bis sechszehn Jahren fehlen vielen noch die Obstbäume, weil sie keine setzten; sogar Gebüsche zum Brennholz; sondern lieber verbrennen sie gedörrten Mist ihres Viehes zum Kochen und Heizen, oder Strauchwerk, das sie in den Haiden zusammensuchen, oder Torferde aus Morästen. Statt selber Hanf zu pflanzen, kaufen sie ihn um theures Geld in der Stadt.

In ihren wüsten Hütten und schmutzigen Kleidern werden sie den Tataren, ihren neuen Landsleuten immer ähnlicher; so auch in

Sitten. Sie tragen fast Alle braune Ueberröcke oder Mäntel aus grober, ungefärbter Schafwolle, hinten mit einer Kapuzinerkappe versehen; andere gehen Winters und Sommers in schmierigen Fellen, die Pelzkappe dazu auf dem struppigen Kopf. Die Weiber erscheinen nicht minder in Jacken von Schaffellen. Pferde, Fuhrwerk und Geschirr entsprechen dem Allem.

Haben sie in der Stadt vom Erzeugniß ihrer Heerden und Felder Geld gelöset, tragen sie selten viel davon zurück. Da gehen sie mit ihren Weibern in die Keller, zechen, zanken und schlagen eins miteinander und versöhnen sich wieder, sobald sie nüchtern sind. In den Jahren 1816 und 1817 konnten sich Alle durch den hohen Preis des Getreides bereichern; die wenigsten zogen Nutzen von der Zeit; die meisten wurden nur noch lüderlicher. Seit einigen Jahren nun war die Witterung hier, wie im Innern Rußlands, dem Getreideverkehr ungünstig; das Geld fehlt; die Schulden drücken; die Freijahre sind vorüber; die Abgaben sollen gezahlt werden. Nun hört man aller Enden klagen. Mancher würde gern nach Deutschland zurückkehren. Allein das ist keine leichte Sache. Denn wer der Krone schuldig ist, erhält natürlich keinen Paß; es wäre denn, daß man in Deutschland eine Erbschaft zu holen hätte. Dann aber muß der Zurückkehrende vorher drei gute Bürgen stellen, daß er wiederkommen werde.

Ohnehin ist für Jeden schwierig und kostspielig, Päffe in's Ausland zu erhalten; man muß deswegen mehr, als ein Bureau, durchlaufen. Wer in Odessa einige Zeit gewohnt hat, darf nicht eher abreisen, bis er es zuvor dreimal in den Zeitungen bekannt gemacht hat.

Da im Durchschnitt das Getreide in Rußland wohlfeil ist, wundert's mich, daß nirgends zur Bierbrauerei ermuntert wird. Vielleicht besorgt man entweder anfangs geringen Absatz; oder, wenn der Absatz glückt, daß sich dann ein Pächter Namens der Krone einfindet, der Alles an sich zieht. Selbst die Branntweinbrennerei wird verpachtet, und daher der Branntwein in diesen Gegenden der widerlichste Fusel, weil keine Konkurrenz unter den Fabrikanten ist. Es ist wahr, die Krone bezieht guten Pachtzins davon und von so vielem andern; aber die Gewerbe blühen dabei nicht und veredeln sich nicht. Viele Kolonisten verfertigen für ihren Hausbedarf ein treffliches Getränk, aber unter schwerer Strafe dürfen sie davon nicht verkaufen.

Die Regierung hat den Kolonisten nun Waldpflanzung und Weinbau anbefohlen. Das Klima ist dem letzten allerdings gewogen und

mild und heiß genug, wenn schon auch die Winter streng sind. Im Winter von 1822 auf 1823 begann die scharfe Kälte zu Odessa schon im November und stieg bis 26 Grad Réaumur. Sie dauerte bis Ende Februars.

Ich bin in mehrere gute Familien eingeführt, und es behagt mir in den freundlichen Kreisen. Aber, lieber Jeremias, neben der übrigen orientalischen Prunkerei, abendländischen Ueppigkeit, großstädtischen Fremdthuerei und kleinstädtischen Raugsüchtelei waltet doch in allen Ecken übrigens die nordische Unmenschlichkeit noch gar zu vorherrschend. Ich kann mich an Alles, nur nicht an den Anblick dieser Brutalität gewöhnen. Leibeigene Knechte werden von den Russen zuweilen härter, als bei uns Hunde, gehalten. Ich kenne einen solchen Unglücklichen, der das Eigenthum einer gefühllosen Russin ist, und schon wegen seines hohen Alters Schonung verdienen sollte. Es ist ein Greis von siebenzig bis achtzig Jahren. Und dieser muß Nachts vor der Stubenthür der Gebieterin, Winters in der Küche auf dem harten, kalten Boden schlafen; seine Nahrung ist schlechtes Brod und dann und wann Fusel. Er, der sich selber noch kaum tragen mag, muß alles Holz, alles Wasser u. dgl. für die Wirthschaft herbeischaffen, und wird bei jedem Fehler oder übeln Laune der Gebieterin unbarmherzig geschlagen.

Man sagt mir wohl, der Russe will hart behandelt sein, sonst fühlt er's nicht. Allerdings, ich habe es selbst gesehen, daß Leute, wenn sie blutrünstig geschlagen waren, hintennach nur dazu lachten. Allein mit Schlägen macht man den Menschen nicht menschlicher, und mit beständiger Entehrung nicht ehrliebender. Die Knute zeigt nie den Weg zur Zivilisation.

Gröbere oder geringere Vergehen werden öffentlich auf dem Marktplatz mit Schlägen abgestraft. Der Fehlbare, durch Soldaten mit aufgepflanztem Bayonet dahin geführt, hört hier sein Urtheil, entkleidet sich, es sei Mann oder Weib, legt sich mit dem Leib auf ein Bund Stroh, und empfängt zwanzig bis hundert Hiebe mit dickem, ledernem Riemen auf den entblößten Rücken. Ist die Exekution vorüber, eilen Männer und Weiber herbei und beschenken die gezüchtigte Person mit einer Kupfermünze.

Schauerlicher noch ist die Strafe der Knute. Ich war nur ein einziges Mal Augenzeuge, und möchte es nie wieder sein. Man legte

den Menschen auf eine Bank, die sich gegen den Kopf hin erhöhte, schloß ihm den Hals mit eisernem Ring fest, eben so die Füße, daß er sich nicht regen konnte. Dann folgten die Streiche des Knutmeisters auf den nackten Rücken, mit einer Peitsche von Lederriemen, die bei jedem Hieb einschneiden. Schon beim ersten sprang das Blut hervor; beim dritten mußte die Geißel schon abgetrocknet werden. Der Zerfleischte ward nach überstandener Strafe auf einen Wagen gelegt und ins Gebäude der Polizei zurückgeführt.

Nach Sibirien Verbannte führt ein Soldat gewöhnlich durch alle Gassen der Stadt, um Almosen zum Reisegeld sammeln zu können.

Die Rohheit des Volks wundert mich, beim großen Mangel der Volksschulen, nicht. Ich kam an einem Sommermorgen dazu (im Jahr 1821), als allgemeine Schlägerei zwischen Juden, Griechen und Russen statt fand. Soldaten und Kosaken mischten sich, wie gewöhnlich geschieht, sogleich in die Prügelei, um ihren Vortheil dabei zu machen. Es war ein allgemeiner Angriff gegen die Juden. Aber nicht nur an diesem Ort, sondern auf allen drei Marktplätzen zu gleicher Zeit und Stunde, offenbar also durch Einverständniß, hatte man sich gegen sie aufgemacht. Die Polizei von Odessa mußte schon von dem Plan Nachricht gehabt haben, denn die Juden waren durch sie gewarnt worden, denselben Morgen nicht auszugehen, ja den ganzen Tag unsichtbar zu bleiben und ihre Krambuden nicht zu öffnen. Allein sie hatten, aus Liebe zum Gewinn, dem Rathe keine Folge geleistet.

Die Mißhandlung der Kinder Israels war abscheulich. Man schlug sich mit großen Stücken Holz. Es floß Blut. Einige wurden getödtet; noch mehrere schwer verwundet; einige büßten die Augen ein. Plötzlich fing man an, die Wechseltische an den Gassenecken sammt Geld und Banknoten zu Boden zu werfen. Das machte neues Getümmel und Gewimmel. Kosaken und Soldaten lasen zusammen und füllten ihre Taschen. Es gingen in jüdischen Häusern, Kramläden, Wechselbänken u. s. w. beträchtliche Summen in einem Augenblick verloren; nie hat man erfahren, wie viel? In der Judenstraße, in den Wohnungen, selbst in der Synagoge wurden Unfuge getrieben, Fenster und Thüren eingeschlagen, alles in gleicher Zeit. Mehrere hundert jüdische Familien hatten beinahe Alles eingebüßt.

Freilich wurden nachher strengere Untersuchungen angeordnet. Es geschahen Verhaftungen. Allein schwer war auszumitteln, wer

der Thäter gewesen. Man sagte, der ganze Lärmen sei von den Griechen angestiftet worden, weil sie die Juden im Verdacht gehabt, an ihrer Sache in Konstantinopel verrätherisch gehandelt zu haben. Aber die armen Hebräer zu Odessa waren an dem, was in Stambul geschehen, so unschuldig, wie am Abfall der beiden Amerika's. Sie wußten nicht, warum sie gemordet, zerschlagen und ausgeplündert wurden. Sie hatten im plötzlichen Gedränge und Handgemenge keinen ihrer Gegner recht erkannt. Man hatte selbst im Getümmel keine Griechen, sondern nur russischen Pöbel gesehen. Aber man sagte nun, die Griechen hätten sich in russische Kleidung versteckt gehabt. Vielleicht waren auch die Griechen ganz unschuldig. Die Sache blieb unentwirrt; man konnte Niemanden strafen. — Weiser Jeremias, sage mir, warum treiben in Nordamerika so viel jüdische Familien Ackerbau, Viehzucht, Handwerke u. s. w., und hingegen unter den viel weisern Verfassungen und Gesetzgebungen in Europa im Allgemeinen nur verderbliche Wucherei und Schacherei?

Die Zivilisation Rußlands geht langsamen Schritt; ihr stämmt sich Alles entgegen. Alexanders staatskluge Bestrebungen ringen vergebens mit der rauhen Natur des Himmels und der allgemeinen Verwilderung, den Gang der Gesittung zu beschleunigen. Peter der Große und Katharina leisteten viel für den Staat; aber doch nur für den Staat, die Form des Ganzen; allein das Volk, die Menschheit selbst, der Inhalt der Form, blieb unveredelt.

Die Leibeigenschaft ist nur wenig gemildert; und würde sie auch plötzlich durch eine Ukas aufgehoben, sie bestände dennoch fort, weil keine Ukas den Knechtsgeist der rohen Menge aufheben kann. Die Leibeigenen finden sich auch in ihrem Stand so wenig unglücklich, als die dem Menschen dienstbaren Lastthiere. Auf meiner Reise von Odessa nach Charkow und zurück sah ich dieser Menschen zu Tausenden. Man machte mir sie an ihrem Haupthaar kenntlich. Dies tragen sie in der Runde am Kopf abgeschnitten.

Wie die Unwirthlichkeit des Bodens und Himmelstrichs, verhindert auch die Leibeigenschaft allgemeinen Anbau des Landes, und damit zugleich rascheres Fortschreiten der Bevölkerung. Denn es sind die Kräfte des menschlichen Geistes, und nicht die Kräfte des menschlichen Körpers (die wir mit den Thieren gemein haben), welche den Erdball entwildert, und verschönert, und verwandelt haben. Der

verwahrlosete Geist der Leibeigenen macht es ihnen unmöglich, sich selber zu helfen. Ohne Eigenthum, und bloß geboren zum Dienst Anderer, fehlt ihnen Alles, was zur höhern Thätigkeit reizen könnte. Auch die aus solchem Zustand hervorgegangenen barbarischen Meinungen und Sitten streiten mörderisch gegen Wachsthum der Bevölkerung und des Anbaues.

Es ist bekannt, daß in Rußland fast immer der vierte Theil der in einem Jahre Gestorbenen aus Kindern von 1 bis 5 Jahren besteht. Eine große Menge derselben rafft die heilige Taufe hinweg. Denn es ist Gebrauch des Volks, daß man die zarten Geschöpfe, wenn sie getauft werden, dreimal nach einander in ein Gefäß kalten Wassers eintaucht. Vom plötzlichen Frost erstarret, zitternd, blau am ganzen Leibe, kommen die Kleinen aus diesem Bade der Wiedergeburt hervor, und tragen durch die unbarmherzige Erkältung gewöhnlich Koliken und Zerstörung ihres Lebens davon. Vergebens leuchtet dem gemeinen Mann das Beispiel der Vornehmern, die sich, zur Taufe ihrer Kinder, warmen Wassers bedienen. Der rohe Mensch, eben weil er nichts versteht, glaubt Alles besser zu verstehen, und weil er keine Religion hat, mehr Religion und größeres Vertrauen auf Gott zu haben, als der Reiche.

In Cherson und in der Krimm that sich zu dieser Zeit eine religiöse Sekte auf, die nicht nur unter den Bauern, sondern auch unter den Soldaten, ja sogar unter den Offizieren Anhänger fand. Ich konnte über ihre eigentlichen Glaubensartikel nichts Klares vernehmen; vermuthlich lag nicht viel Klarheit und Verstand darin. Aber die Hauptsache, wodurch diese neuen Glaubenseiferer Aufsehen machten und die Aufmerksamkeit der Polizei an sich zogen, war, daß sie, statt nach Art Anderer, ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu züchtigen, geradezu die Wurzel alles Uebels vertilgen wollten, und sich, wie der fromme und gelehrte Kirchenvater Origenes, entmannten. Somit glaubten sie auf die leichteste Weise Heilige zu werden, und ihre That aus einer Bibelstelle rechtfertigen zu können. Damit war aber dem russischen Staat nicht gedient, der, wenn der Grundsatz allgemein geworden wäre, an schneller Entvölkerung untergegangen sein würde.

Du hast weislich gesprochen, weiser Jeremias. In der That verwundere ich mich über mich selbst, daß ich in dieser Handelsstadt drei

Jahre zubringen konnte, ohne mich wegzusehnen. Aber mir gefiel die fremde Welt an der asiatischen Grenze, wegen ihrer Neuheit; — ich hatte alle Tage neues Schauspiel mit neuen Schauspielern; — ich sah hier die wüsten Außenenden der Menschheit, die grauenvollste Barbarei der Bildungslosigkeit und der üppigen Verbildung unsers Geschlechts dicht zusammenrührend. Unter den Menschenhefen der großen Städte Europens, in London, Wien, Paris, Berlin, erblickt man nur die Nacht- und Schattenseite dessen, was Kultur und Künste zur Monstruosität der menschlichen Thierheit beitragen können; das verfeinerte Laster, die schlauere Selbstsucht, die geschminkte Sünde, die vernünftelnde Irreligiosität, die mit Studium getriebene Wollust, Entnervung und Selbstentweihung der menschlichen Natur. Aber die Wirkungen derselben Art durch Unwissenheit, knechtische Geistesverkrüppelung, ursprüngliche Brutalität und Wildheit fehlen daneben. Man sieht da keine Tartaren, keine Leibeigene, keine Nomaden. — Am Ende gleiche ich einem, dem auf einem Theater das Einerlei der gewöhnlichen Stücke Langeweile verursacht, und der durch das Außerordentliche erschüttert sein will.

Neben dem genoß ich bisher, um auch den schneidenden Gegensatz des Bessern zu haben, Leben und Lust in Familienkreisen, in welchen Unschuld, Wahrheit, Edelsinn mit geistiger Ausbildung und Zartsinn für das Gute und Schöne, daheim sind. Das mag dir das Räthsel meines langen Aufenthalts in Odessa lösen. Mir war hier wohl. Du irrtest, wenn du mich in den Banden einer Liebschaft vergarnt und gehalten glaubtest. Und wenn nicht der für mich schicksalsvolle Ausflug nach Charkow gewesen wäre, ich würde vielleicht noch länger in Odessa bleiben. Mein Herz wäre vielleicht noch jetzt frei.

6.

Der Besuch in Charkow.

Odessa, im April 1823.

Es war, ich weiß nicht, welche närrische Laune, vielleicht Hang zur Abwechslung, Sucht nach Abenteuern, oder was immer sonst, das mich in einer lustigen Stunde unter guten Freunden bewog, einem derselben das Wort zu geben, ihn in seiner Geschäftsreise nach Charkow zu begleiten. Ich wollte nachher mein übermüthiges Versprechen nicht zurücknehmen, obgleich mich alle Bekannte und

Freundinnen warnten. Denn es sind von Odessa bis Charkow siebenhundert Werste, schlechte Wege, seltene Dörfer, unfreundliche Menschen, wilde Thiere; und das Schlimmste von Allem war, daß die Jahreszeit, weit vorgerückt, den beginnenden Winter zeigte. Doch schon nach sechs Wochen konnten wir in Odessa wieder zurück sein.

Genug, wir begaben uns am 9. November (1822) auf den Weg. Mein Verführer hatte für alle Bequemlichkeiten Sorge getragen. Vier starke Pferde, von einem des Wegs kundigen, jungen Fuhrmann, Namens Petrowitsch, gelenkt, zogen unsern gemächlichen, halbbedeckten Wagen, den wir auch ganz verschließen konnten. Es fehlte uns nicht an Vorräthen von Lebensmitteln, an Thee, Chocolade, Kaffee, Fleisch, Brod, Wein, Rhum u. s. w., an Kleidern, Pelzen, sogar Betten. Diese Vorsicht war höchst löblich; ich kannte die bessarabischen Hotels aus trauriger Erfahrung. Man findet da nirgends ein besseres Wirthshaus, als im Wagen.

Den Beweis dafür lieferte gleich die erste Nacht ganz ungesucht. Wir hielten bei einem Wirthshaus in der Haide. Da war nicht einmal ein Stall und Obdach für die Rosse, sondern nur ein geräumiger Hofplatz mit Mauern umgeben, durch eine Pforte verschließbar. Petrowitsch, unser Kutscher, verstand sich schon auf die edle Simplizität der russischen Haushaltungen, zog ein dickes Tuch hervor, befestigte es an die Wagenbreite in Gestalt einer Krippe, und schüttete Heu und Haber hinein, die er vom Wirth gekauft hatte. So standen noch mehrere Fuhrwegen, Karren und Droschken mit den Pferden im Hof.

Wir indessen nisteten uns in die heiße Stube ein, die von russischen Fuhrleuten angefüllt war. Hitze, Dunst und Gestank trieben mich etliche Male ins Freie hinaus. Kein besonderes Zimmer, noch weniger ein Bett, kaum Stroh war zu bekommen. Wir konnten nicht ausdauern, und krochen in unsern Wagen zurück, verschlossen ihn auf allen Seiten und übernachteten darin.

Mein lustiger Reisegefährte hatte nicht Ursache, mir Muth einzusprechen. Im Vergleich mit meiner bessarabischen Wanderschaft schwamm ich im Wohlleben. Es fehlte uns nie an Stoff zu Gesprächen und Scherzen, nie, wenn uns diese ermüdeten, an Schlaf; und wenn wir dessen satt waren, sogar nicht an Büchern. In der Außenwelt war wenig, das unsere Neugier reizte; unendliche Steppen und Haiden, hin und wieder ein Bauernhof, ein wüstes Dorf, eine

ärmliche, hölzerne Stadt. Bei Jelisabethgrod sah ich nach langer Zeit einmal wieder Waldungen; bei Krementschuk fuhren wir über den Dnepr auf einer Schiffbrücke; bei Pultawa sah ich viel Morast und in der Ferne eine Spitzsäule auf dem durch Karls XII Niederlage berühmt gewordenen Schlachtfelde von 1709. Ohnehin nach solchen Denkmälern wenig lüstern, nahm mir noch der anhaltende Regen die Lust, deswegen aus dem Wagen zu steigen.

Nur zuweilen ward die ewige Einförmigkeit der Steppen, Wälder und Moorfelder durch lange Karawanen unterbrochen, die mit Waaren zwischen Odessa, Charkow und Moskau hin- und hergehen. Es sind zwanzig, fünfzig, hundert beladene ein- und zweispännige Karren und Wagen, die in langer Linie hinter einander fahren. Die Fuhrleute gehen schweigend nebenher, wenn sie nicht ein Branntweinrausch begeistert hat. Sie halten auf Reisen gern zusammen, weil es nicht an Beispielen mangelt, daß Reisende beraubt worden sind. Einzelne Wanderer zu Fuß erblickt man selten oder nie, es sei denn ein Bauer, der von seiner Heimath nicht sehr entfernt ist.

Beide waren wir froh, Charkow nach einigen Wochen endlich erreicht zu haben. Die schlechten Wege hatten uns länger aufgehalten, als berechnet war. Es gefiel mir in dieser Hauptstadt der Ukraine, nach einer so ermüdenden Fahrt, ganz wohl. Da sie zugleich ein Musensitz ist, fand ich mich bald, mit Hilfe einiger Empfehlungsbriefe von Odessa, in guter Gesellschaft. Russische Fürsten, Grafen und Edelleute senden ihre Söhne hieher, selbst Töchter, um feinere Bildung und Glätte anzunehmen. Diese feinere Bildung besteht aber meistens in französischer Art und Sitte. Die Mehrheit der jungen Leute, die an der hiesigen Hochschule leben, widmet sich denjenigen Wissenschaften, die einst im Kriegerstande vortheilhaft werden können. Es sind der Studierenden aber nur einige Hundert. Kaiser Alexander hat große Summen für die hiesigen Stiftungen ausgesetzt. Unter den Lehrern sind mehrere Deutsche und treffliche Männer.

Einer derselben sagte mir ein Wort über die Zivilisation des russischen Reichs, welches mir, nach meinen eigenen Erfahrungen, sehr wahr zu sein scheint. „Der edelmüthige Alexander," sagte er, „hat für die Zivilisation nicht weniger gethan, als Peter der Große. Diese einzelnen, im unermeßlichen Reiche zerstreuten Pflegen der Wissenschaft und Kunst wirken ungemein wohlthätig auf die Um-

gebungen. Aber nur die höhern Stände schöpfen Nutzen davon, und nur eben so viel, als sie etwa für sich nöthig glauben. Das tägliche Schauspiel der allgemeinen Rohheit wirkt aber nachtheiliger auf Denkart und Lebensweise der höhern Stände zurück, als die Bildung und das bessere Beispiel von diesen auf den verwilderten großen Haufen. Und wenn man erwartet, daß das Edlere und Bessere von oben herab nach und nach in's Leben des Volkes übergehen soll, wird es wenigstens noch ein halbes Jahrtausend dauern, ehe Rußland diejenige Stufe innerer Kraftentwickelung erreicht, auf welcher die meisten Staaten des abendländischen Europens schon gegenwärtig stehen.

Die Entwilderung der russischen Welt ist nur durch Hilfe der Religion in höchster Bedeutung des Wortes möglich. Hinge es von mir ab, ich würde eine große Zahl von Popenschulen stiften. Nur der Priester kann sittlichen Eingang auf den Pöbel gewinnen. Er selbst aber muß zu Allem das Beispiel geben und Führer werden. An meinen Popenschulen würde ich's mit theologischer Gelahrtheit weniger strenge nehmen; aber desto mehr auf Auswahl sittlich-ernster, geistvoller, beredter Männer halten; sie für Volksbildung begeistern; ihnen Unterricht in den wichtigsten Fächern der Naturkunde, der Technologie, ja sogar in der ländlichen Baukunst, Landwirthschaft, in Haushaltungskünsten u. s. w. ertheilen lassen. So wie im rohen Mittelalter die bekehrten Heiden erst von den Mönchen pflanzen, bauen, Stein hauen, kochen lernten u. s. w., so sollten meine Popen in ihren Dörfern die Künste einführen, welche das Leben verschönern, in Allem Lehrer und Rathgeber ihrer Untergebenen werden, und Jugendschulen gründen und leiten, um ein würdigeres Geschlecht dem gegenwärtigen nachzuziehen. Sie sollten bessere Bauart der Häuser und Ställe, gesündere Kochkunst, gefälligere Reinlichkeit in Gebäuden und Kleidern, zweckmäßigere Bewirthschaftung der Felder und Anpflanzung der Gärten, und Versuche zu verständigerer Benutzung von Erzeugnissen der verschiedenen Gegenden befördern, kurz, sie sollten die Reformatoren Rußlands werden."

Statt anfangs Dezember wieder in Odessa zu sein, wie der erste Vertrag lautete, saßen wir noch in Charkow. Mein lustiger Freund konnte mit seinen Geschäften nicht an's Ziel kommen, und zuletzt kün-

digte er mir noch gar an, er müsse nach Moskau. Rund schlug ich's ab, ihn dahin zu begleiten. Er drang nicht weiter in mich, war vielmehr so gütig, mir seinen Petrowitsch, sammt Wagen und Pferden, zur Rückreise nach Odessa zu überlassen. Petrowitsch ist ein braver, rüstiger und dabei hübscher Kerl, der sich nur Abends, und nie am Tage, einen Rausch soff, und in Allem wohl Bescheid wußte. Weil ich leider nur wenige Wörter Russisch gelernt hatte, kam mir Petrowitsch ganz gelegen. Ich konnte mich auf ihn verlassen.

Nun ging's mir erst seltsam. Als die Nähe meiner Abreise bekannt ward, empfahl man mir in einer Gesellschaft eine hagere, grämliche, alternde Französin, als Begleiterin nach Odessa mitzunehmen. Sie hatte einen Ruf dahin als Gouvernante oder Bonne in einem Handelshause. Ich lernte noch denselben Tag die französische Minerva kennen; und ob mir gleich das gelehrte Madonnegesicht keineswegs gefiel, und ich davon mancherlei Unannehmlichkeiten auf der langen Reise besorgte, konnte ich doch die Bitte nicht wohl ablehnen. Ich sagte also mit den verbindlichsten Ausdrücken zu.

Am Abend vor der Abreise kam einer meiner neuen Charkower Freunde, ein russischer, junger Offizier, und beschwor mich, ein hübsches, junges Mädchen von guter Erziehung mit nach Odessa zu nehmen. Es sei, sagte er, von Moskau; schon seit einigen Wochen in Charkow, und habe nur auf schickliche Gelegenheit zur Fortsetzung der Reise gewartet. Man hatte von mir gehört; sich an ihn, als meinen Freund, gewendet, damit er Fürbitte thun solle, und nun ließ er nicht ab, mich zu quälen. Ich stellte ihm vergebens vor, daß ich schon an der Bonne eine Begleiterin habe, und der Raum eng und unbequem ausfallen dürfte.

„Ich weiß Alles!“ antwortete er lachend: „Aber ein schöneres Frauenzimmer finden Sie zwischen Moskau und dem schwarzen Meere nicht; je enger der Platz, je traulicher und wärmer sitzt man im Wagen beisammen. Mich, wahrhaftig, sollte man nicht so lange bitten, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Ich beneide Sie um die Reise. Spielen Sie nicht länger den Spröden; Sie werden mir's Dank wissen!“

Was sollt' ich thun? Keiner hatte mir während meines Aufenthalts in Charkow so viel Artigkeiten erwiesen, als er; mit Keinem war ich vertrauter geworden, als mit ihm. Ich mochte in seinen Augen nicht undankbar sein. Ich willigte ein.

„Und wer ist denn die Schöne?“

„So wahr ich lebe,“ sagte er lachend, „ich kenne sie nur unter dem Namen Lenette. So hörte ich sie nennen. Aber an einem schönen Mädchen ist nicht immer der Name das schönste. Wer fragt auch danach? Alle Reisekosten trägt sie selbst.“

Er ging froh von mir, sobald er seinen Zweck erreicht hatte. Ich stellte Betrachtungen über den Namen Lenette an. Vermuthlich also wieder eine Helena, und die Helenen sind mir doch immer gefährlich gewesen. Lache nur hinter deinem Pult, boshafter Jeremias, so boshaft du magst. Ich bin ein geborner Helenenfreund, oder Philhelene; und es gilt wohl eben so viel, als ein Philhellene zu sein.

Zeit und Stunde der Abreise waren in der Morgenfrühe bestimmt. Meine Damen hatten sich mit ihrem Gepäck schon am Abend eingestellt, um im Wirthshaus zu übernachten und nichts zu versäumen. Ich sah aber beide erst, als am Morgen, beim Licht der Laternen, der Wagen gepackt wurde; denn ich war Nachts gar spät aus fröhlicher Gesellschaft, vom Abschiedspunsch, zurückgekommen.

Nun aber ereignete sich beim Wagen, wo meine Reisegefährtinnen einander seitwärts musterten, ein wunderlicher Auftritt. Die französische Madonne zog mich mit einem ernsten Minervengesicht (dem Gegentheil eines Madonnengesichts) auf die Seite, und erklärte rund heraus, daß sie in jener zweideutigen Gesellschaft nicht reisen könne; daß sie zu gute Erziehung habe, um mit dieser Russin gemeinsame Sache zu machen; daß ich mir das Mädchen, vermuthlich weil ich in Charkow zu wenig bekannt gewesen, habe aufschwatzen lassen. Ihr guter Ruf würde darunter in Odessa, Charkow, Moskau und Petersburg leiden, wenn es bekannt würde, sie habe mit einer Gefährtin solches Schlages eine so lange Reise gemacht.

Genug, ich vernahm von ihr, daß die gepriesene Lenette wegen ihrer Tugenden nicht gar vortheilhaft in Charkow angesehen sei; eine Russin ganz gemeinen Ausgepräges, und vermuthlich wegen ihrer Aufführung von einer Herrschaft in Moskau verjagt worden wäre. Nun fiel mir auch der ganz eigene Ton ein, mit dem sie mir von meinem lachenden Freunde, dem Offizier, so dringend empfohlen worden war, der sie nur unter dem Namen Lenette kannte.

Indessen ich hatte das Mädchen einmal zur Reise angenommen;

die Zeit war zu kurz, die Sache zu ändern. Darauf aber ging die strenge Minerva nicht ein, sondern ließ ihr Päckchen wieder aus dem Wagen nehmen, und bedauerte, nicht die Ehre genießen zu können, in meiner angenehmen Gesellschaft zu bleiben. Gegenvorstellungen fruchteten so wenig, daß sie vielmehr daraus schloß und zu verstehen gab, ich möge mir die Russin aus Ursachen zugesellt haben, die einem Frauenzimmer von Ehre nicht erlaubten, Augenzeugin des bevorstehenden Verkehrs auf der Reise zu sein. — Das beleidigte mich. Ich zuckte die Achseln und ließ die griesgramige Gouvernante ziehen, wohin sie wollte.

Als sie sich trotzig entfernt hatte, und ich zum Wagen zurückkam, wo man eben den Reisekoffer der Russin aufband, war diese mit dem Petrowitsch in heftigem Wortwechsel. Ich verstand zwar keine Silbe, aber das Mädchen hatte einen flötenweichen Ton der Stimme. Zwar mir den Rücken zugewandt, hatte die in einem Pelz von groben Fellen gewickelte Gestalt, mit plumpen Pelzstiefeln an den Füßen, und auf dem Kopfe eine Pelzkappe, etwas Breites, Unbehagliches, Gemeines. Als sie sich aber zu mir drehte, und mir unter der Pelzkappe und aus einem dunkelrothen Tuche hervor, das sie um Nacken und Kinn geschlungen hatte, das feine, ängstlich-ernste, jugendliche Gesicht, den kindlichen Mund mit seinen Korallenlippen und die blauen Sterne ihrer Augen zeigte, ließ ich's gelten. Sie redete mich mit gesenkten Augen russisch an, und weil ich's nicht verstand, dolmetschte mir Petrowitsch: daß nämlich die Russin nicht mitreise, wenn die Französin nicht Gesellschaft leiste. Nur unter Bedingung, in Begleitung eines Frauenzimmers zu gehen, könne und wolle sie nach Odessa. Man habe ihr das versprochen. Nachdem ich alle Mühe gehabt, ihr durch den Petrowitsch erklären zu lassen, warum uns die Madonne treulos geworden (den wahren Grund wagt' ich aber nicht anzudeuten), und ihr vorgestellt hatte, sie werde schwerlich Gelegenheit finden, so bald, so bequem und so schnell nach Odessa zu kommen, als mit mir, ergab sie sich endlich in ihr Schicksal, aber mit saurer, verdrießlicher Miene. Es entging mir nicht, daß Petrowitsch ihr weit mehr Worte gemacht hatte, als zur Uebersetzung meiner Phrasen nöthig gewesen, und daß sie wohl mehr seinen Bitten, als meinen Gründen nachgegeben habe. Denn alle Geberden des jungen Kerls sprachen seinen Wunsch, sie nach Odessa führen zu können.

Als ich das Mädchen endlich in den Wagen zu steigen einlud, schüttelte es den Kopf, indem es sich ehrerbietig oder dankbar verneigte. Petrowitsch erklärte, die Jungfrau wolle unter keiner andern Bedingung mitreisen, als neben ihm auf dem Bock. Ich mußte es gestatten. Wir fuhren endlich ab.

Ich will's dir nicht verhehlen, werther Jeremias, daß ich etwas empfindlich war, mir von dieser Reisegenossin den Kutscher vorgezogen zu sehen. Doch was der Offizier in Charkow über ihren sittlichen Werth hatte durchblicken lassen, was die abtrünnige Gouvernante über sie geäußert hatte, bewies mir jetzt ihr Betragen. Sie zeigte sich als eine gemeine russische Dirne, dem Pöbel ihrer Landsmannschaft zugewandt. Schade um das zarte Gesichtchen, um die Unschuldsaugen und den kindlichen Korallenmund.

Während die auf dem Bock von mir plauderten, der Himmel weiß, wovon? hatte ich im Wagen peinliche Langeweile. Ich ärgerte mich, die gern gouvernirende Minerva gegen diese russische Lenette vertauscht zu haben. Ich mußte mich begnügen, zum Zeitvertreib Betrachtungen von hinten über die breiten Figuren vor mir anzustellen, die einander in ihren Kitteln und Kappen von groben Pelzen, wie in ihrer Sprache, glichen. Man sah sich kaum nach mir um, erzählte, lachte sogar, ich weiß nicht, worüber? Denn mich konnten sie hinter sich ohne Furcht für taub halten, und ich war froh, nur dann und wann auf meine Fragen eine Antwort des Petrowitsch zu hören.

Ja, Jeremias, ich will dir's bekennen, es kam in der Langenweile so weit mit mir, daß ich nach und nach fast eifersüchtig auf meinen Kutscher ward; daß ich anfing, dem Mädchen, nur um auch einen Blick von den Blauaugen zu empfangen, bald vom besten Wein, bald von den Leckereien meines Mundvorraths darzubieten. Den ersten Tag lehnte es Alles ab, sehr höflich nach seiner Art, aber mit einem schüchternen Ernst; den andern Tag nahm es einige Tropfen Madera und ein Zuckerbrod. Und, Jeremias, ich freute mich, wie ein Kind, diese Halbwilde, die mich nur zu fürchten schien, weil ich kein Russisch sprach und verstand, kirrer werden zu sehen. Sie hatte ihren eigenen Speisevorrath mitgenommen; davon zehrte sie in den elenden Wirthshäusern, vor denen sie so wenig Grauen empfand, daß sie selbst Nachts darin blieb, so gut als Petrowitsch, während

ich mich in den Wagen einschloß. Ich konnte mir's kaum erklären, wie Lenette, mit einem so niedlichen Gesicht, das in allen Palästen Eroberungen gemacht haben würde, und mir immer edler zu werden schien, je öfter ich's sah, so viel Gemeines, ja Widerliches in Haltung und Betragen paaren mochte. Wenn sie ging, war ihr Gang schwer und watschelig, wie der schlechtesten russischen Viehmagd. So gewährte freilich ihr gesammtes Wesen das beste Gegenmittel wider die Gefahren, die ihr Lärvchen allenfalls hätte erregen können. Aber — —

Als wir am dritten Tage beinahe Pultawa um Mittag erreicht hatten, blieben Pferde und Wagen bei der Anhöhe dieser Stadt im Morast stecken. Wir mußten absteigen; Petrowitsch und ich bemühten uns, die Räder aus dem Schlamm zu heben und die Rosse zu treiben, ihre letzte Kraft zu versuchen. Doch nach einer Stunde hatten wir kaum eine Strecke von wenigen Schritten zurückgelegt. Nun erst bemerkte ich Lenetten tief im Koth stehen. Sie jammerte mich. Ich ging, hob sie mit aller Kraft meines Leibes hervor und trug sie, durch den Sumpf watend, mit großer Anstrengung bis zum festen Boden hinüber. Sie fror und weinte. Sie war so schön, daß mir das Herz schlug. Ich hätt' ihr eine Thräne wegküssen mögen.

Petrowitsch und ich verzweifelten indessen fast, Wagen und Pferde erretten zu können. Wir befanden uns so nahe bei der Stadt, daß man unser Rufen hören konnte. Allein Niemand gab sich Mühe, heranzukommen. Es trabten russische Fuhrleute mit leichten Karren vorbei; wir riefen ihren Beistand gegen Bezahlung an. Die Kerls lachten und fuhren weiter. Drei Stunden lang hatten wir uns abgequält. Wir waren vom schwarzen Schlamm so besudelt, daß wir kaum noch menschliche Gestalt behielten. Wer weiß, was aus uns geworden wäre, hätte nicht eine sehr schnelle Wendung der Rosse und des Wagens, verbunden mit unserer Geistesgegenwart und Verzweiflung, zuwege gebracht, daß wir endlich festen Grund gewannen.

Drei Stunden waren darüber vergangen. Lenette hatte Zeit gehabt, sich indessen so gut als möglich vom Schlamm zu reinigen; aber nun erst bemerkt' ich, daß sie einen ihrer Pelzstiefel im Morast hatte stecken lassen, und zitternd dastand, einen der niedlichsten Füße im feinen Wollenstrumpf, den andern im plumpen, elephantenfußartigen Stiefel. Sie bebte vor Frost. Ich hob sie in die Chaise.

Denn so konnt' ich sie nicht auf dem Bock sitzen lassen. Das fühlte selbst Petrowitsch, der ihr tapfer zusprach, im Wagen zu bleiben. Ich warf unterdessen Stiefel und Oberkleid von mir, setzte mich zu Lenetten, und wir fuhren in Pultawa ein.

Die Bequemlichkeit des Wirthshauses that uns in Pultawa wohl. Vor dem andern Morgen konnten wir nicht von hier fort. Ich erhielt ein eigenes Zimmer. Petrowitsch verzechte den Abend bei den Fuhrleuten. Lenette hatte sich zu den Wirthsleuten gesellt. Ich lief in der Dämmerung des Abends durch die Gassen, um etwas von der nicht sehenswerthen Stadt zu sehen, die einige gute öffentliche Gebäude hat.

Ein unerwartetes Abenteuer überraschte mich bei der Heimkunft. Ich wollte in mein Zimmer, und trat aus Irrthum in ein anderes. Da saß eine alte Russin am engen Fenster, und vor dem Weibe stand, mir den Rücken kehrend, in zierlicher Reisetracht ein junges Frauenzimmer, von einem Wuchs, wie ich noch keinen schönern gesehen, schlank, unter der Brust zum Umspannen, um das Köpfchen dicke Goldhaarflechten gewunden. Rasch wandte es sich nach mir um. Denke dir, edler Jeremias, Lenette war's. Sie redete mich hastig und, wie es schien, mit einiger Verwirrung an. Die Alte gab auch ihre Worte dazu. Aus Unkunde der Sprache blieb ich stumm, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß ich, irre gegangen, mein Zimmer suche. Die Alte führte mich hinaus und in mein Gemach. Ich wäre lieber da geblieben. Und diese verführerische Sylphide hatt' ich in meinen Armen getragen, als ich sie aus dem Morast gehoben! Eine russische Aphrodite! Schade um diese Schönheit, daß sie so früh schon entweiht werden konnte!

Bei der Abreise erst sah ich sie wieder; aber in der wüsten Tracht der vorigen Tage, mit Elephantenfüßen. Sie hatte sich neue Pelzstiefeln zu verschaffen gewußt. Ihr Gesicht trug ein blasses leidendes Ansehen. Durch Petrowitsch erfuhr ich, sie habe schmerzliches Kopfweh, und in der Nacht Fieber gehabt. Sie nahm, ohne großes Weigern, den angebotenen Platz wieder neben mir im bequemen Reisewagen an. Da lehnte sie ihren Kopf schweigend in den weichgepolsterten Winkel der Chaise, und schloß die Augen, wie zum Schlafe.

Ich hatte alle Muße, das feine Ebenmaß und die zarten Züge im Gesicht der reizenden Sünderin zu betrachten. — Ich hätte sie nicht so betrachten sollen. Die büßende Magdalena erweckte in meiner Brust eine Art Mitleidens. Ich dachte mir zu diesem Gesicht die gestrige entpelzte oder entrussete Engelsgestalt und den kleinen Fuß im Wollenstrumpf beim Morast von Pultawa, und hätte weinen mögen, daß dies Meisterstück der Natur durch Erziehung und schlechte Gesellschaft entheiligt worden sei. Sie genoß fast den ganzen Tag nichts. Mein Kummer um sie wuchs. Wie sehr verwünscht' ich jetzt, während meines langen Aufenthalts in Odessa nicht Russisch gelernt zu haben. Hätt' ich auch wenigstens nur de Lavals alte französisch-russische Grammatik bei mir gehabt, um ein paar Redensarten herausfischen zu können! Wie beneidet' ich den ungeschliffenen Petrowitsch um seinen Sprachschatz! Er mußte allezeit mein Dolmetscher sein. Aber wie roh und unverbindlich klang das, was er von ihren Antworten übersetzte!

Erst gegen Abend nahm sie von meinen Speisen und meinem Wein auf dringendes Anhalten; doch nur Weniges. Sie schien meine Unruhe wegen ihrer Unpäßlichkeit zu bemerken, und ließ mir durch Petrowitsch sagen, sie befinde sich um vieles besser. Dabei zwang sie sich gegen mich zu einem dankbar-freundlichen Lächeln, während noch Petrowitsch sprach. Wahrhaftig, Jeremias, in diesem Lächeln strahlte etwas Ueberirdisches aus einem Heiligen-Antlitz.

Es war unmöglich, den Tag noch die Stadt Krementschuk zu erreichen. Wir hielten in der Haide bei einem halbzerfallenen Hause, von innen voller Unflath, Branntweingestank und wüsten Bauerntroffes. Die büßende Magdalena trat dessen ungeachtet hinein. Nach langer Unterhaltung mit einem ekelhaften Weibe ließ sie mich durch Petrowitsch bitten, die Nacht im Wagen bleiben zu dürfen, weil das ganze Haus kein Bündel reines Stroh und keine leere Kammer habe. Ich selbst hatte, wegen ihrer erschütterten Gesundheit, ihr schon die enge und unbequeme, doch wenigstens reinliche Nachtherberge des Wagens antragen wollen.

Sie stieg also in den Wagen, nicht ohne sichtbare Verlegenheit. Während ich die Schutzleder rings um sie verschloß, mußte ihr Petrowitsch sagen: sie solle unbekümmert der Ruhe pflegen, ich würde meinen Platz erst nach einigen Stunden an ihrer Seite einnehmen, weil ich nicht müde sei. Aber es war von mir schon beschlossen, in

der wüsten Baracke zu übernachten und die der Ruhe Bedürftige nicht zu stören.

Man hat von der ekelhaften Wirthschaft einer russischen Herberge in der Haide keine Vorstellung. In der einzigen Wohnstube, wo Alles der Wärme nachzog, ward gewirthet und zugleich gekocht. Hinter einem Verschlag von Brettern grunzten Schweine; in einer Ecke daneben befand sich ein anderer Verschlag für die Hühner. Der Rauch der Küche, Tabacksqualm, Fuselgestank und Ausdünstungen von Menschen und Vieh füllten die Luft. Nach beendigten Bacchanalien lagerte sich jeder in seinen Pelz zum Schlafen, wohin er kam; die Mehrheit auf dem Erdboden. Ich hatte eine Holzbank unterm Fenster zeitig in Beschlag genommen. Aber von Zeit zu Zeit mußt' ich hinaus des Nachts, aus der verpesteten Luft, um reinen Odem zu schöpfen. Ich umschlich leise meinen Wagen. Magdalene schlief sanft. Es ist ein Himmelsgefühl, für die Erquickung eines leidenden Wesens sorgen und Opfer bringen. In dieser Nacht lernt' ich, daß in der Sorgfalt der Mütter um ihre Kleinen auch bei den größten Entbehrungen, unaussprechliche Süßigkeit liege. Erst gegen Morgen fiel ich in festen Schlaf, aus dem mich selbst das Geräusch der Fuhrleute nicht weckte, die weiter zogen.

Es war hell, als ich erwachte. Ich sah Magdalenen schon vor dem Feuer stehen neben Petrowitsch. Sie bereitete mit eigener Hand den Kaffee. Ihr stummer, freundlicher Morgengruß gegen mich, und der beredte Blick, mit dem sie die häßliche Stube und mein hartes Nachtlager, mich bedauernd, betrachtete, sagte mehr, als Alles, was sie dem Petrowitsch auftrug, um ihre Erkenntlichkeit auszudrücken. Vom Schlaf erquickt, blühte sie schöner, als ich sie je gesehen. Ihr Erröthen, da ich vertraulich grüßend die Hand reichte, entzückte mich, denn es war Beweis, daß dies Mädchen, wenn auch von der Tugend abgefallen, nicht den bessern Empfindungen abgestorben sei, welche die Natur in das weibliche Gemüth gepflanzt hat.

Ich ließ mich gern beim Frühstück von ihren Händen bedienen. Sie wußte das Geschäft mit großer Gewandtheit und Anmuth zu verrichten. Ihr Betragen gegen mich war ein Gemisch von Zurückhaltung und Zutraulichkeit geworden. Die Dankbarkeit schien sie verwandelt, und ihr bisheriges fremdes, halbwildes Wesen in Freundlichkeit aufgelöset zu haben. Nichts aber fiel mir so sehr auf, als daß ihr bauernhaftes Thun der vorigen Tage mit dem Kopfweh ver-

schwunden war, und sie sich in ihrer dicken, entstellenden Pelztracht mit Adel und Leichtigkeit bewegte. Selbst der watschelnde, ungelenke Schritt ließ sich nicht bemerken, und in meinem Leben hab' ich keine Elephantenfüße so behend umhertrippeln gesehen.

Man gewöhnt sich nie leichter zusammen und wird nie einander so bald Bedürfniß, als wenn man auf einige Wochen, in dem engen Raum eines Reisewagens mit einander eingeschifft, Niemanden hat und kennt, als die nämliche Gesellschaft. Ich glaube, ich könnte auf diese Weise guter Freund eines Erzbösewichts werden, und das häßlichste aller Hexengesichter ganz leidlich finden lernen.

Neben der Magdalena von Charkow war nicht halb so viel Zeit nöthig, sie lieb zu gewinnen. Ich gestehe dir's, edler Jeremias, es kostete mir nicht geringen Kampf, mich immer an das entehrende Gewerbe zu mahnen, dem sich dies Mädchen hingegeben hatte; und zu verbergen, welche Macht es über mein Herz gewonnen, dessen es nicht würdig war. Oft wünscht' ich, sie möchte häßlicher, oder tugendhafter sein. Oft, wenn der stumme, klare Blick ihrer blauen Augen auf mich traf, und sich schnell und wie verschämt von mir wegwandte, hätt' ich ihre Unschuld mit tausend Eiden betheuern mögen. Aber ich wußte wohl, die Verworfensten ihres Geschlechts machen den frommen Schein der Unschuld zum Hauptstück ihrer Kunstfertigkeit.

Ich lernte auf dieser Reise mehr russische Wörter, denn vorher in Jahren. Petrowitsch diente mir, als Wörterbuch und Grammatik. Es war mir Bedürfniß, mich mit der reizenden Russin zu unterhalten. Ich bewunderte ihr Zartgefühl, mit dem sie zuweilen einen fast unbesiegbaren Reiz zum Lachen über mein Radebrechen ihrer Muttersprache überwand.

So viel es sich thun ließ, wählte ich, Magdalenens wegen, nur Städte zu Ruhepunkten auf der Reise.

Daher hatt' ich Gelegenheit, diese auf der Rückkehr näher zu betrachten, als das vorige Mal. Ich pflegte sogar meine Reisegefährtin, wenn wir bei Tage ankamen, darin umherzuführen, weil ich — o Jeremias, verzieh' deinen Mund! — mich nicht gern von ihr trennte.

Krementschuk am Dnepr ist nicht volkreich, aber weitläufig. Die Häuser der Stadt sind, außer wenigen, alle von Holz gebaut. Die

unendlichen Waldungen weit umher liefern Ueberfluß des Materials. Es befindet sich hier bedeutender Handel, wozu der Strom Bequemlichkeit und Hilfe schafft, der die Stadt in ihrer Mitte durchfließt; auch ist der geräumige Marktplatz die schönste Zierde des Orts. Die Schiffbrücke über den breiten Dnepr, bei dreitausend Schuh lang, war wegen des Eisganges weggenommen. Ein Theil derselben lag am linken, der andere am rechten Ufer. Wir wurden mit unserm Wagen erst nach vielen Umständen, welche die Zollbeamten und Schiffer machten, hinübergeschafft. Es harrten hier schon seit drei und vier Tagen Fuhrwerke ihrer Ueberfahrt entgegen, ohne dazu zu gelangen. Daran war die Habsucht der Beamten Schuld, die, bei kärglicher Besoldung, sich gern am Reisenden erholen. Meine Reisegefährtin, die das wohl wußte, machte den Oberaufseher, mit welchem Petrowitsch lange gezankt hatte, bald geschmeidig, als sie ihren Geldbeutel zog. Aber der Anblick dieses Geldbeutels, den ich in den Händen Magdalenens zum ersten Mal erblickte, that mir im Innersten weh. Er war ganz mit Goldstücken angefüllt. Die Unglückliche, um welchen Preis hatte sie diesen Reichthum gewonnen!

Auch Jelisabethgrod, ein Werk der Kaiserin Elisabeth, von der die Stadt den Namen trägt, ist an sich unbedeutend, und mag ungefähr nur fünf- bis sechstausend Einwohner zählen. Die Wohnhäuser sind insgesammt von Holz; nur wenige Kirchen gemauert; die Straßen, wie gewöhnlich, ungeplastert. Neben der Stadt liegt eine kleine Festung, worin ebenfalls hölzerne Gebäude stehen. Mehr weiß ich davon nicht zu erzählen.

Wir nahten dem Ziel unserer Reise. Wie schnell war mir die Zeit verstrichen! Ich wünschte, Odessa läge noch einige hundert oder tausend Werste entfernt. Mich hat kein Frühlingsgarten je so freundlich angesprochen, als die große Einsamkeit der verschneiten Haiden und Steppen zwischen dem russischen Musensitz in der Ukraine und dem schwarzen Meere. Neben dieser Magdalene fühlte ich mich nach und nach selbst heiliger, denn sie mied jede unschuldige Tändelei; ihr gütigstes Lächeln hatte noch einen sanftabweisenden Ernst. Eben darum, und mochte es auch nur Scheinheiligkeit sein, ward sie mir jeden Tag liebenswürdiger. Ich ward oft irre an ihr. Sie zog sich bei der leisesten Berührung in sich zurück. War dies anlockende verführerische Heuchelei? War es das Gelübde ernster Reue? War es das Zittern der Unschuld? — Aber jene mit goldgefüllte Börse in

der Hand eines jungen Mädchens, eines Mädchens von dieser Schönheit und Jugend, welches auf's Gerathewohl durch die russischen Wildnisse in männlicher Gesellschaft zu reisen kein Bedenken trägt!

Das Räthsel lösete sich bald.

Am vorletzten Abend unserer Reise, es war schon dunkel, doch der Weg noch schneehell, bat Magdalene, vor einem einsamen Hause, an dem wir in der Steppe vorüberfuhren, den Wagen halten zu lassen. Wir hatten kaum noch eine halbe Stunde Weges bis zu einem erträglichen Wirthshause, wo wir übernachten wollten. Sie aber fühlte sich schon lange vom heftigen Durst geplagt, und stieg ab, um in der Kneipe einen Trunk frischen Wassers zu begehren. Man hörte in dem Gebäude Lärmen und Gelächter besoffener Russen. Bald aber drang auch Magdalenens Stimme schreiend durch. Eilig, wie der Blitz, flog ich aus dem Wagen in das Haus. Vier oder fünf trunkene Kerls hatten das Mädchen umringt, und versuchten an demselben ihre ekelhaften Liebkosungen. Ich drang in das tolle Gemenge, schlug und schmetterte rechts und links die nächsten dieser rohen Gesellen zu Boden, und machte der Gefangenen Luft, die mit Hast entsprang, während die Uebrigen mit mir handgemein wurden. Ich weiß nicht, wie es mir in dieser Schlägerei ergangen sein würde, hätte nicht einer der Tölpel die brennende Oellampe umgeworfen, daß sie erlosch, und ich ungesehen und unverfolgt den Rückzug nehmen konnte. Wir fuhren rasch davon, und hörten noch lange das Gebrüll hinter uns.

Während wir uns durch Petrowitschens Vermittlung über das Abenteuer unterhielten, fühlte ich am sanften, warmen Strömen über meine Wange, daß ich Blut verlor. Ich entdeckte die Stirnwurde bald. Um meine Gesellschafterin nicht zu ängstigen, und da wir von unserer Station nicht weit entfernt sein konnten, verschwieg ich's, und band ein Tuch fest um den Kopf, das Blut zu hemmen. Mir ward nicht wohl und schläfrig. Ich schmiegte mich in die Wagenecke, und fühlte von Zeit zu Zeit, traumhaft dunkel, daß sich Menschen mit mir beschäftigten.

Ich schlug endlich, von wohlthätigem Schlaf erwachend, am hellen Morgen, und mit nicht geringem Erstaunen, die Augen auf. Ich lag auf einem Strohsack am Boden, in elender, doch warmer Bretterkammer, bedeckt von meinem Mantel und Reisepelz. Neben dem

Strohsack ruhte auf beiden Knien Magdalene; ihre Augen waren rothgeweint. Sie zog, als ich aufsah, erschrocken ihre Hand zurück, die meine Hand in der Nähe des Pulses gehalten hatte. Ich starrte das schöne Gesicht unverwandt an. Magdalena glich einer Bildsäule. Sie starrte auch mich an, ängstlich, ohne alle Bewegung. Endlich hört' ich ihre Stimme und vernahm sie mit wunderbarem Grauen. Denn meinem Gehör und Gesicht konnt' ich nicht länger Glauben beimessen, und doch bei vollstem Bewußtsein, daß ich wache, empfing ich die deutlichsten Ueberzeugungen, daß ich träume.

„Ach Gott! kennen Sie mich nicht?“ fragte sie halblaut im reinsten Deutsch, das zwar etwas fremdartig von ihren Lippen tönte, aber sehr gut ausgesprochen wurde.

„Was ist denn?“ fragt' ich erschrocken, und richtete mich, auf den Ellbogen gestützt, empor: „Wo bin ich? Was geht hier vor?“

„Beruhigen Sie sich, um Gotteswillen!“ sagte sie: „Sie sind wohl versorgt. Strengen Sie sich nicht an. Wie befinden Sie sich? Befehlen Sie Thee?“

Ich rieb mir die Augen, betrachtete sie und sagte: „Sie sind ja meine Reisegesellschafterin. Was führt ihnen so plötzlich die deutsche Sprache zu?“

„Ach, die Angst!“ sagte sie bestürzt und erröthend, indem sie aufstand vom Boden.

„Wie? Sie reden die deutsche Sprache?“ rief ich: „Und auf der ganzen langen Reise raubten Sie mir das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten?“

Sie schien betreten, entschuldigte sich stammelnd und lenkte davon ab auf das Einzige, was sie jetzt das Wichtigste nannte, auf mein Befinden. — Außer einem leichten Schmerz am Kopfe befand ich mich vollkommen gesund, so daß ich heiter vom Strohlager aufsprang. Nun erblickte ich mich in meinen Kleidern, die vom Blut starrten, und erfuhr den Zusammenhang der Begebenheit.

Als ich nämlich am gestrigen Abend auf Petrowitschens Reden nichts mehr erwiederte, glaubten er und meine Gesellin, ich schlummere. Aber da man vor der Herberge hielt, fand man mich im Wagenwinkel unnatürlich zusammengesunken, beim Licht der hereingebrachten Laterne bleich, blutig, leblos. Man trug mich in diese Kammer, auf dies Stroh. Es gelang nach langer Mühe, mich aus

der Ohnmacht zurückzubringen; mir einige Tassen Thee einzuflößen; meine Stirnwunde frisch zu verbinden. Dann verfiel ich in natürlichen Schlaf, der die ganze Nacht ununterbrochen währte. Ich erinnerte mich von Allem nichts. So erzählte mir die Magdalena.

Während die Hände meiner schönen Pflegerin nun draußen in der Küche das Frühstück bereiteten, kam auch der treue Petrowitsch voll großer Freude, mich wieder hergestellt zu wissen. Von ihm erst vernahm ich das Rührendste des ganzen Hergangs. Lenette hatte im ersten Augenblick, bei der Entdeckung meines Zustandes, beinahe das Bewußtsein verloren. Dann war sie in trostlosen Schmerz übergegangen. Sie war's gewesen, die unter tausend Thränen mir selber das Blut vom Gesicht gewaschen, meine Wunde gereinigt, dann mit einem schwarzen Taffetpflaster bedeckt und verbunden hatte. Durch nichts war sie zu bewegen gewesen, mich in meinem Zustand zu verlassen. Sie selbst hatte die ganze Nacht neben mir gewacht, indessen Petrowitsch dicht an der Bretterwand im andern Zimmer ruhen konnte. Er glaubte gehört zu haben, daß sie von Zeit zu Zeit leise geweint; doch aus Furcht, Geräusch zu machen, oder ihr zu mißfallen, hatte er nicht gewagt hereinzukommen.

Petrowitschens Erzählung rührte mich sehr. Ich war froh, ihm die Gemüthsbewegung verbergen zu können, da er mich verließ. Nein, dies Mädchen konnte keine Sünderin sein, und — selbst wenn sie's wäre! dacht' ich.

Man hatte fast all unser Reisegepäck in diese Schmerzenskammer gebracht, weil man ohne Zweifel langen Aufenthalt vermuthete. Ich wechselte die durchblutete Wäsche und Kleidung gegen frische um. Und als endlich die Magdalena mit dem Frühstück hereintrat, wie eine glühende Aurora, und sie es auf eine der Kisten niedersetzte, konnt' ich mich nicht erwehren, zu ihr zu treten, ihre Hand zu drücken, und sie als Retterin meines Lebens zu begrüßen.

„Ja doch," sagte sie mit dem seligen und doch verschämten Lächeln einer Hebe, „eines Lebens, das Sie vorher im Begriff waren, für mich zu opfern!"

O Jeremias, solltest du jemals die Klänge deutscher Sprache von diesen Lippen fließen hören, — sie gestalten sich wunderbar, bekannt und doch fremd, wie Seufzer des Frühlings in einer Windharfe, — wahrlich, die Töne der italienischen Zunge würden dir,

neben dem Wohllaut und der Macht deutscher Rede, wie zimperliches Hackbret-Geklimper klingen, neben dem Silbergeräusch eines Tonflügels.

Wir reiseten den nämlichen Tag noch bis Odessa. Welche zärtliche Sorgfalt trug sie für meine Kopfwunde! Vor dem Abfahren verband sie dieselbe eigenhändig noch einmal. Edler Jeremias, du würdest den ersten besten Russen bitten, dir den Kopf zu zerschlagen, um von solchen Fingern geheilt zu werden. Und dabei glänzte eine Thräne des Mitleids in ihren blauen Augen. Wie viel hatt' ich dieser Wunde zu danken! Auch ihr Mund war dadurch für mich entsiegelt. Und wie viel hätt' ich gern von ihr hören mögen, nun Petrowitsch nicht mehr unser Sprachrohr war. Der einzige Tag mußte mich für das Schweigen der ganzen Reise entschädigen.

An freundlichen Vorwürfen von mir, du kannst es leicht vermuthen, fehlte es nicht, daß sie mir, mit unbegreiflichem Eigensinn und mit eitler Verstellung in den langweiligen Einöden der russischen Wälder und Steppen kein Gespräch erlaubt hatte. Und doch wußte sie sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß mir ihre Klugheit bewundernswürdiger schien, als Penelopens schlaue Weberei, um des Odysseus Heimkehr zu erwarten.

In verzeihlicher Aengstlichkeit, eine so weite Reise mit unbekannten Personen zu thun, hatte sie nämlich alle Waffen der List für ihre Sicherheit benutzen wollen, und sich, ungeachtet sie auch deutsch und französisch spricht, einer Stockrussin gleichgestellt; alles bloß um ihre Reisegefährten sicher zu machen. So hatte sie gehofft, ohne erkannt zu werden, alles zu erfahren, was ihr von der Denkart der Mitreisenden wichtig, gefährlich oder vortheilhaft werden könnte.

Aber ich vermuthete, weil sie doch schon in Charkow gewußt, ich wäre ein deutscher Edelmann, ihre geheime Absicht sei zugleich gewesen, einen unzerbrechlichen Riegel aus der russischen Sprache zu schaffen, vermittelst dessen sie allen möglichen Vertraulichkeiten oder lästigen Artigkeiten den Weg sperren könne, die auf langen Reisen so leicht möglich werden. Darum, ohne Zweifel, hatte sie auch in den ersten Tagen das Schwerfällige und Linkische ihres Ganges und aller ihrer Bewegungen geheuchelt, bis sie mehr Vertrauen zu mir gewonnen hatte, oder bis ihr diese Art Bürde selber zu schwer ward.

Denn für ein Mädchen kann doch keine Verstellung schwieriger sein: als erkünstelte Häßlichkeit.

Uebrigens verhehlte die liebenswürdige Heldin nun selbst mancherlei andere kühne Entwürfe nicht, die sie in ihrer Furchtsamkeit gesponnen hatte. Sie war entschlossen gewesen, bei der geringsten Verletzung der Achtung, die sie erfahren haben würde, in den Steppen zurückzubleiben. Ja, in dem Reisesäckchen, das sie stets bei sich trug, führte sie sogar ein kleines Arsenal; sie zeigte mir ein geladenes Terzerol und einen Dolch mit kostbarem Griff.

Es schien jetzt, als fühle auch sie, wie ich, die Begierde, sich für das anhaltende Schweigen in vollem Maße durch ununterbrochenes, trauliches Geplauder entschädigen zu müssen, und sich der Neigung zu einer Mittheilung hinzugeben, die nirgends natürlicher ist, als im langen, einsamen Beisammenleben auf der Reise; als da, wo man durch Gewohnheit und stündliches Sehen einander Bedürfniß, und durch Ablegung des Zwanges, wie im häuslichen Kreise, heimathbekannt und vertraut wird. Hier lies, was ich von ihr über sie erfuhr.

Helena, die auch durch den französischen Erziehungsschnitt der großen Häuser in Rußland Lenette heißen mußte, stammt aus einer achtungswürdigen Familie in Posen, die, in der Revolution unter Kosciusco, geächtet ward, und zu Grunde ging. Ihr Vater blieb seitdem der Regierung verdächtig, nahm aus Armuth im Jahr 1809 französischen Kriegsdienst und ist nachher im Auslande gestorben. Ihre Mutter, eine Deutsche, begab sich darauf zu einer Schwester nach Rußland, die dort, einem der reichsten Adelichen vermählt, auf dessen Gütern im Gouvernement Moskau lebte. Diese würdige Frau vertrat, nach dem Tode von Helenens Mutter, die Stelle derselben vollkommen bei ihrer Nichte, welche sie, weil sie selber kinderlos war, als ihr eigenes liebte.

Doch Helenens Himmel schwand bald, da sie ihr siebenzehntes Jahr erreicht hatte, mit dem Leben ihrer Pflegerin. Der verwittwete Afteroheim beging dann die Thorheit, eine junge Frau zu heirathen, deren geringster Fehler, an der Seite des betagten Eheherrn, eine sehr verdächtige Gefallsucht war. Die ehemalige Stille und Einfalt des Schlosses ward durch Prachtaufwand und rauschende Feste verdrängt. Helena mochte die Blicke und Neigungen der Fremden und

Gäste zuweilen mehr an sich ziehen, als es der guten Laune einer gebietenden Dame zuträglich sein konnte, die allein gefallen wollte. Also erschienen für das Mädchen die Tage, an welchen es empfand, daß es eine verlassene Waise sei. In dieser Lage kam ihr die Bekanntschaft und der Schutz eines betagten Grafen in der Nachbarschaft zu statten, welchen sie, sowohl wegen seines vortrefflichen Gemüths, als wegen seines hohen Alters, schon lange gewohnt war, Vater zu nennen, und als Vater zu lieben. Dieser nahm sie zuletzt aus dem Hause zu sich, wo sie manche unzarte Behandlung hatte dulden müssen, und führte sie auf seine Güter, wo sie in dem angenehmen Verhältniß einer dankbaren Tochter zu dem wohlthätigen Greis lebte.

Allein die ehrerbietigen Liebkosungen der Tochter erweckten in der Brust des guten Alten nach und nach zärtlichere Gefühle, als die eines Vaters zu sein pflegen, und entzündeten unter dem Schnee seines Lebenswinters noch ein Feuer, welches nur die Pein der Jugend zu sein pflegt. Er entdeckte ihr seine Gefühle und trug ihr seine Hand an, verbunden mit einem beträchtlichen Theil seines Vermögens, welches im Stande war, ihr Loos nach seinem Tode zu sichern. Helene, welche unmöglich die bisherige Stellung einer Tochter, zu demselben Manne mit der Stellung einer Gattin, vertauschen konnte, lehnte eine Güte ab, die ihr Grauen erregte und die sie doch ehren mußte. Obgleich sich der alte Graf darum in seinen freundschaftlichen Gesinnungen für die schöne Waise nicht änderte, trat dennoch in beider Verhältnisse ein gespanntes, unliebliches Wesen, das sich mit aller Mühe nicht überwinden ließ.

Zu dieser Verstimmung des vorigen Einklangs fügte sich in kurzer Zeit ein neues Uebel, als der Sohn des Grafen aus Petersburg zum Besuch eintraf. Den Schilderungen nach, welche Helene von ihm gibt, muß er ein Wüstling sein, wie ihn halbe Bildung, flache Grundsätze und großer Reichthum leicht machen können. Ohne Tugend, und ohne Glauben daran in weiblichen Herzen, verfolgte er mit seinen Anbetungen Helenen schon in den ersten Tagen; und bei wachsender Leidenschaft bat er zuletzt um ihre Hand zur Vermählung, trotz seiner frühern Schwüre, sich nie durch ein Eheband fesseln zu lassen.

Während die schöne Waise von dieser Seite gefoltert wurde, ward sie anderseits nicht minder durch die Eifersucht des alten Grafen gequält. Dieser war in seinem Innersten empört, den entarteten

Sohn, als Nebenbuhler, erblicken zu müssen. Es mag zu harten Auftritten zwischen beiden gekommen sein, in welchen der Sohn wohl seines Vaters nicht geschont haben wird; denn der Greis fühlte seine Kräfte vom täglichen Verdruß so aufgerieben, daß er selber für sein Leben fürchtete. Und in Besorgniß, Helene könnte früher oder später noch Beute des Sohnes werden, und um diesen Triumph zu vereiteln, war er es selbst, der Helenen rieth, der Gefahr durch heimliche Abreise zu entrinnen. Sie schien ihm aber weder in Moskau, noch in Petersburg geborgen genug. Einem seiner ältesten und vertrautesten Freunde, der mit einer liebenswürdigen Familie seit einigen Jahren in Odessa wohnte, empfahl er sie. Und als Helena, die keine andere Rettung kannte, einwilligte, stattete der Graf sie nicht nur reichlich mit Reisegeldern aus, sondern verhieß auch, ihr eine sorgenlose Zukunft zu bereiten.

Auf seine Veranstaltung ward sie, während vorgegeben werden sollte, sie wäre nach Petersburg abgereist, gen Moskau geführt, und von hier in guter Gesellschaft nach Charkow, wohin sie durch ein achtbares Haus von Moskau Empfehlungen mitnahm. In Charkow aber sollte sie, als eine nach Odessa gehende Gouvernante, gelten.

Dieser von ihr angenommene Stand, so wie ohne Zweifel noch mehr ihre Jugend und Anmuth, verleideten ihr bald in dem Hause zu Charkow den Aufenthalt, wo eine Menge studirender Adelichen und russischer Offiziere täglichen Zutritt hatten, die sich gegen eine hübsche Gouvernante manche Freiheit erlauben zu dürfen glaubten. Ungeachtet es ihr nicht an Mitteln fehlte, sich eine Reise der bequemsten Art nach Odessa zu bereiten, ward sie doch durch Unerfahrenheit und eben so sehr durch Furchtsamkeit gehindert, sich unbekannten, gemietheten Menschen auf einer langen Reise anzuvertrauen. Denn sie kannte die gewöhnliche Denkart solcher Miethlinge in Rußland. Daher wartete sie mit Sehnsucht auf Gelegenheit, die Reise mit Sicherheit in anständiger und angenehmer Gesellschaft zu thun.

Nun ward meine Rückreise nach Odessa bekannt, und daß mich eine ächtliche Dame dahin begleite. Sogleich mußte einer von den Bekannten des Hauses, der mit mir Umgang hatte, um einen Platz in meinem Reisewagen werben. Aus übermäßiger Aengstlichkeit, um in den Steppenländern den Leuten nicht durch fremde Tracht auffallend zu sein, legte sie über ihre häusliche Kleidung gemeine, russische Weibertracht an. Den ehrlichen Petrowitsch, den sie schon am

Abend vor der Abreise im Wirthshause zu Charkow kennen gelernt, und den sie über mich und die Minerva vollkommen ausgefragt hatte, wußte sie durch Freundlichkeit und ein gutes Trinkgeld an sich zu gewinnen. So war sie gerüstet, das Abenteuer der Reise zu bestehen, als die plötzliche Sinnesänderung der grämlichen Minerva, nicht mit uns zu gehen, sie in ihrem Entschluß erschütterte. Nur Petrowitschens Vorstellungen und dringende Bitten, und der Widerwille, in das ihr nicht angenehme Haus von Charkow zurückzugehen, auch sogar — wenn ich es nicht als höfliche Schmeichelei nehmen muß — ein gewisses Vertrauen einflößendes Etwas meiner Gesichtszüge, — ich glaube, jedes Frauenzimmer hat zur Physiognomik angebornes Talent, — genug, das Alles überwog endlich ihre Bedenklichkeiten. Dennoch nahm sie ihren Platz lieber neben Petrowitsch, als mir, und schwatzte, mich zu betrügen, russisch, weil sie wußte, ich verstünd' es nicht.

Hätt' ich denn je glauben sollen, daß ein Loch im Kopf mir, mitten in der chersonischen Wüste, mitten im Winter einen der Festtage des Lebens geben könnte? Wie schwesterlich-traulich die schöne Waise da neben mir plauderte! Und wie es mich von ihren Lippen entzückte, zu hören, daß nur Blödigkeit, nur Furcht, daß ihr Betrug mein Wohlwollen gegen sie mindern werde, sie zurückgehalten habe, mir früher zu gestehen, daß sie der deutschen Sprache mächtig sei. Schon am Tage nach dem Verlust bei Pultawa, wo, wie Karl XII den Sieg, sie den Stiefel eingebüßt hatte, — noch mehr am zweiten Tage nachher, als ich, aus Zartgefühl für sie, keinen Anspruch auf den Wagen gemacht, und die Nacht im Unflath einer russischen Haidekneipe zugebracht hatte, war sie für mich — warum sollt' ich dir denn, Jeremias, nicht ihre Worte schreiben? — mit Zutrauen und Ehrfurcht erfüllt, und wollte sie mich gern anreden und enttäuschen. Ja, nun erfuhr ich, sie hatte mich in jener Nacht mehrmals gesehen, wie ich aus dem Hause trat und leise um den Wagen schlich und lauschte, als wollt' ich ihren Schlummer behorchen, und ihre Sicherheit bewachen.

Dagegen erzählt' ich ihr von meinen Reisen und Verhältnissen recht ehrlich, um Zuversicht mit Zuversicht zu erwiedern. Ich erzählte von unserm ehrsamen Städtchen, von dir, edler Jeremias, von Allem. Nur von den beiden Helenen, die ich schon geliebt, sagt' ich

keine Silbe; noch weniger wagt' ich ihr zu gestehen, daß sie die einzige Helene sei, die ich lieben könne und werde.

Als Petrowitsch seinen Rossen zum letzten Mal vor Odessa das Futter gab, legte Helene in einem Haidehof ihre russische Tracht ab, mit der sie der armen Wirthin ein überraschendes Geschenk machte. Ich kannte sie kaum wieder. Schöner war einst die meergeborne Aphrodite nicht aus dem Schaum der Wellen hervorgestiegen, als diese sarmatische Grazie aus den groben, steifen Pelzen und Kitteln einer russischen Bäuerin.

Sie war feuerroth und senkte stumm die Augen, als schämte sie sich ihrer eigenen Anmuth, da sie meine Ueberraschung bemerkte, und wieder, da sie im Wagen neben mir saß, und ich beide Hände vor meine Augen legte und sagte: „Ich darf Sie nicht mehr anblicken!“ Sie wollte mir nachher einen kleinen Verweis geben, daß ich nun andern Ton anstimme, als auf der Reise. Aber ich wurde, je näher wir Odessa kamen, in vollem Ernst traurig. Denn nun sollt' ich sie verlieren, die mir so lange ausschließlich angehört hatte.

„Nicht doch, ich erwart' es von Ihnen,“ sagte sie halblaut und mit rührender Schüchternheit, „ich erbitt' es von Ihnen, entziehen Sie mir in Odessa die Güte nicht, die Sie mir bisher gewährten. Ich bin fremd dort, — ich kenne ja die Familie nicht, der mich mein Wohlthäter, der Graf, empfohlen hat. Wenn ich nun eines Schutzes, eines weisen Rathes bedürfen sollte, an wen müßt' ich mich wenden? Niemand weiß ja, wie Sie, wie verlassen ich stehe, wie beklagenswürdig!“ — Hier flossen ihre Thränen stillperlend über ihre Wangen. Reden konnt' ich nicht. Ich nahm zitternd ihre Hand und drückte dieselbe an meine Brust. Daß sie mir diese Hand darauf nicht entzog, war die höchste Gunst, welche sie gewährte. Stumm ward sie; stumm blieb ich. Aber dies Schweigen war noch unendlich beschäftigender, als unser Reden den ganzen Tag gewesen war. Es schlich von den Fingerspitzen zum Herzen eine milde Gluth, und das bisherige stille Vertrauen unter uns verwandelte sich in eine fromme Vertraulichkeit, in ein Einverständniß gegenseitig zufriedener, argloser Gemüther, das keiner Worte bedurfte, um fester zu werden.

Der Wagen rollte in Odessa hinein durch die Straßen. Sie stieg vor dem besten Gasthof der Seestadt ab. Als ich Helenen versorgt wußte, führte mich der treue Petrowitsch in meine stille Wohnung.

7.

Die Heimfahrt des Philhelenen.

Konstantinopel, im Juni 1823.

He, frommer Jeremias, erschrickst du nicht, dieses Briefpäckchen aus der Residenz der Ungläubigen zu erhalten? Nimm daran kein Aergerniß, Jeremias; der Padischah der Ungläubigen, obgleich er alle Christenheit gern in ihrem eigenen Blut ersäufen möchte, ist darum nicht minder ein ganz ehrenwerther Herr, den alle christlichen Staatsmänner beim löblichen Werk der Christenausrottung in Griechenland begünstigen müssen. Diese Griechen sind Rebellen und verdienen allerdings Züchtigung, daß sie sich nicht mit tausend Freuden von den Paschas und Beys plündern, schinden, schänden, in den Koth treten ließen, ja, daß sie sich anmaßten, Menschen, gleich hochwohlgebornen Türken, sein zu wollen.

Freilich, mir hat in Odessa mehr als einmal das Herz geblutet, wenn ich da die Tausende von hellenischen Flüchtlingen in ihrem Elend sah! Du hast von dem Schauspiel keine Vorstellung, als im Frühjahr 1821 plötzlich die Menge dieser Menschen Odessa und Bessarabien überschwemmte, Fürsten, Bettler, Weiber, Kinder, Kaufleute, Schiffer. Die Auswanderung der Griechen dauerte den ganzen Sommer. Ihr Erstes und Letztes war die Verzweiflung. Sie kauften alle Arten Waffen auf, alte Säbel, Gewehre, Riemenzeug u. dgl., was die Russen nicht gebrauchten, die dabei guten Gewinn machten; ließen Uniformen machen; schwarze ungeheure Hosen; zogen dann zur Rache in den Kampf, und wurden damals größtentheils aufgerieben. Die dem Untergang Entkommenen und Zurückgekehrten schlichen nun traurig und oft als Bettler umher; andere nährten sich kümmerlich mit allerlei Gewerb, legten Kaffe- und Billardhäuser an; viele gingen in's Innere. In allen Kirchen Rußlands sind Liebessteuern für sie gesammelt worden, wovon ihnen monatlich kleine Gehalte gereicht werden.

Die Muselmänner betrachten die Griechen ungefähr so, wie wir bei uns zu Lande die Juden. Wenn sich in irgend einem christlichen Staate plötzlich alle Juden empörend unter die Waffen stellen würden, um ihren vielhundertjährigen Entehrungen und Bedrückungen ein Ziel zu setzen, was würden unsere Christen sagen? Den Juden Recht widerfahren lassen? Ich zweifle ein wenig. Und noch

minder werden sich die Moslemin gefallen lassen, jemals den trotzigen Forderungen der Griechen nachzugeben, obgleich diese in meinen Augen alles Recht haben, die Türken zu verjagen. Denn diese Barbaren, aus Asien gekommen, sind nur Eroberer vom Erbtheil der Griechen. Du begreifst jedoch, einsichtsvoller Jeremias, daß solche Erbschaftsgesetze nicht im Codex der türkischen Politik gelten. Da gilt das positive Recht über alles göttliche Recht hinaus und das beati possidentes.

Du magst es mir auf mein Wort glauben, daß ich in Odessa der eifrigste und treufleißigste Cicerone der schönen Helena ward. Ich besorgte ihr vor Allem weibliche Dienerschaft, mit Hilfe dasiger Freundinnen; führte sie in die Familienkreise ein, die mir seit Langem offen standen, und begleitete sie in das palastähnliche Haus ihres künftigen Beschützers, dem sie durch den alten Grafen, ihren ehemaligen Wohlthäter, empfohlen war. Sie ward mit großer Auszeichnung aufgenommen; doch zog sie vor, statt der Zimmer, die ihr in dem Hause des Schirmherrn bereitet werden sollten, eine von ihr selbst ausgewählte Privatwohnung zur Miethe zu nehmen. Denn der alte Schirmherr konnte ihr nicht ganz gefallen. Er bezechte sich in der Regel täglich und war nur des Morgens nüchtern. Seine Familie, die Helenen durch ihre Pflegemutter als „liebenswürdig" geschildert worden war, was sie auch vermuthlich vor zwei bis drei Jahrzehnten gewesen sein konnte, bestand aus einigen alten, spielsüchtigen, medisanten Damen, an denen weder viel Liebliches, noch Würdiges zu entdecken stand.

Der alte Herr bei Moskau hatte demnach seine allzugeliebte Tochter übel berathen gehabt, weil er sich der Flüchtigkeit der Zeit und der Nichtigkeit des Schönen auf Erden nicht erinnerte. Aber noch weit triftigern Grund gab er seiner schönen Waise zur Klage oder doch zur Unruhe, daß er sein Versprechen vergessen zu haben schien, ihrer auch in Odessa als wohlthuender Schutzgott zu gedenken. Vergebens schrieb sie ihm. Es erfolgte keine Antwort. So vergingen zwölf Wochen ohne Nachricht.

Sie aber, ziemlich gleichgültig, lächelte in ewiger Heiterkeit, so oft ich sie im Kreise unserer Freunde sah, oder sie mich zu sich in eine Abendgesellschaft mit andern einlud. Denn gleich nach der ersten

Woche ihres Aufenthalts zu Odessa hatte ich das Glück verloren, sie uneingeladen sehen zu dürfen. Ich gestehe dir's offen, Jeremias, was du beim Lesen dieser Zeilen über jenes beständige Schweigen des alten Grafen, und Helenens muntern Sinn, dabei argwohnen magst, — das fing auch ich an, zu argwohnen. Die ganze Geschichte des Mädchens konnte ein wohlersonnener Roman sein; denn, wäre sie reine Wahrheit gewesen, wie hätte der überzärtliche Pflegevater sie so lange antwortlos lassen, oder wie hätte sie so gelassen bleiben können?

Freilich, warum hätte sie mich mit einem Mährchen betrügen sollen? Allenfalls ihre volle Geldbörse zu entschuldigen, die mir durch die Aeußerungen der Minerva von Charkow schon verdächtig geworden war? Ich konnt' es nicht glauben. Und wenn ich sie dann sah, dies edle Antlitz sah, welches das Bewußtsein reiner Unschuld in allen zarten Zügen trug, welches Jeden schon durch Anschauen für die Tugend begeisterte, — nein, ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren konnte diesen höllischen Mißbrauch mit ihrer Engelsmaske nicht treiben. Und am Ende, Jeremias, wäre sie eine ganz gemeine Abenteurerin gewesen, die auf bloße Glücksjagd ausging, — — ich, der sie anbetete, ich hätte sie auch dann noch geliebt. Sie konnte nicht ganz verdorben, sie konnte noch errettbar sein. Ich hätte sie bekehrt.

Das Räthsel lösete sich unerwartet. Eines Morgens ließ sie mich selber zu sich kommen. Eine Seltenheit! Ich fand sie allein, blaß, mit verweinten Augen. Sie entfernte ihre Dienerinnen. Dann wandte sie sich mit gezwungener Fassung zu mir, und sagte: „Nun stehe ich wirklich verlassen in Gottes weiter Welt. Was soll ich beginnen? Wohin mich nun wenden? Ich habe Briefe erhalten. Er ist nicht mehr unter den Lebendigen, der Gute! Lesen Sie die Briefe. Dort liegen sie. Dann rathen sie einer Rathlosen, die nur allein Ihnen volles Vertrauen geben kann und will.“

Ihr Schmerz, der sich in stille Thränen ergoß, ihre Worte hatten mich erschreckt. Ich ging zitternd zu einem Spiegeltisch, auf welchem mehrere Briefe in französischer, einer in russischer Sprache, neben offenen Wechseln lagen. Nachdem ich mit Erstaunen und hastig die französischen Briefe gelesen hatte, bat ich um Uebersetzung des russischen. „Er enthält nichts,“ sagte Helene, „als freundschaftliche

Zeilen des treuen Schloßverwalters, der mir immer sehr ergeben war, mit der Anzeige vom Tode des Grafen, der ihm auf dem Sterbebette angedeutet, wo er zwei versiegelte Briefe für mich finden würde, die er mir ohne Verzug überschicken müsse.“

Die Briefe des Grafen, voller Kummer und Zorn über seinen Sohn, der wieder in Petersburg war, geschrieben unter Vorgefühlen des nahen Todes, athmeten noch die zärtlichste Leidenschaft für Helenen. Ich vergaß Helenens Betrübniß unter den Schmerzensausdrücken des unglücklichen Greises, dessen rührende Klagen mir Thränen ins Auge lockten. Er sandte der Tochter, die er noch am Rande des Grabes mit jugendlicher Gluth vergötterte, eine — ich muß sagen ungeheure Summe in Wechselbriefen auf verschiedene Häuser in Odessa und Moskau. Es war ein reiches Vermögen, es schien eine Art Enterbung des Sohnes zu sein.

„Was wird nun aus mir werden?“ sagte Helene schluchzend.

Nachdem sie ruhiger geworden war, erwiederte ich ihren wiederholten Fragen: „Der edle Greis hat väterlich für Ihre Zukunft Sorge getragen. Nur eins ist zu befürchten: der Sohn kann die Verschenkung so beträchtlicher Summen als eine Beeinträchtigung seiner Rechte, als eine Beraubung seiner Erbschaft ansehen. Wollen Sie sich nicht freiwillig entschließen, das, was Ihnen der letzte Wille Ihres würdigen Freundes zuwies, dem Sohne zurückzuschenken, wozu ich nicht rathe, weil Sie Ihr neues Eigenthum mit Recht besitzen: so kann er, im Fall er Ihren Aufenthalt erfährt, Ihnen einen Prozeß zuwerfen. Ja, es ist noch mehr zu fürchten, er kann nach Odessa kommen und seine vorigen Zudringlichkeiten erneuern. Denn wer steht dafür, daß er Ihren jetzigen Wohnort nicht durch den Schloßverwalter, der von ihm nun abhängig ist, oder durch einen vergessenen Zettel seines Vaters, oder durch einen Ihrer eigenen, vielleicht unvernichtet gebliebenen Briefe, oder auf irgend andere Weise vernimmt? Gehen Sie nach Deutschland zurück, verlassen Sie diesen Boden, an den Sie nichts mehr fesselt! Auch wenn Sie das zurückgeben wollten, was Sie rechtmäßig besitzen, und das Ihnen von Niemanden mit Recht abgefordert werden kann, sind Sie ja nicht verlassen, wie Sie glauben. Ich besitze ein mäßiges Vermögen auf deutscher Erde. Theures Fräulein, was ich habe, ist Ihr Eigenthum.“

So ungefähr sprach ich. Was ich noch weiter sprach, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß sie bei meinen letzten Worten erröthete;

daß ich ihre zitternde Hand mit Küssen bedeckte; daß sie, ich weiß nicht, was, zu mir sagte; daß sie weinend an meine Brust fiel; daß wir lange stumm blieben; daß wir uns beide dann viel, viel zu gestehen hatten; daß ich erfuhr, sie habe mich geliebt, seit jener Fiebernacht im Wagen, diesseits Pultawa, und habe sich in Odessa aus Furcht vor ihrer eigenen Leidenschaft und Schwäche von mir zurückgezogen. Auch weiß ich noch, daß ich an mein eigenes Glück nicht glaubte, und allen ihren zärtlichen Betheuerungen nicht glaubte, bis sie mir vor dem Altar angetraut, bis sie mein Weib geworden war und ich mit ihr im Zimmer der Kajüte einsam über das schwarze Meer gen Konstantinopel schwamm, einsam wieder mit ihr, wie auf der reizenden Fahrt von Charkow zum Pontus Euxinus.

In meinem Leben hatt' ich nicht so viel Geschäfte, als die letzten achtzehn Tage in Odessa; in meinem Leben keine lieblichern. Denn Alles geschah für sie. Und wie lohnte sie mich, die Göttliche! Da mußt' ich für Einkäufe der Reisebequemlichkeiten sorgen; für Verwandlung ihrer Wechsel in Papiere auf Wien, Augsburg, Frankfurt, London, die du nun hoffentlich alle in Händen hast; da mußt' ich, wegen der Päffe, von Pontius zu Pilatus, zu zehnerlei müßigen Schreibern; da mußt' ich, laut Polizeiverordnung, meinen und Helena's Namen, mit Anzeige, daß wir Odessa verlassen würden, dreimal binnen vierzehn Tagen in alle öffentliche Blätter einrücken lassen; da mußten Abschiedsschmäuse besucht werden, — und endlich die Trauung selbst! Sie geschah in Reisekleidern, eine Stunde vorher, ehe wir in das Fahrzeug des braven genuesischen Schiffkapitäns Ragusin stiegen.

Wir segelten bei widrigem Winde ab; hatten Regen[illegible] hatten Windstillen; sahen die unreinen Donauwellen, wo sie den [illegible] grünen Wasserspiegel des schwarzen Meeres mit ihrem Schla[illegible] vierzig, fünfzig Stunden weit trüben; sahen die Küsten Asiens und Europens; endlich das majestätische Stambul, gegenüber Scutari, in einem unübersehbaren Feengarten, — nein, Jeremias, glaub' es nicht. Wir beide sahen nichts, als uns beide, alles Andere war uns nur Tapezierung. Wir würden den Tod nicht gesehen haben, wenn uns das Meer verschlungen hätte.

Dem Serail gegenüber ward gelandet am 30. April. Wir waren

eilf Tage lang unterwegs gewesen. Ich hätte schwören können, eilf Stunden und keine Minute darüber.

In Pera, wohin wir Empfehlungsbriefe hatten, empfingen wir bequeme Wohnung. In dieser Vorstadt halten sich die meisten Franken oder Christen auf; darum nennen es die frommen Türken vielleicht das Schweine-Viertel. Wir mußten hier länger verweilen, als wir wollten, um bequeme Gelegenheit nach Triest zu erhalten. Indessen hatten wir buntes, lustiges Schauspiel alle Tage. Helena, um mich überall begleiten zu können, verwandelte sich in einen wunderschönen Knaben.

In den ersten Tagen unserer Ankunft sahen wir die ganze türkische Flotte unter dem Donner der Kanonen am Serail vorübersegeln, wo der Sultan dem Kapudan Pascha einen kostbaren Säbel mit großer Feierlichkeit überreicht hatte.

Hoffe aber nicht auf Beschreibung dieser Stadt. Du findest sie ja in hundert Büchern. Ich sah' nur Helenen; und nur das Vergnügen, welches sich über das Fremde und Wunderbare des Schauspiels in ihren Augen spiegelte, ward mein Vergnügen.

Die Hauptstadt des Padischah ist vollkommenes Asien in Europa, ein Prachtmantel über Unflath gedeckt, ein vom Ungeziefer zerfressenes Paradies. Ja, die Landschaft rings umher ist über alle Ueppigkeit der Einbildungskraft hinaus reizend. Die Aussicht, besonders vom sogenannten Todtenfelde hinweg über die unermeßliche Stadt, über das von Segeln und Wimpeln belebte Meer, nach Asien hinüber, findet sich vielleicht in unserm Welttheil auf keine so entzückende Weise wiederholt. Aber der einheimische Mensch hier hat dafür keinen seiner Sinne ausgebildet. Da sitzt der Türk, mit verschränkten Füßen, träumerisch, die lange Pfeife dampfend, in stolzer Würde, die der Dummgeistigkeit eigen ist; sitzt da in seinem Zimmer, oder an der Straße, oder auf der Wacht, oder im Kaufladen, oder sonst wo; — nichts stört ihn aus dem Gedankenstillstand, als Gaumenkitzel, wilder Zorn, wollüstige Gier, Habsucht, Kitzel des Hochmuths oder was sonst noch ein Thier aus der Ruhe weckt. — Mag's Ausnahmen geben, viele Ausnahmen, besonders in den höhern Ständen — hier gibt's keine Stände, der gemeinste Kerl kann Pascha, der Sklav Großvezier werden und wieder in den Koth zurückfallen — ich rede von den Türken, wie sie in der Masse sich darstellen.

Sie haben von Asien her die orientalische Bestialität, und vom

eroberten byzantinischen Kaiserthum das europäische Sittenverderbniß dazu genommen. So wie diese Tataren einst aus dem Gebirge Belur hervorgekommen sind, wild, sinnlich, gebieterisch, unwissend, so sind sie noch. Sie hängen noch, wie bildungslose Menschen, immer an dem Altherkömmlichen, am Gewohnten, mit abergläubiger Hochachtung ihrer barbarischen Altvordern. Wie in den Steppen und Gebirgen tragen sie noch, in der Sonnengluth ihrer Sommer, die Pelze, die dicken Turbane und Pantoffeln. Wie damals, wie immer der Bildungslose, verachten sie dummstolz Alles, was sie nicht verstehen, was sie nicht sind, was sie nicht glauben. Ihr Militär schleppt sich noch immer, wie damals, in weiter Morgenlandstracht, Dolch und Pistolen im Gürtel. Gar zierlich steht dazu ihr Koch und Profoß, bunt gekleidet, wie der Hanswurst, auch mit dem Pritschholz ausgestattet. Wenn nicht Opium oder Fanatismus, macht sie ihr alleinseligmachender Glaube an das Fatum tapfer, und gegen die Pestilenz gleichgültig. Sie mögen kaum der Flamme aus dem Wege gehen, die ihnen oft genug über den Köpfen zusammenschlägt.

Ohngefähr sechs Wochen vor meiner Ankunft in Konstantinopel waren etwa zwei= bis dreitausend Häuser der Vorstadt Top=Hané abgebrannt. Wir sahen die weite ungeheure Brandstätte. Glaubst du, die Türken würden durch die ewigen Feuersbrünste vorsichtiger? würden mit ihren ewigbrennenden Pfeifen in diesen Zundelgebäuden behutsamer? würden an festere Bauart denken, statt sich luftige Wohnungen aus Holz und Riegelwerk, mit ganz flüchtiger Ausmauerung der Zwischenräume, in wenigen Wochen aufzuführen? Du bist im größten Irrthum.

Ein junges Weib, von neunzehn Frühlingen, wie Helena, das alle Lieblichkeiten eines südlichen Himmelsstriches, und einer nie genossenen Freiheit im Knabengewande, und sogar der ehelichen Flitterwochen in Konstantinopel genießt, mag das Leben hier sehr anmuthig finden. Helena sehnt sich nicht hinweg. Sie setzt die ersten ungetrübten Freuden der Liebe, Jugend und Ungebundenheit auf Rechnung von Stambuls Anmuth. Alles scheint zu ihrer Belustigung vorhanden. Daß sie Ende Aprils schon Kirschen, im Mai schon Birnen, Aprikosen, Artischoken naschen kann, ist ihr Fabelwelt und Elysium. Zwischen den moskovitischen Birken und Tannen freilich ward ihr das

nicht geboten. Sie beredet sich, hier athme und wandle Alles des bloßen Genusses willen. Und wenn man die zahllose Menge der Zuckerbäckereien, Kaffeehäuser und feilgetragenen Leckereien sieht, möchte man's beinahe glauben.

Auch die bunten Trachten des Orients, die vor ihr umhergaukeln, beschäftigen ihre Neugier und Lachlust nicht wenig. Die Nationen unterscheiden sich durch die Fußuniformen; Türken wandern in gelben, Armenier in rothen, Juden in blauen, Griechen in schwarzen Halbstiefeln und Pantoffeln. Dort ein steifer Herr in langem, weitem, grünem Leibrock mit grauer, hochgethürmter Mütze, rother Halsbinde, gelben Schuhen — es ist ein Stück vom türkischen Klerus. Dort eine vermummte, gespensterartige Gestalt, selbst Tücher um Stirn und Mund und Nase geschlungen — es ist eine Frau. Dort ein ungeschlachter Held, mit Dolch und Pistolen im Gürtel, schwarzem Knebelbart und nacktgeschornem Kopf, auf welchem ein ungeheurer Turban, groß wie das größte Kopfkissen, ruht — es ist ein türkischer Offizier. Dort ein Herr zu Pferde, mitten im heißen Sommer im großen Mantel von Wollentuch über seine vielen Unterkleider, eine große Pelzmütze auf dem Kopf, zu Fuß neben ihm ein Knecht in türkischer Tracht, der einen Sonnenschirm trägt und das Roß führt — es ist ein Armenier.

Den Tag über schwärmen wir meistens in Konstantinopel umher; da sind die Straßen breiter, die Gebäude schöner, als in Pera. Die Nase wird seltener vom Gestank verwesender Hunde und Katzen beleidigt, die auf den Gassen umherliegen. Da sind die großen, reichen Gewölbe und Läden voller Gold- und Silberwaaren, Teppiche, Stickereien, köstliche Shawls aus Persien und Indien. Auch nach Scutari fuhren wir mehrmals über. Es muß dieser Ort wie eine Vorstadt Konstantinopels angesehen werden; auch fährt man unaufhörlich hinüber und herüber. Man hat solche Seefahrt um sechs Para's oder drei Kreuzer. Eine majestätische Stadt, durch welche das Meer strömt, wie durch andere Städte nur ein Fluß. Sie ist zu einer Welthauptstadt geschaffen, und Konstantin der Große hatte Recht, den Thron des Römerreichs von der Tiber hierher zu pflanzen.

Aber unter diesen orientalischen Barbaren wohnen mögen, das kann nur Kaufleuten, Juden, Diplomaten und Gelehrten des Abendlandes recht sein. Der gesittete Mensch und gebildete Christ lebt hier

im Exil. Warum siedeln sich nicht die heutigen Herolde der Willkürherrschaft in diesem Paradiese des Despotismus an?

Als ich neulich die Karte von Europa nahm, um den Heimweg zu suchen, bemerkte ich, daß auch die Zivilisation unsers Welttheils ihren magnetischen Meridian hat, und zwar von Konstantinopel nach London. Deutschland befindet sich im Indifferenzpunkt beider Pole; von da nimmt die Zivilisation, deren Wesen die bürgerliche und geistige Freiheit ist, über Frankreich bis Albion zu, und über Polen, Ungarn, Moldau zur Türkei ab. Eigentlich sollte man London und Konstantinopel nicht mehr zum europäischen System zählen. England mit seiner Gesetzgebung, Verfassung und freien Gewerbigkeit gehört schon zu Nordamerika, Konstantinopel zu Asien.

Endlich ist sie's müde, den Völkerkarneval in der Hauptstadt der Osmanli zu schauen. Helena sehnt sich wieder zu Menschen. Wir verlassen Konstantinopel. Die Art, wie europäische Frauenzimmer hier behandelt werden, behagt ihr nicht. Sie hatte gestern kein geringes Schrecken, als sie auf der Gasse einige wohlgekleidete Europäerinnen mit modischen Federhüten öffentlich und ungestraft vom Pöbel beschimpft und deren Federhüte vom Kopf in den Koth fliegen sah. Sie segnete ihre Knabenkleider.

Gewöhnlich wagen sich Frauenzimmer, die zu den europäischen Gesandtschaften gehören, nicht ohne bewaffnetes Geleit auszugehen; etwa einen Janitscharenoffizier in weißem Turban und brennend rothem Scharlachmantel voran, bewaffnete Bediente hintennach. — Reisen Türkinnen mit ihren Kindern außer der Stadt, ist ihr mit Ochsen bespannter Wagen von bewaffneten jungen Leuten zu Pferde beschirmt. In Pera ist an kein Fuhrwerk zu denken. Die Straßen sind da, bis auf einige, so eng, daß man Alles durch Packträger, Esel und Pferde fortbringen muß, und sich vom zweiten Stock der einander gegenüberstehenden Häuser die Hände schütteln könnte.

Triest, im August 1823.

Nichts erzählt' ich dir von Konstantinopel, nichts erzählt' ich dir von der großen Seereise. Ich lebte nur für Helenen und sah nur sie, die doch das Schönste in Konstantinopel und auf dem Meere war.

Wir segelten am 13. Juli ab. Des Großherrn weitläuftiger Serail mit seinen Moscheen, Gebäuden und Gärten schwamm an uns vorüber. Im schönsten Licht breitete sich die wunderbarste Welt, Konstantinopel, Pera, Top=Hané, Scutari mit Palästen, schimmernden Thürmen, Lustgärten, Moscheen, Hainen, um uns her aus. Abends sahen wir schon in schönen, üppigen Geländen die sogenannten sieben Thürme. Andern Tags ging die Fahrt durch diese Meerenge hin, deren Ufer mit anmuthsvollen Hügeln und Felsen malerische Bilder gaben. Bei Gallipoli versah sich unser Schiffshauptmann mit frischem Wasser und Wein. Wie fruchtbare und reizende Landschaften, wie schlecht bevölkert, wie mangelhaft angebaut! Ach, die abendländischen Fürsten, die sich um einiger magern Landstriche willen von Jahrhundert zu Jahrhundert Schlachten liefern, begünstigen die Barbarei dieser Asiaten gegen die unglücklichen Griechen, welche Freiheit und Gesittung fordern. Lebt denn kein Peter Eremita, kein Bernhard von Clairvaux mehr, der zum Kreuzzug für menschliche Kultur begeistern möchte? Für die Wiederherstellung Griechenlands könnte man sich mit irdischen Paradiesen bezahlt machen und den Ueberschuß der Völker dahin senden, der jetzt zum Schaden Europens das freie Amerika bevölkert, bereichert und mächtig macht.

Als wir am 14. des Morgens unter den Batterien der vier Hauptschlösser am Eingang der Dardanellen halten mußten, die Päße untersuchen zu lassen und die Abgabe zu entrichten, sahen wir ein Schiff einsam vor Anker liegend, weil auf demselben die Pest herrschte. Die Mannschaft war am Ufer, und hatte dort Betten und Kleider in der Sonne ausgebreitet im Grase, Anderes auf Seilen ausgehängt. Ein Mensch lebte weit getrennt vom andern, und sprach mit dem andern nur aus der Ferne. Das Schiff selbst war nur von Wenigen bewacht und für Konstantinopel mit Korn beladen.

Sobald man die Dardanellen verläßen hat, begegnen dem Blick bergige Inseln, in der Ferne am Horizont schwebend. Der griechische Archipel ist ein majestätischer Irrgarten auf dem Ozean. Zwischen Andro und Tino schwamm das Schiff durch eine Straße, links und rechts von hohen Felsen begreuzt. Die Fahrt in diesen Gewässern ist wegen der Seeräuberei jetzt gefährlicher denn je. Der Schiffshauptmann ließ, da wir in den Kanal von Cerigo kamen, Waffen und Munition in Bereitschaft halten.

Gegenwind und Windstillen versäumten uns so sehr, daß wir

erst am 24. Juli an Zante vorüber kamen. Doch Helenen und mir schien die Fahrt nicht langweilig. Das junge Weib glich einer Seligen des Himmels. Aber ist da nicht der Himmel, wo der Engel wandelt?

Bei unserer Ankunft in Triest mußten wir im Hafen Quarantäne halten. Gottlob, eine menschlichere, als in Rußland. Man behandelte uns sehr gefällig, und hielt uns auch nur wenige Tage auf. Ich sage dir nichts von dieser Stadt, die täglich wächst. Welcher Zauber hängt doch an dem Worte „frei!“ Noch vor hundert Jahren lag hier ein unbedeutendes Städtlein mit engen, wüsten Gassen und wenigen tausend Einwohnern zwischen kahlen Hügeln und Felsen. Da ward Triest zum Freihafen erklärt, und Felsen und Hügel überkleideten sich sofort mit Anmuth und Ueppigkeit; neue Straßen mit Kirchen, Palästen und öffentlichen Plätzen breiteten sich am Abhang der Landschaft gegen das Ufer des adriatischen Meeres aus; bei 40,000 Einwohner beleben jetzt den schönen Platz mit Handel, Gewerb, Fabriken und Manufakturen. Triest ist die erste Handelsstadt des österreichischen Kaiserstaates. Das benachbarte Venedig verfault in seinen Sümpfen, während hier ein frisches, reiches Leben erblüht. Die ganze Triestinische Küste ist von reizenden Landhäusern überschneit, wie von weißen Blüthen im Lenz die grüne Flur. Ich würde hier meine Wohnstätte mit Helena wählen, wenn nicht von einem Ende der Stadt zum andern — verzieh' das Gesicht nicht, edler Jeremias! — Alles kaufmännelte und vom Morgen bis zum Abend rechnete und spekulirte.

Nein, das ist zwischen Helenen und mir schon abgethan, wir reisen den ganzen Sommer noch, bis wir unsern bequemen Winkel gefunden haben werden. Er muß in einem Lande liegen, wo man noch ein wenig frei athmen und plaudern und lesen darf; wo kein Ministerium uns gebietet, welche Grundsätze wir haben sollen; wo uns auch der Genuß von Frankreichs und Deutschlands Literatur ungehindert gewährt ist; wo die Gegend lieblich, der Mensch gutartig ist, und die Nähe einer großen Stadt unser einsames Landgut mit Bequemlichkeit versieht.

O du, dem seine schwarzgefleckte Strazza, nebst Hauptbuch mit Debet und Kredit, über Oberon und befreites Jerusalem, über

Schiller und Voß hinausgehen, o Jeremias, du Erbfeind aller Schauspiele und Romane, halte dich bereit, den romanhaftesten Romanstreich zu lesen, der je, seit dem Einzug Abrahams und der schönen Sarah in Aegypten, erlebt ist.

Das erste Geschäft, welches vorgenommen ward, sobald wir den schönen Gasthof in der Theresienstadt bezogen hatten, bestand in Herbeirufung von Schneidern, Putzmacherinnen, Musterkarten, um uns in den neuesten Kleiderschnitt zu werfen, weil wir die Moden von Bassarabien und Cherson etwas veraltet fanden. Eine junge, hübsche Frau hat auch in ihrem Engelsherzen kleine irdische Wünsche und Launen. Helena that keinen Schritt auf die Gasse bis sie vollständig vereuropäert war. Unterdessen miethete ich mir einen ehrlichen, handfesten Schweizer zur Bedienung, ein wohlgebildetes Schwabenmädchen zur einsweiligen Zofe meiner Gebieterin.

Als ich mit Helenen zum erstenmal ausging, um die Stadt zu besehen, und wir uns endlich, denn der Sommerabend war lieblich, beim großen Kanal auf eine der Bänke niederließen, um vom Wandern zu ruhen und die Schwärme der Lustwandelnden vor uns zu mustern, — tönt plötzlich, unweit von uns, eine helle weibliche Kehle, ruft meinen Namen und schreit: „O Herr Jemine! ist's denn möglich? Sind Sie es wirklich?“

Meine Helene machte etwas große Augen, ich noch größere, — denn ich sah Obersteuereinnehmers Lenchen in ihrer ganzen Theetischgrazie und Assembleenholdseligkeit vor mir. Ich sprang überrascht und freudig auf und begrüßte die angenehme alte Liebe mit so viel Herzlichkeit, als es der öffenliche Platz, die Nähe meines jungen Weibes und eines langen, breiten Herrn gestattete, der sich zu Lenchen mit einer Miene voller Sicherheit hielt, die da ankündigte, er habe das Recht dazu. Mir fiel sogleich, o Jeremias, dein letzter Brief bei, der mir bis Konstantinopel nachgelaufen war, und daß dieser Herr, dem die doppelte Buchhaltung aus beiden Augen durch die grüne Brille sah, kein anderer, als der ihr verlobte Kommerzienrath sei. Sie stellte ihn mir sogleich als ihren wirklichen Gemahl vor, mit dem sie in einer prächtigen Equipage so eben auf der Hochzeitreise begriffen wäre, an die er gelegentlich eine merkantilische Spekulation geknüpft habe. Auch jetzt noch, Jeremias, auch jetzt noch, an der Seite meiner wunderlieblichen Eroberung aus den russischen Steppen, mußt' ich Lenchens schöne Formen bewundern.

Mit dem Kommerzienrath wurden, wie sich gebührt, höfliche Worte ausgewechselt; ich stellte ihnen beiden meine Lebensgefährtin vor.

Der Kommerzienrath, welchen es allerdings durch die Brille anfangs etwas befremdlich dünken mochte, seine Frau und mich auf so vertraulichem Fuß zu sehen, ward plötzlich sehr freundlich, nun er wahrnahm, daß auch ich nicht mehr einsam stehe, sondern ebenfalls doppelte Buchhaltung führe. Er lud uns dringend ein, Parthie von einer angenehmen Abendgesellschaft zu sein, in der er sich befinde. Und damit zeigte er seitwärts auf einige Frauenzimmer und junge und alte Herren, welche ganz in der Nähe zu warten schienen. Lenchen, das gleich mit den ersten Blicken Feinheit, Zierlichkeit und Geschmack im Anzug meiner Helene, vom Spitzensaum des Rocks bis zur Schleife am modischen Strohhut, überflogen hatte, vereinte sich mit den Bitten und Schmeicheleien ihres Mannes bei meiner Lebenshälfte.

Während dessen hatte sich höflich, oder neugierig, die wartende Gesellschaft mehr genähert, und, o Jeremias, lerne an Wunder glauben! — das schönste der jungen Frauenzimmer in der Mitte dieser Gesellschaft heftete in demselben Augenblick seine Aufmerksamkeit auf mich, als die Wohlgestalt dieser Schönen auch meinen Blick anzog. Sie erröthete und trat hastig zwei Schritte gegen mich vor, blieb zaudernd stehen, und ich — ich eilte mit hochschlagendem Herzen zu ihr. Es war ja meine Helena von Wels, meine Helena aus der Camera obscura des Praters, derentwillen ich mein Kreuz auf mich genommen und Ungarn, Siebenbürgen und die heillosen Steppen und Quarantänen der Tartaren besucht hatte.

Sobald wir beide unsere unglaubliche Ueberraschung oder vielmehr Bestürzung, vor der Gesellschaft mit einzelnen Redensarten mehr überschleiert, als erleichtert hatten, wandte sie sich rasch zu einem artigen jungen Mann, dem sie auf englisch zurief: „O komm, Lieber; sieh, das ist er! das ist . . .“

Sir Bailey, so hieß er, sagte mir viel Gütiges; er schien mich durch seine Gattin zu kennen, denn das war sie. Er wußte wenigstens, daß sie mich geliebt habe, eine Offenherzigkeit, die ich ihr gegen den Ehemann kaum zugetraut hätte. Ich erfuhr aber nachher, daß sie dem wackern jungen Mann, der in Odessa von der heftigsten Leidenschaft für sie ergriffen war, nur halb gezwungen die Hand gegeben, und, um ihn abzuschrecken, sogar ihm ihre Empfin-

dungen für mich entdeckt hatte. Die Ursache alles ihres frühern Leidens war ihre Mutter gewesen, die, stolz und geldgierig, aber der äußersten Verarmung nahe, wie es scheint, überall mütterliche Kuppelei mit ihrer Tochter treiben wollte, um durch die Schönheit derselben einen begüterten Eidam und sich selber wieder Wohlleben und einigen Glanz zu bereiten. Nur durch die verzweifeltste Entschlossenheit hatte Mistreß Bailey zweimal eine Verkuppelung ihrer Person mit, der Beschreibung nach, alten reichen Sündern verhindert, bis sie sich endlich zu Odessa, mehr um der Herrschaft ihrer Mutter zu entkommen, als aus Neigung, mit dem Briten verband. Dieser, der weder alt, noch ein Sünder war, schien jetzt ihre volle Zärtlichkeit errungen zu haben. Die Mutter aber war nach Wien zurückgegangen, wo sie nun gemächlich und anständig durch die Fürsorge ihres reichen Eidam leben kann. Helena wollte, so groß war ihre Bitterheit im Gemüth dieser Langequälten geworden, weder mit ihrer Mutter, noch mit ihrem Bruder, der vermuthlich wenig von der Denkart seiner Schwester hat, jemals ferner in Gemeinschaft und Berührung seyn.

Ganz natürlich, die Einladung des Kommerzienraths zur Abendgesellschaft ward nicht abgelehnt, und sie war, um mich eines beliebten Steuereinnehmers-Ausdrucks von Lenchen zu bedienen, „elegant und splendide," nämlich in dem Landhause eines reichen Triestiners, mit dem der Kommerzienrath im engsten Verkehr stand und bei dem er wohnte.

Mir aber ward in der romantischen Umgebung von drei Helenen, die ich alle nach einander geliebt hatte, und die alle auf mich gewisse Ansprüche bilden konnten, zuweilen seltsam zu Muth. Ich fühlte mich wirklich etwas verlegen, weil es mir mitunter ankam, als müsse ich gegen die beiden frühern noch den frühern Ton anstimmen, was sich doch schicklicher Weise nicht thun ließ. Vermuthlich ging es den beiden jungen Weibern ihrerseits nicht besser, wenn die eine etwa an die Bälle ihres Städtchens und die andere an die Welser Holzbiegen am Traunufer dachte. Auch bemerkte ich, daß sich beide weniger mit Worten, als vielmehr und häufig mit forschenden, prüfenden Blicken zu meiner ausgewählten moskowitischen Helena wandten. Vielleicht stellten sie heimliche Vergleichungen zwischen dieser und ihrer eigenen Schönheit an.

Glaube mir, Jeremias, ich verwünschte manchmal, der Philhelene geworden zu sein. Es ist etwas Peinliches, mit drei Geliebten zugleich auf einem kleinen Platz beisammen zu stehen. Auch ich machte, das konnte nicht fehlen, mehrmals Vergleichungen zwischen den drei Grazien, wenn sie zufällig beisammen saßen oder standen. Jede trug ihren eigenthümlichen Reiz. Indessen fanden hier doch vollkommen die drei Vergleichungsgrade der Grammatik statt. Obersteuereinnehmers Lenchen war der Positiv, die ungarische Helena der Comparativ und meine schöne Steppenrose entschieden der Supperlativ.

Der Supperlativ warf mir aber zuweilen mit den Blauaugen schalkhaft drohende Blicke zu, die ich wohl verstand, und die mir immer das Blut ins Gesicht trieben. Es war mir auch, als wenn der Kommerzienrath sowohl, als der Sohn Albions ernsthafter wurden, so oft ich mit ihren Frauen plauderte. Auch schienen sie sich, aus einer bloßen Art Rache, gern vorzugsweise mit meinem andern Ich zu beschäftigen, das den Abend die Eroberung aller Triestiner und Triestinerinnen gemacht zu haben schien.

Wärest du im Besitz eines andern Ichs, edler Jeremias, so wüßtest du, was eine Gardinenpredigt und darauf die süßeste Absolution sei. Denn es verstand sich, meine junge Moskowitin mußte wohl etwas betroffen sein, bei den ersten Schritten, die ich mit ihr auf den Boden des abendländischen Europa's gethan, mich sogleich von so trauten, weiblichen Bekanntschaften begrüßt zu finden. Ich beichtete nun alles haarklein.

„Es ist mir doch dabei etwas unheimlich!“ sagte sie lächelnd: „Werden uns noch mehr Helenen begegnen, je weiter wir in's Innere des Landes kommen, Herr Philhelene?“

Ich konnte sie wegen dieser Besorgniß mit gutem Gewissen beruhigen. Nun stellte sie sich zwar zufrieden und ertheilte mir wegen meiner Philhelenenschaft vollkommenen Ablaß; „aber,“ setzte sie hinzu, „in diesem Fall wär' es doch vielleicht nicht übel, wenn wir wenigstens den Helenen in Triest aus dem Wege gingen. Zwar haben wir ihnen den morgenden Tag zugesagt, aber übermorgen dächt' ich, können wir unsern neuen Reisewagen versuchen. Man sagt, es wohne etwas Gefährliches in alter Liebe, weil sie nie ganz roste.“

Es scheint, als hätten meine frühern Helenen ihren Männern

ähnliche Beichten thun müssen, wie ich, und als wäre bei ihnen das nämliche Ergebniß daraus hervorgegangen. Denn — heute waren noch alle fröhlich beisammen, und alle kündigten wir uns unsere Abreise aus Triest auf morgen an. Morgen fährt der Brite mit der Welser Helena gen Westen, die doppelte Buchhaltung nach Osten und ich mit meiner kleinen Eifersüchtigen nach Norden, zu dir, edler Jeremias!

Der Pascha von Buda.

Größtentheils wahre Geschichte.

Was die Quellen unserer Erzählung betrifft, muß sich eine derselben in den Archiven von Wien, und zwar im Tagebuch der Belagerung von Ofen, vom Jahr 1686, befinden. Wir hatten zwar nicht das Glück, unmittelbar aus ihr zu schöpfen; aber doch haben wir Versicherung, daß der Schluß der Geschichte darin bemerkt sei. Eine andere Quelle ist eine sehr zierlich in groß Oktav gedruckte Schrift, 74 Seiten stark, welche, ohne Anzeige des Druckorts, im Jahr 1765 unter dem Titel: „Le Bacha de Bude“ erschien. Eine dritte sind Sagen, die zwar für den Geschichtforscher den geringsten Werth haben mögen, für uns aber nichts minder als verwerflich waren. So viel zur Einleitung.

1.

An einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waat ein altes, kleines, doch wohlgebautes Städtlein, mit einem freiherrlichen Schlosse geziert. Das Städtlein heißt La Sarraz. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer oder Alterthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt: so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und mit den Nachbarn, wenigstens ehemals, sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine, artige Knaben, Eugny und Olivier.

Eugny war der jüngste Sohn eines armen alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Stroh-

dache vergnügt lebte. Zu Cugny's Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit. Selbst der Jüngste mußte schon Geld verdienen, und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Aber der alte Vater hatte an diesem Jüngsten wenig Freude, denn es war ein kleiner wilder Bube, der tausend tolle Streiche machte, zu denen es jeden Tag Gelegenheit gab. Freilich ward der kleine Taugenichts dafür tapfer gezüchtigt; allein was half's? Die Strafen des Abends waren am Morgen jedesmal richtig verschlafen und vergessen. Dabei fehlte es dem kleinen, quecksilbernen Buben gar nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Es war nicht nur ein schöner Knabe, den die Dichter seiner Zeit, wäre er ihnen als Prinz, und nicht im Zwilchkittel und barfuß erschienen, ohne Umstände mit einem Ganymed oder Liebesgott verglichen haben würden: sondern er hatte auch die Gabe, sich, wenn er wollte, Jedem angenehm zu machen. Der Schulmeister hielt viel auf ihn; denn keiner seiner Schüler schrieb eine so zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck, rechnete so fertig. Der Schulmeister hatte selbst dem alten Cugny einmal gesagt: „Euer Bube sollte nach Lausanne in die hohe Schule; der versteht beinahe schon so viel, als ich. Der sollte Pfarrer werden!“ — Der Alte hingegen zuckte die Achseln und sagte: „Wir Bauern brauchen auch gute Köpfe, und eher, als die Reichen; denn die, wenn sie keinen Kopf haben, setzen sie den Geldsack zwischen ihre Schultern. Das können wir armen Leute nicht.“

Der kleine Cugny mußte also mit seiner Liebenswürdigkeit und seinen vom Schulmeister gepriesenen Geistesgaben die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm nicht das Amt zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viel Anmuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit z. B. betrachtete er sich als Pfarrer, und die Heerde als seine Gemeinde. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt: aber an diesen gehörnten Heiden war Hopfen und Malz verloren, und keiner seiner Zühörer bekehrte sich. Vielmehr, je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, gegen Betrug und Diebstahl und Straßenraub, je ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einem Kraut- oder Blumengarten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer

heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter in's Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zur Würde eines Feldweibels emporgeschwungen und gute Beute gemacht hatte, änderte sich Alles. Denn der alte Schnurrbart brachte den Winter in Eugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guebriant Heldenthaten, unter dessen Fahnen er gefochten. Da hörte man von Gustav Adolf, dem Schwedenkönig; da von Bernhard von Weimar, von Tilly, Pappenheim und Wallenstein; da von den Schlachten bei Lützen und Wittstock, von der Zerstörung Magdeburgs und dergleichen. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah, und den Donner des Geschützes sehr deutlich hörte. Er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer, als der Jüngste, dem kein Wort, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse entschlüpfte. Sobald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirt ernannt ward, nahm er diese Ernennung als Feldhauptmanns-Installation, und erhob auf der Stelle seinen Hund, der im vorigen Jahre bei der Heerde nur Sigristen- oder Küsterdienste verrichtet hatte, zum Generaladjutanten. So zog er aus, immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein der Ehrgeizige, Lust, die Eroberungen wie sein Eigenthum zu betrachten, und sich zum Herzog von La Sarraz zu machen.

2.

Eines Tages, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß und, während die Armee im Freien lagerte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen rekognoszirend emporkletterten, vernahm er auf der Felshöhe klägliches Geschrei von Kindern, die um Hilfe riefen.

Alsbald ward beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen und die Gefangenen droben zu befreien. Der Generaladjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert und den Rufenden Hilfe gebracht. Es waren

ein paar Kinder aus dem Städtchen; ein Knabe, Namens Olivier, ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ein Mädchen von acht Jahren, das Helena hieß. Die Beiden, Kinder angesehener Leute in La Sarraz, des Kletterns ungewohnt, hatten sich auf dem Berge im Spazierengehen verlaufen und verirrt. Um wieder herabzukommen, waren sie zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis sie vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickten und nicht weiter konnten.

Der kleine barfüßige Feldmarschall nahm sich ihrer sehr dienstfertig an; zog beide über die Klippen zurück; zeigte ihnen durch sein Vorschreiten, wo sie festen Fuß fassen könnten; brachte sie glücklich auf die Bergebene, und von da auch glücklich in's Thal hinab. Die Geretteten wußten nicht, was sie ihrem Erlöser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollten. Die Freundschaft war unter den jungen Leuten bald gemacht. Cugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen. Dem kleinen Olivier war das schon recht. Er nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Cugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die eine, Olivier ward der andern Anführer, als Feind gegen Cugny. Helena aber mußte sich gefallen lassen, bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere, als Marketenderin, zu dienen. Man vertheilte das Gebiet von La Sarraz; man setzte Regeln fest, und das Spiel gefiel Allen so wohl, daß man sich einander versprach, den folgenden Tag wieder zusammenzutreffen.

Olivier, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung, als Cugny. Beide, obwohl sie bei ihren Heeren immer als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt, die allerinnigste Freundschft. Tag um Tag, so oft Olivier aus dem väterlichen Hause oder von der Schule abkommen konnte, war er bei seinem Cugny. Und ihre gemeinschaftliche Freundin Helena erschien die Woche wenigstens ein paarmal mit Brod, Kastanien, und Wasser in einem Fläschchen, die Rolle der Zeltkrämerin zu spielen. Mit Olivier zwar kam sie, bei ihm zwar fand sie gewöhnlich ihre Anstellung; sie waren Nachbarskinder. Allein am Ende des Spiels stand sie gewöhnlich, als Kriegsgefangene bei Cugny, und es schien beinahe, als ließe sie sich gern von ihm fangen. Darüber gab es denn zuweilen Vorwürfe her und hin. Zwar Cugny und Olivier entzweiten sich um ihre Helena nie; aber Olivier zankte desto öfter mit dieser, daß sie sich von dem Paris so oft kapern

ließe. Helena hatte nun zwar ihren Mitbürger und Nachbar recht lieb. Er war in der That ein artiger Knabe, und hatte den wichtigen Vorzug, daß er hübscher gekleidet war, als Cugny. Indessen hatte das kleine Mädchen doch bemerkt, daß die Natur den schwarzlockigen Cugny noch weit zierlicher geschmückt habe, als irgend ein Schneider schmücken könne.

Unter Krieg und Liebe, Zank und Versöhnung verstrich der Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Cugny, und sagte mit wichtiger Miene: „Anno 1644 haben wir mit Geißen Krieg geführt; Anno 1645 aber wird's Ernst. Denk' nur, Cugny, mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee, bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühling zur Armee komme, soll ich angestellt werden, als Unterlieutenant. Ich bin im Frühjahr sechszehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts als ein Geißhirt. Freust du dich nicht?“

— Worüber denn? sagte Cugny, und hing das Köpfchen.

„Ei, daß ich Soldat, daß ich Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da bald zum Hauptmann und Oberstwachtmeister. Du sollst von mir hören! — Ja, hören sollst du Wunderdinge von mir, das sag' ich dir.“

— Nun ja, Olivier, das glaub' ich. Es freut mich für dich, obgleich ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, bin ich ganz verlassen. Wen hab' ich, wenn du, lieber Freund, mir fehlst?“

„Ei, Cugny, es thut mir auch weh', dich zu verlassen. Allein du hast ja doch künftigen Sommer noch Helenen. Das Mädchen hat viel Kopf. Du kannst ihr deine halbe Armee geben.“

— Was denkst du auch, Olivier? Ich führe mit keinem Mädchen Krieg. Ohnedem wird sie nicht mehr kommen, wenn du fort bist, und wird eine Stadtjungfer werden, die sich um unsereins wenig bekümmert.

„Sei nur ruhig, Cugny, und weine nicht. In einem Paar Jahre komme ich wieder zum Besuch nach La Sarraz. Da sollst du

deinen Augen nicht trauen, wenn du mich siehst — ein Knebelbart — ein Schlachtschwert — hier eine Narbe — da eine Narbe. Du wirst mich kaum kennen.“

— Das glaub' ich, Olivier, und du mich noch weniger. Was fragt dann der stolze Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — Ich weiß das wohl.

„Pfui, Cugny, das ist schlecht von dir gesprochen! Sieh', Cugny, und wenn ich Feldmarschall wäre, und käme nach La Sarraz — meine erste Frage wäre nach dir. Das schwör' ich dir; da hast du meine Hand darauf. Da hast du mein Taschenmesser mit der Perlmutterschale zum Pfand darauf. Nimm hin; nimm's zum Andenken.“

— Weißt du, Olivier, Freunde sollen sich keine Messer schenken? Man sagt, das zerschneide die Freundschaft. Aber ich glaub' es nicht. Ich nehm' es. Und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, dann nehm' ich es wieder, und halt' es dir vor die Augen und sage: Olivier, unsere Freundschaft ist zerschnitten.

„Dann wäre ich werth, das Messer im Herzen zu haben. Nun aber freue dich mit mir. Denke, ich habe auch schon Plane für dich gemacht.“

— Sage doch!

„Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehm' ich dich mit zur Armee.“

— Nein, ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Reiter, was es ist. Weil du vornehmer Leute Kind bist, macht man dich sogleich zum Lieutenant. Ich aber will tapfer sein und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlaß dich darauf, ich will.

„Das geht nicht, Cugny. Du bist erst vierzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannst die Muskete noch nicht tragen.“

— Aber die Trommel. Und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

„Das geht nicht, Cugny. Als Bube beim Troß kommst du nie in die Schlacht, kannst dich nirgends hervorthun. Warte lieber, bis ich zum Besuch nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Da stell' ich dich gleich als Feldweibel an. Du kannst schön schreiben, gut rechnen. Ich will dich schon gebrauchen und dem Obersten empfehlen. Sei ohne Sorgen!“

Da hub Cugny bitterlich an zu weinen, und Olivier hatte genug

zu trösten. Eugny schwor, er wolle nicht länger Geißhirt bleiben, sondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tag. Oliviers Gesellschaft und die Scherze der schmeichelnden Helena heiterten den armen Jungen nur sehr vorübergehend auf.

Eines Tages saß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; seine Heerde weidete um ihn her; der Herbststurm wirbelte im abgefallenen Laub des Waldes. Da hörte er jählings seinen Hund gewaltig bellen. Eugny sah sich nicht einmal danach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon, und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe, vor der Schlucht eines Waldberges, eine seiner Ziegen von einem Wolf überfallen, der das arme Thier zerriß.

Hastig griff Eugny zu seinem Stecken, und sprang, von seinem Hunde begleitet, den Hügel hinab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da. Doch faßte er sich bald. Er bedeckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen, ging wieder zu seiner Heerde, und trieb sie Abends zur gewohnten Zeit heim. Dann begab er sich in's väterliche Haus, legte, sobald es dunkel ward, seine Sonntagskleider an, machte aus dem Besten, was er hatte, sein Bündel, und wanderte davon.

Er ward schon am Abend vermißt, da der Eigenthümer der verlornen Ziege erschien und großen Lärmen machte. Aber da der Bursche sich auch am folgenden Morgen nicht im Hause zeigte und überall vergebens gesucht ward, erhob sein alter Vater großes Jammergeschrei.

Untröstlicher noch, als der Alte, waren Olivier und Helena, als sie die Nachricht von Eugny's Flucht vernahmen. Man konnte sich nicht genug über Helenens Schmerz um den Geißbuben verwundern, und Oliviers Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer aus der Nachbarschaft von Romainmotier einen Brief. Eugny schrieb ihm das

Schicksal der vom Wolf zerrissenen Ziege; dann, daß er, theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davongelaufen sei, um besseres Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Fürchte dich nicht, Olivier!“ schrieb Cugny: „Ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Sag' es nur Helenen, sie solle sich nicht ängstigen; und meinem Vater sag' es, ich wolle ihn auch aus der Fremde noch unterstützen, wenn ich einmal etwas verdient habe. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. Ich will es zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Ich kann es noch nicht ohne Thränen sehen. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder.“

Olivier sprang närrisch vor Freude umher, las allen Menschen den Brief von Cugny vor, und hatte sogar nichts dagegen, als Helena das Papier laut weinend an ihre Brust drückte.

Indessen war es für Olivier doch ein trauriger Winter. Denn er hatte sich allzusehr an Cugny gewöhnt, und der Freund mit dem zärtlichen, geistvollen Geplauder fehlte ihm überall. Zum Glück mußten nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden. Das brachte mancherlei Zerstreuungen. Es wurden Abschiedsbesuche in Romainmotier, in Vevay, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

Die kleine Helena weinte jetzt eben so bitterlich wieder um ihren Nachbar Olivier, wie im Herbst sie um Cugny getrauert hatte. Aber Mädchen trösten sich bald, und Olivier, als er einmal durch die Schweiz gegangen, den Rhein hinter sich sah, deutsche Luft athmete, Soldaten von allen Nationen, Feldlager und Kriegslärmen fand, vergaß Cugny, La Sarraz, Helenen, Aeltern, Alles.

5.

Der junge Olivier fand seinen Oheim erst zu Wien, und dieser nahm ihn mit sich in's ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Befehl des Feldmarschalls Götz gegen Ragoczy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden vereinigt hatte, die der tapfere Held Torstensohn führte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier

kam in die rechte Kriegsschule. Er lernte das wüste Lagerleben; Sengen, Brennen, Morden, Rauben war Gespräch und That jedes Tages. Der Oheim hatte wohl anfangs ein wenig Mitleiden mit dem jungen Burschen; aber schon nach dem ersten Vierteljahr ließ er ihn ohne anders, wie er es nannte, „Pulver riechen,“ und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt; denn er hatte sich als Freiwilliger bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oder vielmehr so verwegen betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlesien, bald in Baiern übel hausen half. Man kennt die ungebundene Mannszucht aller Heere, auch der besten, in langen, anhaltenden Kriegen; man kennt die Ausschweifungen der Kriegsknechte und Feldherren, mit welchen sie am Ende des dreißigjährigen Krieges ihre frühern Lorbeeren besudelten. Das muß man indeß sagen, der junge Schweizer betrug sich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefecht fröhlich und unerschrocken; streng gegen seine Untergebenen, viel strenger noch gegen sich selbst; gegen seine Obern voll blinden Gehorsams.

Das half ihm im Dienste empor. Er ward in den Hauptstab des Feldherrn gezogen, und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiserlichen Heere angestellt. Unter dem Grafen von Hatzfeld machte er den Feldzug in Polen gegen die Schweden mit, und hier führte er, als Hauptmann, ein Geschwader schwerer Reiterei. Mit allen seinen Kriegsgefährten lebte er in bester Eintracht. Jeder hielt den jungen, geistvollen Mann hoch. Nur ein einziger Offizier schien gegen ihn angebornen Widerwillen zu haben, und das war noch dazu ein Schweizer, ein Herr von A s p e r l i n von Raron, Sohn des Oberherrn zu Bavois.

Dieser, weil er kein anderes Verdienst hatte, als seine etwas vornehmere Herkunft, machte es, wie es alle dergleichen Menschen zu machen pflegen. Er warf sich in die Brust, prahlte viel, hielt Alles neben sich für Kleinigkeit, und haßte ohne Umstände Jeden, der sich um ihn nicht bekümmerte. Unter denen, die sich um Herrn von Asperlin wenig bekümmerten, war auch Olivier. Daher verursachte ihm Asperlin hinterrücks allen möglichen Verdruß, und schwor sogar, er

wolle nicht ruhen, bis er vom Regiment verjagt wäre. — Olivier achtete dergleichen Drohungen wenig.

Olivier hatte einst, vielleicht bei übler Laune, in Gesellschaft anderer Kriegsgesellen, über die Langsamkeit der Unternehmungen des kaiserlichen Oberfeldherrn geklagt; über Mangel an Gelegenheit, sich auszeichnen zu können; am Ende über Ungerechtigkeiten bei Beförderungsfällen im Heere, wo nur Geburt und Herkunft, hingegen Verdienste nichts gälten. Erhitzt durch Widerspruch ging er immer weiter, und behauptete zuletzt, es gehe vernünftiger und billiger bei den Türken zu. Er wollte wetten, daß er sich binnen drei Jahren im Dienste des Großsultans zum Pascha von drei Roßschweifen emporschwingen wollte.

Das erfuhr Asperlin. Er riß Oliviers Worte aus dem Zusammenhang, und hinterbrachte sie mit allerlei beigefügten Betrachtungen und Folgenmachereien dem Oberfeldherrn, in dessen Gefolg er war, und bei dem er viel galt. Olivier wurde zur Verantwortung gezogen, und hatte wegen seines Trumpfs, Pascha von drei Roßschweifen zu werden, vielen Verdruß. Manche nannten ihn seit der Zeit wohl den »Pascha.«

6.

Er nahm es eben nicht übel; desto mehr aber, als sich unter den Hauptleuten seines Regiments die Sage verbreitete, er wäre von der allerniedrigsten Abkunft, und habe sich im Städtchen seiner Heimath durch nichts bemerkbar gemacht, als daß er Ziegen gehütet hätte.

Olivier kam endlich auf die Quelle dieser Sagen. Sie rührten von Keinem, als dem Herrn von Asperlin, her. In dem Augenblick, da er darüber Gewißheit empfing, beschloß er den Lästerer zu züchtigen. Angekommen in dessen Quartier, erfuhr er, Asperlin sei mit Urlaub in die Schweiz gereiset, aber erst am Morgen dahin aufgebrochen. Schnell machte er sich auf's Roß, ihn einzuholen. Der Weg, den Asperlin eingeschlagen hatte, war leicht erfahren. Olivier sparte die Spornen nicht.

Mittags erreichte er ein Städtlein. Vor dem Wirthshause sah er die Knechte und Rosse seines Feindes reisefertig und ihres Herrn gewärtig. Er sprang vom Gaul, gab seinen ihn begleitenden Dienern einige Aufträge, und so in's Haus. Man führte ihn in's Gastzimmer.

Da saß Herr von Asperlin wohlgemuth am Tische mit einem andern jungen Offizier, bei vollen Weinbechern. Beide sprachen Französisch. Asperlin war eben im Begriff, dem freundlich über Tisch die Hand zu reichen und Abschied zu nehmen, als Olivier eintrat.

Dieser, ohne sich um den Fremden zu bekümmern, ging in kürzester Richtung gegen Asperlin, begrüßte ihn mit dem lakonischen Gruße, der alles Vergangene und Nachfolgende erklären mußte: „Verleumder, Ehrendieb!“ — hob die Hand, und versetzte seinem Landsmanne eine so gewaltige Maulschelle, daß dieser sammt dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte, rücklings zu Boden fiel; den Tisch vor sich, mit den Beinen, hoch in die Luft hob, also, daß er, der Stuhl unter ihm, Tisch und Gästmahl über ihm, mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzten. Das ganze Haus erdröhnte, als wäre Erdbeben oder Weltuntergang. Olivier, wie er den Ehrenmann unter den Trümmern aller seiner Freuden am Erdboden liegen sah, konnte sich des Lachens nicht erwehren. Wirthsleute, Knechte, Mägde liefen erschrocken zusammen. Asperlin entwickelte sich mühsam vom Tischtuch, Tisch und Speisewirrwarr; stand verblüfft auf, sah umher mit stieren Augen; erkannte den Olivier, von dem der zermalmende Streich gekommen war; rief: „Bösewicht, das zahlst du mir mit deinem Blute!“ und ging eilig davon. Nach einiger Weile hörte man Pferdegetrappel auf der Gasse; Asperlin, in seinen Mantel gewickelt, ritt mit seinen Knechten von hinnen.

Olivier stand noch am Fenster, lachend, dem Gedemüthigten nachsehend, als der fremde Offizier ihm mit der Hand auf die Schulter schlug, und sagte: „Mein Herr, welches auch die Ursache Ihres tollen Betragens sei, oder welche Ursachen auch mein Freund haben mag, daß er Ihre Grobheit nicht auf der Stelle züchtigte: Sie haben mich in ihm beleidigt; er ist mein Landsmann, mein Freund. Ich will ihm eine Arbeit ersparen. Kommen Sie mit mir vor's Thor.“

„Warum nicht hier auf der Stelle?“ rief Olivier, schickte die Wirthsleute mit dem Befehl hinweg, ihm in einem andern Zimmer eine gute Mahlzeit zu rüsten, verschloß hinter ihnen die Thür, zog den Säbel und erwartete seinen Mann.

Der Fremde stand schon bereit. Indem ihn Olivier betrachtete — einen schönern Mann hatte er sein Leben lang nicht gesehen — senkte Jener plötzlich den Degen und sagte mit scharfem, spähendem Blicke: „Mein Herr, damit ich auch meinen Gegner kenne, wie heißen Sie?“

„Olivier von La Sarraz.“

„Teufel! dacht' ich's doch!“ rief der Fremde: „Und ich bin Eugny!“

Die bloßen Säbel in den Fäusten, umarmten sich die entzückten Jünglinge mit einer Innigkeit, als wollten sie auf immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich saugen.

7.

Erst, wie sie mit den Bechern in der Hand bei Tische einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Wohlgefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgespielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich und schön geworden. Nun wollte Jeder wissen, wie alt der Andere sei. Es war leicht zu berechnen. Es waren volle zehn Jahre, seit sie sich das letztemal am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. So hatte Olivier ein Alter von sechsundzwanzig, Eugny ein Alter von vierundzwanzig Jahren. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten; mußte erzählen, was er indessen vom väterlichen Hause vernommen, von allen Vorfällen in La Sarraz. Natürlich ward auch der kleinen Marketenderin Helena angelegentlich gedacht. Doch von dieser hatte Keiner erfahren, ob sie noch lebe, oder schon bei den lieben Engeln im Himmel sei.

Endlich erzählte auch Eugny, der nur immer fragen und hören wollte:

„Du weißt, Olivier, wie ich von La Sarraz meinem Vater entlief. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursch; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewöhnt. Was brauchte ich viel? Ich konnte mich schon durchschlagen. So war ich bei meinen paar Schillingen reich.

„Aber als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir ganz gegenwärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst, und was ich verloren und verlassen hatte.“

Bei diesen Worten zog Cugny das Taschenmesser mit der Perlenmutterschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte: „Siehst du, Olivier, es lebt noch!“ — Olivier konnte sich nicht halten, sprang auf und küßte den Jüngling.

Cugny erzählte weiter: „Nun höre. Wie ich so da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer Herr zur Armee gingest, da sogleich Lieutenant würdest; ich nur als ein armer Bauernbube Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder zum gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Plane, reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann, als Sohn von einem guten Hause, wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei. Und aus den Träumen ward zuletzt doch etwas.

Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne anderes zu seinem Schreiber und Rechner, weil er selbst, wie ich bald bemerkte, im Schreiben und Rechnen übel bestellt war. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich sein können. Und doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé ließen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nichts Anderes, als von seinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtbücher alt und neu. Mein Herr hatte deren viel.

„Früher, als ich's selbst beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn im Frühling 1645 das Leben. Die Wittwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. Nun schrieb ich meinem Vater noch einmal, erzählte ihm meine Glücksgeschichten, um ihn zu beruhigen; bat noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung, und meldete ihm meinen Entschluß, fortan im Kriege mein Heil zu versuchen.

„Ich verließ Pontarlier, und begab mich über Basel und den Rhein, Condé's Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich zum befehlshabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin. Es war der Marquis de Bellefonds.

„„Was gibt's, junger Mensch?“ fragte dieser mit barscher

Stimme. Ich sagte ihm ganz unbefangen, ich sei ein Schweizer, von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl, ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen von Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.

„Sei es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte: genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich, und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegsrock, und in der Kriegsschreiberei Anstellung, als Freiwilliger.

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel. Ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Nördlingen, in welcher der baierische Feldherr Mercy selbst umkam. Da konnte ich mich trotz meiner Jugend, meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahnenträger sank, sprang ich vom Pferde. „Teufel, wohin?“ rief Bellefonds. — Zum Sieg oder Tod!“ schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren oder sich von einem Knaben nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen mehrere nach, endlich eine ganze Kompagnie, endlich links und rechts die Uebrigen. Und wir drangen durch.

„„Du bist ein braver Junge!“ sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er dem Prinzen Condé von mir gesprochen; denn folgenden Tags ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Obersten und Generale waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ah, sieh da!“ rief der Prinz, indem er mich verwundert und freundlich ansah: „Ist das der Freiwillige von Bellefonds? Er lobte mich und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen Ehre zu bringen, der mich ehrte.

„Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich hatte die Ehre, vom Marschall gekannt und hervorgezogen zu sein, und wirk-

lich habe ich jetzt eine Sendung von ihm an den Grafen Hatzfeld. Da hast du meine Geschichte.«

8.

Beide reiseten miteinander in's Lager zurück. Eugny war beim Grafen Hatzfeld so glücklich, durch sein Fürwort dem wackern Olivier einen halbjährigen Urlaub zu erwirken, um seine Verwandten in La Sarraz nach zehnjähriger Trennung besuchen zu können.

»Ich eile zu meinem Marschall zurück,« sagte Eugny, »und bitte ihn ebenfalls um Erlaubniß, auf einige Monate in die Schweiz zu gehen. Da wollen wir denn Himmelstage mit einander in der Heimath leben. Da wollen wir Hütten bauen über dem Steinbruche; dir eine, mir eine, und der kleinen Marketenderin eine. Da wollen wir alle die alten süßen Erinnerungen der Kindheit wieder lebendig werden lassen.«

Man schied nun mit den frohesten Hoffnungen des baldigen Wiedersehens von einander. Olivier packte ein, und begleitet von zween seiner Knechte reisete er durch Deutschland in die Schweiz. Wie schlug ihm das Herz, als er das Städtchen seiner Heimath vor sich am Berge daliegen sah! Es war ihm, als wäre er gestern erst aus demselben abgereiset. Aber je näher er kam, je veränderter fand er Vieles; freilich nur in Kleinigkeiten; und doch jeder ausgerissene Hag, jedes verschwundene, baufällige Gartenhäuschen, jedes neu errichtete Gebäude erregte seine Aufmerksamkeit und Verwunderung. Was ihm einst als Kind groß vorgekommen war, schien ihm jetzt klein, der himmelhohe Thurm niedriger, die breite Gasse viel enger, das väterliche Haus viel zusammengedrückter, als er es sich vorgestellt hatte.

Ich darf nicht sagen, welchen Jubel Oliviers Erscheinung im Hause der Aeltern, welches Aufsehen es im ganzen Städtchen gemacht habe. Jeder wollte den kleinen Olivier sehen, der nun so groß und kaiserlicher Hauptmann geworden war.

Schon des andern Tages machte er die Runde bei allen Verwandten und Bekannten. Natürlich, die kleine Marketenderin und Nachbarin Helena ward nicht vergessen. Aber wie erstaunte er, als er im Zimmer bei ihren Aeltern stand, und sie hereintrat! Es ging ihm heiß vom Wirbel bis zur Sohle. Die Jungfrau nahte sich ihm erröthend. Eine frische, blühende Gestalt, von aller Anmuth der

Jugend umflossen, mit ihren flammenden, schönen Blicken fähig, Herzen von Eis zu schmelzen. Olivier hatte kein Herz von Eis, aber geschmolzen war es doch. Er küßte schüchtern und zitternd ihre zarte Hand, und wußte nicht, was er stammeln sollte. Helena, weit unbefangener, musterte den alten Spielgenossen von oben bis unten, sagte ihm viel Verbindliches, und brachte ihn durch ihr vertrauliches Gespräch bald wieder zu sich selbst.

Von diesem Augenblick an entzündete sich in Olivier eine unbesiegbare Leidenschaft. Täglich besuchte er Helena's Aeltern, eigentlich nicht die Aeltern, sondern Helena zu sehen, deren immer gleiche rosenfarbene Laune, deren Muthwille ihn abwechselnd bald unter die Seligen des Paradieses, bald unter die Verdammten und in ihre Qualen versetzte. Denn das hübsche Mädchen schien Alles zu verstehen, nur kein Wort von Liebe. Sie war noch immer gegen ihn so traulich und harmlos, wie vor zehn Jahren bei den Geißheerden; aber mehr, als damals, schien auch jetzt noch nicht das neunzehnjährige Mädchen zu fühlen. Ja, wenn Helena recht aufgeräumt war, fing sie ihn sogar an zu duzen! aber auch in dem Du lag nichts Bedeutsameres, sondern wohl gar etwas Komisches, das den armen Liebekranken peinigte.

So vergingen einige Wochen, einige Monate. Manches hübsche Mädchen von La Sarraz, Vevay und Lausanne lächelte den schönen, kriegerischen Jüngling bedeutsamer an, als Helena; ja, Olivier war sogar boshaft genug, Versuche anzustellen, ob er Helena nicht ein wenig eifersüchtig machen könne. Allein umsonst. Das unbefangene Mädchen blieb sich gleich, und neckte ihren Freund allenfalls mit seiner Liebschaft, die er gegen eine andere Schöne heucheln wollte. Dabei wußte sie ihren Seladon in so strenger Ehrfurcht zu halten, daß er es nur nie wagen mochte, ihr eine Silbe von seiner Leidenschaft zu sprechen. Aber seine Blicke, seine Aufmerksamkeiten, seine Zerstreuungen sprachen.

Olivier fing an, sich seines Zustandes zu schämen. Er kämpfte mächtig mit sich selbst. Er that kleine Reisen in die Nachbarschaft. Allein er fühlte wohl, so lange er im Zauberkreise der schönen Helena athmete, war für ihn keine Genesung zu erwarten.

Um diese Zeit erfuhr er durch das Gerücht, was man ihm im Hause von Helenens Aeltern verschwiegen hatte. Herr von Asperlin von Raron, der Helenen in Lausanne kennen gelernt und ihr den

Hof gemacht hatte, war durch Erbschaft zu beträchtlichen Reichthümern gelangt, der Kriegsdienste satt, nun entschlossen, im Vaterlande zu bleiben, und hatte bei Helenens Aeltern förmlich um die Hand ihrer Tochter geworben. Die Aeltern fanden sich durch den Antrag sehr geehrt, hatten ihn genehmigt, Helena davon unterrichtet und ihre Einwilligung dazu verlangt. Helena aber, die auch ihr Köpfchen hatte, lachte über Herrn von Asperlin und seinen Reichthum, wollte nicht Oberherrin von Bavois sein, und setzte den Beschwörungen ihrer stolzen Mutter und dem Dräuen ihres gestrengen Vaters ihr festes, entscheidendes Nein entgegen.

Nun wußte wohl Olivier um Asperlins Bewerbung, aber nicht von Helenens Widerwillen gegen dieselbe. Er fiel auf den Gedanken, Asperlin sei sein beglückter Nebenbuhler, und er schwor ihm tausendmal den Tod. Wenn er es aber recht vernünftig überlegte, fand er doch, mit dem Tode des Nebenbuhlers sei ihm am Ende auch wenig geholfen. Dieser qäulende Gemüthszustand machte ihn ganz niedergeschlagen und traurig.

Helena bemerkte es, und gab sich alle Mühe, ihren Freund zu erheitern.

„Wie soll ich denn heiter sein, da ich unglücklich bin?“ sagte er: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an, Fräulein, und Sie sind schon einem Andern versprochen. Sie sind die Braut des Herrn von Asperlin.“

Helena lächelte unbefangen und erwiederte: „Ich bin Niemands Braut. Herr von Asperlin ist mir unausstehlich geworden, seit er um mich wirbt. Bleiben Sie mein Freund, aber beten Sie mich nicht an. Lieben Sie mich, aber verlangen Sie nichts, und werden Sie nicht gleich böse, wie ein kleines eigensinniges Kind, dem man nicht seinen Willen thut. Ich habe ein Herz, das zur Freundschaft von jeher fähig war. Aber das Lieben, und was man sich darunter denkt, halte ich für eine wahre Narrheit, die, wie ich es bei Andern gesehen habe, in wahre Tollheit ausarten kann. Ich hoffe, Sie sind ein vernünftiger Mann, lieber Olivier, und werden es bleiben. Wollen Sie sich vermählen? Gut, ich helfe Ihnen eine Frau suchen; aber mich verschonen Sie ja mit allen Zumuthungen und Anträgen. Ich habe zum Ehestand einsweilen herzlich schlechte Lust. Es ist gut, daß wir uns mit einander darüber erklären. Wir sprechen also nicht weiter darüber. Die Sache ist jetzt abgethan.“

Dabei blieb es. Bei Helenen war die Sache nun wirklich ab-

gethan; aber nicht so geschwind bei Olivier. Und doch mußte er sich in sein Schicksal fügen. Zum Glück gab es bald für ihn Zerstreuungen, die ihm wohl thaten.

9.

Unerwartet — denn schon lange hatte Olivier vergebens gehofft — trat eines Tages sein Freund Cugny zu ihm herein.

„Aber es ist nur im Flug,“ sagte Cugny, und meines Bleibens hier nicht lange. Urlaub erhalten konnte ich nicht, aber dafür erhielt ich einen Auftrag nach Mailand. Ich kann acht Tage in La Sarraz sein. Dafür bin ich bis hierher Tag und Nacht unterwegs gewesen.“

Olivier war berauscht vor Freude. All sein Kummer verflog. Er stellte den Freund seinen Aeltern vor, der nun bei ihnen Wohnung nehmen mußte. Das ganze Städtchen sprach vom Glücke des ehemaligen Ziegenhirten. Wo er durch die Straßen ging, riß man die Fenster auf. „Wer hätte das je denken sollen!“ rief jeder, der ihn sah. Seine stolze Haltung, das kühne Wesen, die feine Gewandtheit und die Anmuth seiner Gesichtszüge nahmen Jeden für ihn ein. Mit einer Art Furcht und einer Art Liebe blickte man ihm in die dunkeln, blitzenden Augen. Alles schien an ihm anders, als an Andern. Man mochte von seinen schwarzen Locken sprechen, die ihm über die Schläfe niederfielen, oder von dem wunderlieblichen Zug um seine Lippen, oder von seiner Kriegstracht, oder auch nur, wie er den Degen trug, oder wie er grüßte — Alles war etwas anderes, als bei Andern. Hätten die Frauen und Mädchen von La Sarraz damals schon Gedichte gelesen, sie würden geradezu gesagt haben: er sei ein Apollino im Gewande des Mars.

Cugny besuchte seine noch lebenden Verwandten der Reihe nach — der Vater war schon todt —, und dann mußte ihn Olivier auch zu ihrer beider ehemaligen Zeltkrämerin Helena führen.

„Sie ist ein bildschönes Mädchen geworden!“ sagte Olivier zu ihm, „aber kalt und spröde, wie Eis. Verwahre dein Herz!“

Helena hatte Cugny's Ankunft schon durch das Gerücht vernommen. Sie erinnerte sich noch ziemlich klar des hübschen Geißbuben, und fand das Gerede, wie schön er nun geworden, ganz natürlich. Als er aber an Oliviers Seite zu ihren Aeltern in's Zimmer trat, schien sie wie von einem angenehmen Schrecken gelähmt. Kaum die ersten allgemeinen Höflichkeiten konnte sie erwiedern. —

Eugny's Blick ruhte unter angenehmen Erinnerungen mit Wohlgefallen auf dem reizenden Bilde. Ihre Augen glänzten ihm von einem hellern Lichte, und wenn sie ein Wort zu ihm sprach, erglühten ihre Wangen, wie von einer fieberhaften Röthe. Zum Glück beachtete das Niemand, als Eugny, der das für des hübschen Mädchens Art nahm, und während seines kurzen Aufenthalts in La Sarraz fleißig wieder zu kommen versprach.

Das verstand sich von selbst unter Nachbarsleuten. Wohin sollte man in der kleinen Stadt, ohne beständig auf einander zu treffen? Man gab sich also gegenseitige Mahlzeiten, machte miteinander gemeinschaftliche Spaziergänge und kleine Lustfahrten. Natürlich, die Gegenden, wo einst der Krieg mit den Ziegenheerden geführt worden war, blieben dabei nicht vergessen. Auch Helena machte diesen Gang zur Feier angenehmer Erinnerungen mit, jedoch fein ehrbar in Gesellschaft von Vettern, Muhmen und Basen.

Merkwürdig war, daß sich bei diesen Spaziergängen das alte Verhältniß gewöhnlich wiederholte, welches schon in den Kinderjahren stattgefunden. Wenn nämlich Olivier Helenen hinausführte, gerieth sie zuletzt durch eine Verkettung von Zufällen immer an Eugny's Arm. Wandelten die beiden aber beisammen, so vergaßen sie Olivier, Gesellschaft, Weg und Steg, und es war ihnen zu Muth, als gingen sie beide allein über den Erdball spazieren.

Schon als sie zum erstenmal hinausgegangen waren, die Schlachtfelder der Kinderzeit zu betrachten, und im Gebüsche, sie wußten selbst nicht wohin, sich verloren hatten, sagte Eugny mit Innigkeit, indem er Helenens Hand an seine Brust drückte: „Ach, warum dürfen wir nicht mehr Kinder sein! Wissen Sie, Fräulein, wie glücklich wir damals auf diesen Stellen waren? Damals machte ich Sie immer zur Gefangenen. Nun hat sich Alles verkehrt. Ich fühle, Sie machen mich zum Gefangenen.“

„Wenn ich das könnte, Eugny,“ sagte Helene hoch erglühend, „so dürften Sie nicht gekommen sein, um sogleich wieder zu verschwinden.“

„Vielleicht, schöne Helena, wäre es besser, ich wäre nie gekommen.“

„Vielleicht, lieber Eugny? Nein, warum denn? Besser, Sie sind gekommen. Man wohnt nur einmal unterm Himmel. Was liegt hintennach am Schmerz? Man zahlt keine Freude zu theuer?“

„Sie haben Recht. Für einen Augenblick, wie diesen an Ihrer Seite, gebe ich, was ich gelebt habe und noch leben werde. Ich wünschte, wenn ich von Ihnen scheide, der Tod nähme mich.“

„Sie haben Unrecht, Cugny. Es ist Thorheit, den Schlaf lieber als das Wachen zu verlangen. Wer hindert mich, aus einem seligen Augenblick ein ganzes seliges Leben zu spinnen, indem ich nach Jahren, um keine andere Gegenwart bekümmert, immer nur mit dem Geiste in diesem einzigen Augenblicke wohne?“

„Das hieße doch nur träumen!“

„Wie man will. Ich heiße mein Leben Traum, und meinen Traum Leben.“

„Sie sind genügsamer, als ich. So kann es Ihnen gleichgültig sein, ob wir einander nahe oder hundert Meilen weit getrennt sind. Mir ist es nicht so. Und Ihnen?“

Helena blieb die Antwort schuldig. Eine Thräne blitzte in ihren schönen Augen; ein helles Roth glühte von ihren Wangen. Cugny schloß sie in seinen Arm. Ihre Seelen flossen, wie zwei Flammen in einander.

Beide redeten noch so viel, was hier nur langweilig zu lesen sein würde, und trafen mit einander vertrauliche Abreden, ohne zu wissen, wie sie Wort halten könnten. Helena liebte mit einer Leidenschaft, die man furchtbar heißen darf, nicht weil sie aller Welt sichtbar aufloderte — nein, keine Seele ahnete von dem geheimen Bunde dieses Paars das Mindeste, — aber Helena, die einst der Liebe gespottet hatte, war bei der natürlichen Entschlossenheit und Unerschrockenheit ihres Gemüthes zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln fähig.

Acht Tage waren bald vorbei. Cugny rüstete zur Abreise. Helena befahl ihm, noch acht Tage zuzugeben; dann wolle sie zufrieden sein. Cugny gehorchte ohne Widerstand der zauberischen Gebieterin. Aber sie lohnte es ihm auch süß. Es wurde ewige Treue, Briefwechsel und dergleichen beschlossen, Alles, um sich über den Schmerz des Scheidens zu trösten. Daß Cugny gelobte, in einem oder in zwei Jahren zu kommen, seine Braut zu fordern, oder, wenn man sie verweigern würde, sie mit Gewalt wegzunehmen, versteht sich von selbst.

Die zweite Woche verstrich noch schneller, als die erste. Cugny flog über die Alpen nach Italien.

10.

In La Sarraz war keinem Sterblichen beigefallen, daß sich zwischen beiden Leutchen so wunderschnell ein so inniges Verständniß entwickelt habe. Eugny und Helena waren in der letzten Stunde, nämlich vor Anderer Augen, ganz dieselben, wie in der ersten, geblieben. Selbst Olivier hatte nicht den leisesten Argwohn. Vielmehr schien ihm Helena nach Eugny's Abreise sanfter, ja er hätte glauben mögen, zärtlicher, als sonst. Er nahm es für aufkeimende Gefühle, deren sie sich ehemals gegen ihn unfähig gestellt hatte. Gewiß ist, daß sie lieber, als sonst, seine Gesellschaft suchte, traulicher zu ihm redete; sei es, daß er ihr, als Eugny's Busenfreund, nun eine heilige Person geworden war, oder daß es ihr Wollust war, nur viel von Eugny erzählen zu hören.

Helenens Aeltern bemerkten mit Unruhe diese engere Freundschaft, und hätten viel darum gegeben, Olivier wäre tausend Meilen weit von La Sarraz. Denn die Heirathsverhandlungen mit Herrn von Asperlin waren schon zu weit gediehen, und es war den guten Leuten Alles darum zu thun, ihre Tochter als Frau Oberherrin von Bavois verehrt zu sehen. Sie konnten sich daher nicht enthalten, dem Herrn von Asperlin mancherlei Besorgnisse zu äußern. Eine Folge davon war, daß Asperlin sich selbst schnell nach La Sarraz aufmachte, wo er im Hause von Helenens Aeltern, als künftiger Schwiegersohn, wohnte.

Die erste Zusammenkunft zwischen Olivier und Asperlin war, wie sich denken läßt. Die Herren gingen mit kalter Höflichkeit um einander herum. Beide thaten, als hätten sie sich noch nie gekannt oder gesehen. Helene behandelte den ihr bestimmten Gemahl mit stolzer Kälte, und legte es darauf an, ihn durch jede Art von Beleidigung zurückzuschrecken. Alle Vorwürfe ihrer Aeltern fruchteten nichts. Aber auch Asperlin machte sich aus dem widerspenstigen Betragen des närrischen Mädchens nichts. Er sagte ohne Umstände: „Einmal Hochzeit gehalten, und der ganze Handel steht anders.“ Die Aeltern waren ebenfalls der Meinung, und in ihrer Art so eigensinnig, wie es die Tochter auf andere Art war. Wie sehr auch Helena sich sträuben wollte, wie sie weinen, bitten, drohen mochte — die förmliche Verlobung mit Herrn Asperlin ward vollbracht, und Helena mußte

sich gefallen lassen, als Braut des Oberherrn, die Glückwünsche des ganzen Städtchens anzunehmen.

Niemand litt dabei mehr, als Olivier. Er schwor, zu ihrer Rettung Alles aufzuopfern. Er fragte sie in seiner Verzweiflung sogar, ob er sie mit Gewalt befreien, und den elenden Asperlin, mit welchem er ohnehin noch einen alten Handel abzuthun habe, aus der Welt schaffen sollte? — Sie antwortete ruhig: „Es ist nicht der Mühe werth. Das Glück hat Launen. Sie könnten sich verrechnen, und wider Erwarten das Loos ziehen, welches Sie ihm zudenken.“ — Olivier erstaunte über eine Antwort, die er am wenigsten erwartet hatte.

In der That hatte er Ursache zu erstaunen. Denn seit dem Verlobungstag war wirklich eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, die von Jedermann bemerkt und besonders von den Aeltern mit Wohlgefallen angesehen wurde. Zwar äußerte sich Helena als Braut gegen ihren Verlobten nicht gütiger, als vorher; doch beobachtete sie gegen ihn eine gewisse Anständigkeit, die sie sonst vernachlässigt hatte. Sie nahm, was sie sonst nie gethan, von ihm Geschenke an, die er ihr kostbar genug machte; und er pries sich glücklich genug, wenn er für das Opfer der theuersten Perlenschnüre und Diamantringe die Erlaubniß empfing, ihre Fingerspitzen zu küssen. Auch von der bevorstehenden Hochzeit konnte sie ohne Empörung reden hören; nur verlangte sie noch Aufschub von einer Woche zur andern, wogegen der Bräutigam selbst wenig einzuwenden hatte, weil in seinem Schlosse noch nicht alle Vorbereitungen zum Empfang der Gemahlin vollendet waren. Er unterhielt sie viel von seinen neuen Einrichtungen im Schlosse, fragte um ihre Meinung, horchte auf ihre Wünsche, und verhieß, sie mit mehr, als sie selbst bescheiden wünschte, zu überraschen.

Olivier verwünschte im Herzen alle Weiber. Denn nie hätte er geglaubt, daß ein Mädchen von Helenens fester und stolzer Denkart so schnell den Sinn ändern könne. La Sarraz hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Nur den Bitten seiner Aeltern zu Gefallen, blieb er noch; lieber wäre er zu seinem Regiment zurückgekehrt. Er besuchte Helenens Haus immer seltener; denn mit freundlichen Blicken ward er ohnedem dort nicht empfangen, und Helenens Blicke, die so freundlich noch jetzt wie ehemals waren, machten ihm deswegen mehr Unmuth, als Freude.

11.

Um so überraschender war es ihm, als ihn Helena eines Tages auf die Seite zog und sagte: „Mit dem Schlage neun Uhr diesen Abend kommen Sie in das Gärtchen hinter dem Hause. Fehlen Sie nicht!“

Wie bitterböse er auch auf Helena seyn mochte, fehlte er doch nicht. Um neun Uhr, da Alles dunkel war, stieg er über den Zaun und stand er im Gärtchen. Asperlin's Braut kam einen Augenblick später. Sie führte ihn in eine Gartenlaube, und schloß seine Hand in die ihrige und sagte: „Lieber Olivier, Sie haben mehrmals geschworen, für mein Glück Alles zu opfern.“

— Ich bin Mann von Wort.

„Sie wollen?“

— Ja. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich springe in den Tod, wenn Sie wollen.

„Gut. So erklär' ich Ihnen, daß ich Asperlin's Gemahlin nicht werde.

— Ist's möglich? Warum gaben Sie die Verlobung zu?

„Lassen Sie das für den Augenblick gut sein. Hören Sie. Meine Aeltern opfern mich ohne Erbarmen den Reichthümern des Herrn von Bavois auf. Ich habe keine Aeltern mehr. Ich stehe allein. Die angedrohte Vermählung ist unaufschieblich. Morgen verlasse ich heimlich dies Haus und La Sarraz. Ich habe in Frankreich Verwandte. Wollen Sie mich begleiten? Meine besten Sachen sind schon seit acht Tagen voraus.“

Olivier erschrack; aber ohne Bedenken sprach er sein Ja.

Da fühlte er sich von Helenens Armen umfangen, und ihre Lippen im heißen Kusse auf seinen Lippen. Er war berauscht. Was hätte er für diesen Kuß nicht gewagt! Die ganze, so lange und mühselig unterdrückte Gluth seiner Leidenschaft schlug ungestüm in heller Flamme auf. Helena aber drängte ihn sanft zurück und sprach: „Schicken Sie Ihre Knechte noch diese Nacht auf dem Wege nach Jougne voraus. Morgen um zehn Uhr Nachts erwarten Sie mich am Kreuzwege vor dem obern Thor; sorgen Sie für ein Pferd für mich, das sicher geht.“

Er wollte antworten, aber Helena war mit dem letzten Worte fortgeflogen.

Olivier ging selig über den Zaun zurück, und vollzog die unerwarteten Befehle seiner schönen Gebieterin; schickte die Knechte in aller Stille voraus; packte seine Sachen; schrieb einen Abschiedsbrief an seine Aeltern, worin er ihnen sagte, daß er sich und ihnen durch plötzliche Abreise den Schmerz des mündlichen Lebewohls ersparen wollte, und ließ folgendes Tages den Brief zurück, als er Nachmittags fortritt, unter dem Vorwande, einen Freund in Lausanne auf einige Tage besuchen zu wollen.

Weit aber ritt er nicht, sondern bis zu einem Waldhause, wo einer seiner Knechte mit einem Handpferde für Helena auf ihn wartete. Mit dem Schlage zehn Uhr des Nachts war er wieder vor dem Thor von La Sarraz. Bald darauf erschien Helena. Sie war als Knabe gekleidet, einem jungen Reitknecht ähnlich, in einen Mantel gehüllt. Olivier hob sie auf's Roß. Man trabte davon. In der Morgenfrühe fand man die vorausgeschickten Knechte mit wohlgeruhten Pferden am bestimmten Orte. Olivier und Helena bestiegen die frischen Rosse und setzten ihren Weg eilfertig fort. Erst gegen Abend ward in einem Flecken Halt gemacht, in einem engen Gebirgsthale. Gern wäre Olivier noch bis zum nächsten Städtchen mit seiner Geliebten gezogen, um ihr bequemere Herberge zu schaffen. Allein Helena schwor, sie sei so ermüdet, daß sie, noch einen Schritt weiter den Geist aufgeben müsse.

Es war ihr wohl zu glauben. Sie ließ sich in das Wirthshaus mehr tragen, als führen. Zufrieden mit einem kärglichen Nachtessen, verlangte sie sogleich ein eigenes Zimmer und Nachtlager. Man beschloß, mit Tagesanbruch die Reise fortzusetzen. Helena schloß ihren Befreier dankbar noch einmal in ihre Arme, und begab sich in das ihr bestimmte Gemach.

Olivier, von zwei schlaflosen Nächten und dem langen Ritt nicht minder ermüdet, warf sich in seinen Kleidern auf's Bett, nachdem er Degen und Pistolen vorher auf jeden Fall bereit gelegt hatte. Den Wirthsleuten befahl er, ihn zeitig zu wecken. Er sank in einen festen, erquickenden Schlaf.

Des Morgens, da der Tag zu grauen begann, ward er geweckt. Er sprang fröhlich auf, gebot die Pferde vorzuführen, und begab sich selbst zu Helenens Gemach, die holde Schläferin zu wecken. Die Thür war verschlossen. Er pochte leise an, er pochte lauter. Es kam keine Antwort. Ihm ward bange. Er rief und pochte umsonst. Die Wirths-

leute besorgten, dem jungen Herrn möchte ein Unfall begegnet sein. Olivier selbst ward von nicht ungerechter Furcht ergriffen, das Fräulein könne von den Wirkungen der unmäßigen Anstrengung des vorigen Tages Schaden genommen haben. Er sprengte in unbeschreiblicher Angst die Thür, und sah mit noch unbeschreiblicherm Erstaunen das Zimmer leer. Er sah das Bett, auf welchem Helena vermuthlich in Kleidern geruht hatte. Wohin sie gekommen sei, war nicht zu enträthseln. Aber ein Fenster stand halb offen. Es war nicht zu bezweifeln, das arme Mädchen war geraubt. Asperlin mußte die Spur der Flüchtlinge entdeckt haben.

Inzwischen versicherten der Wirth, dessen Weib, alle Knechte und Mägde, es habe in der ganzen Nacht Todtenstille im Hause geherrscht; es sei kein Fremder gekommen, nicht einmal ein Roß oder ein Wagen vorbeigegangen. Man durchsuchte noch einmal das ganze Haus, alle Plätze vor und hinter dem Hause, um eine Spur von der Verschwundenen zu entdecken — Alles fruchtlos.

Olivier kam fast von Sinnen. Gestohlen war sie, und von keinem Andern, als dem feigen Asperlin, der das arme Mädchen vielleicht im Schlaf überfallen, geknebelt, mit seinen Helfershelfern zum Fenster hinaus und auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen hatte, um kein Geräusch zu machen, und nicht ihren Beschützer zu wecken. Jach befahl Olivier seinen Knechten, aufzusatteln. So sprengte er mit ihnen den Weg nach La Sarraz zurück, fest entschlossen, das Leben daran zu setzen, um Helenen zu befreien.

Unterwegs ward Jeder ausgefragt. Er hörte von Reisenden aller Gattung Nachricht, ohne bestimmt von denen zu erfahren, die er suchte. Der Tag endete, und er hatte noch nicht die Räuber Helenens, ja selbst noch nicht einmal Spuren von ihnen gefunden.

12.

Darum blieb er im Vorsatze fest, folgenden Tages nach La Sarraz zu gehen. Mit erster Morgendämmerung machte er sich wieder auf. — Kaum war er einige Stunden geritten, als er Pferdegetrappel seitwärts hörte. Aus einem Nebenwege sprengten Reiter gegen ihn. Der Vorderste donnerte ihm, den Säbel in der Faust, Halt! zu. Es war der Herr von Asperlin.

„Ehrenräuber! Jungfrauenräuber! Gut, daß ich dich habe!“ schrie Asperlin: „Herab vom Gaul! Ich fordere Rache, du Schänd-

licher; du sollst die Entführung meiner Braut mit Blut zahlen, verruchter Pascha!"

Mit den Worten sprang Asperlin vom Pferde; seine Leute, alle bewaffnet, umringten Oliviers Knechte und versicherten sich derselben. Olivier, mit einem Sprung vom Pferde, fuhr, ohne ein Wort zu verlieren, mit der Klinge seinem Gegner auf den Leib. Das Gefecht beider war von kurzer Dauer. Asperlin fiel tödtlich verwundet; seine Leute sprangen voll Schreckens herbei. Olivier kniete neben dem Sterbenden nieder, und sagte: "Unglücklicher, der Pascha hat dir den längstverdienten Lohn gegeben. Warum verfolgst du mich von jeher? Bekenne, wohin hast du Helenen gethan, und scheide nicht mit einer Lüge aus der Welt!"

— "Bösewicht!" rief Asperlin, "mein Blut komme über dich! du hast Helenen geraubt. Gib das Kind seinen Aeltern zurück, oder du stirbst unter Henkershänden."

"Lüge nicht in der letzten Stunde!" erwiederte Olivier: "Sage mir, wo ist Helena?"

— "Das weißt du besser, als ich. He, Leute, kommt mir zu Hilfe!"

Olivier fragte Asperlin's Begleiter Mann um Mann. Jeder sagte, sie wären mit ihrem Herrn aus, das Fräulein zu suchen: man habe Olivier in Verdacht, daß er sie entführt habe.

Nun sah er wohl, daß Asperlin an Helenens Wiederentführung unschuldig sei. Er warf sich auf's Roß, winkte seinen Knechten, und jagte davon, den Weg zurück, den er gekommen. Abends erreichte er das Wirthshaus wieder, wo er die Geliebte verloren hatte. Da wußte noch immer Niemand, wohin das Fräulein gerathen sei. Man hatte die sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen angestellt. Im ganzen Flecken war die Geschichte bekannt geworden, und Jedermann im Ort hatte, aus eigener Neugier getrieben, gespäht, gesucht, einander ausgefragt.

Die Sache blieb dem armen Olivier unerklärlich, und Helena für ihn verloren. Seines Bleibens war nach allem Vorgefallenen nun in dieser Gegend nicht länger mehr. Er mußte in Eile die Schweiz verlassen, weil er voraussah, daß nach seiner Entführung Helenens, und Erlegung des Herrn von Vavois im Zweikampf, alle Gerichte und Obrigkeiten würden auf ihn Jagd machen lassen. Er schied daher schon früh Morgens aus dem Unglückshause, eilte über

den Rhein hinaus nach Deutschland, und reisete zu seinem Regiment zurück.

13.

Alles, was Olivier während der Abwesenheit vom Regiment erlebt hatte, kam ihm, als er nun wieder in das ewige Einerlei des Kriegsdienstes der Besatzungen eingetreten war, wie Traum vor. Es schwand auch wie Traum, besonders da Jahre und Tage vorübergingen, ohne daß er durch Freunde in seiner Heimath, denen er anfangs oft genug schrieb, weitere Aufschlüsse über das räthselhafte Schicksal Helenens empfing. Er hatte das Mädchen wirklich leidenschaftlich geliebt, und dachte auch nach Jahren noch nicht ohne innere Bewegung an dasselbe. Doch der Jüngling reifte unter der Zeit zum Mann, und da sieht man denn die Schwärmereien des Jünglingsherzens mit andern Augen an. Inzwischen war doch eine Wirkung jener Tage die geblieben, daß er kein Mädchen in der Welt mehr so schön, so liebenswürdig fand, wie Helena gewesen.

Er, besonders da nach einigen Jahren seine Aeltern gestorben waren, dachte wenig mehr nach La Sarraz zurück. An Heimweh war, wegen Asperlin's und Helenens Verwandten und ihrer unverloschenen Rache, nicht zu denken. Also war der Entschluß leicht genommen, zeitlebens Kriegsmann, und als solcher auch Hagestolz zu bleiben.

So verstrichen zehn Jahre, ohne alle Merkwürdigkeit für unsere Leser, vielleicht auch für Olivier; und er blieb dem Entschlusse ehrlich getreu. Zwar lächelte ihn wohl manche Schöne bedeutsam genug an, denn er war auch in seinem sechsunddreißigsten Jahre ein schöner Mann, der wohl ein zartes Herz rühren konnte. Allein nun gab er den Gedanken an irgend eine Liebschaft oder Vermählung gänzlich auf. Er weihte sich ganz dem Kriegsdienste, und das Angenehmste, was ihm widerfahren konnte, war Ankündigung eines neuen Feldzuges.

Daran ließen es die Unruhen Siebenbürgens und Ungarns, und die Vergrößerungssucht der Türken nicht fehlen. Kaiser Leopold hatte beständig Händel mit diesen. Im Jahr 1663 fiel der tapfere und kluge Großwessir Achmet Kiuperli an der Spitze von hundert und vierzigtausend Mann in Ungarn ein. Die ungarischen Stände, unzufrieden mit der österreichischen Regierung, leisteten schwache Gegenwehr. Ihr Aufgebot betrug kaum zwanzigtausend Mann, und

stärker war auch das kaiserliche Heer nicht, welches Kaiser Leopold, unter Anführung des trefflichen Feldherrn Montecuculi, damit vereinigen konnte. Kein Wunder, daß Türken und Tartaren bis Preßburg und Mähren drangen, und bei vierzigtausend Mann Christen in die Sklaverei schleppten. Der Kaiser, in großer Noth, rief das deutsche Reich, rief den Papst, rief Frankreich zu Hilfe. Sie ward ihm, aber nur sehr mäßig. Von Frankreich kamen nur sechstausend Mann; was das deutsche Reich mitbrachte, betrug kaum fünfzigtausend.

Olivier hatte sich bei vielen Gelegenheiten während des ersten Feldzuges in diesem Kriege rühmlich ausgezeichnet. Bei einem Gefechte fehlte wenig, er wäre in türkische Gefangenschaft gerathen. Doch hieben ihn seine Soldaten frei; er kam mit einer schweren Wunde davon, deretwillen er zurückgeschickt wurde.

14.

Seine Genesung war nach einigen Monaten vollendet, und er wieder bereit, auf seinen Posten zu gehen, als ihn das unerwartetste Abenteuer länger in Wien festhielt. Er hörte eines Tages auf der Straße Trompeten, und trat an's Fenster. Ein französisches Regiment zog durch. Ihm schwanden fast die Sinne, als er in der Nähe des französischen Generals einen Offizier reiten sah, der kein Anderer als Cugny sein konnte.

„Cugny! Cugny!“ schrie er, und breitete seine Arme nach der Straße hinab aus.

Der Offizier sah hinauf zu ihm, schien bestürzt, lächelte, grüßte mit dem Degen und ritt vorbei, sah sich mehrmals um und winkte.

Olivier eilte dem Regimente nach. Er erreichte den Offizier. Es war in der That Cugny. Hand in Hand begleitete er den Freund, bis das Regiment hielt und in die Quartiere entlassen war. Olivier's und Cugny's Freude war grenzenlos. Inzwischen blieben noch Dienstsachen abzuthun. Man schied auf baldiges Wiedersehen. Olivier rüstete ein Freudenmahl in seiner Wohnung.

Gegen Abend ward gepocht. Helena trat in Olivier's Zimmer; Cugny folgte ihr. Olivier stand sprachlos da. Cugny und Helena umarmten ihn abwechselnd.

„Wie kommen Sie nach Wien?“ fragte er endlich Helenen.

„Mit meinem Manne,“ antwortete sie; „sollte ich ihn verlassen?“

„Ihr beide seid vermählt?“ rief Olivier außer sich.

„Seit zehn Jahren. Wissen Sie das nicht? Haben Sie denn keinen meiner Briefe erhalten?“ fragte Helena entgegen.

„Keine Silbe. Aber ihr beide vermählt? Wie ist das möglich? Ich glaube, ich träume.“

„Und wir,“ sagte Helena, „wir glaubten, weil Sie uns keiner Antwort würdigten, Sie wären voll unversöhnlichen Zorns gegen uns, und besonders gegen mich. Also, lieber Olivier, Sie wissen gar nichts? So muß ich, was ich mit Thränen schriftlich vergebens gethan, noch einmal thun, mündlich, und um Ihre Verzeihung bitten. Nicht so, lieber Freund, Sie verzeihen mir?“ — Mit diesen Worten schloß ihn das reizende Weib in ihre Arme und küßte ihn herzlich.

Wer hätte da nicht gern auch Todsünden vergeben? Nur wußte Olivier nicht, was er zu verzeihen hatte. Doch nachdem die ersten Fragen, Antworten, Umarmungen und Aufwallungen vorüber waren, und man ruhiger beisammensaß, klärte sich Alles auf. Helena erzählte ihre Geschichte ungefähr folgendermaßen:

„Sie erinnern sich, guter Olivier, meines Verhältnisses im väterlichen Hause zu La Sarraz. Ich gestehe es, Sie waren mir lieb, recht lieb, wie Sie es mir noch heute sind. Aber ich glaubte an keine Leidenschaft. Indessen ward ich bestraft. Wie mein Mann hier, der Wildfang, erschien, wußte ich was Leidenschaft und Liebe war. Ich kann nun nicht sagen, wie es kam, daß ich binnen wenigen Tagen und Stunden vertrauter gegen ihn geworden bin, als ich es vorher gegen Männer und Frauenzimmer in Jahren nicht werden konnte. Er erfuhr mein trauriges Verhältniß. Er schlug mir Flucht vor. In meiner verzweifelten Lage, und da ich fühlte, ohne Cugny nicht leben zu können, willigte ich in Alles. Was nöthig war, wurde verabredet. Er ging nach Mailand. Wir schrieben uns einander heimlich. Ich machte meine Aeltern, meinen Bräutigam sicher, und schickte meine Kostbarkeiten nach Basel voran, sobald mir Cugny seine Rückkunft meldete. Tag und Stunde und Ort wurden bestimmt, wo wir zusammentreffen wollten. Ich vertraute mich Ihnen. Ich entkam glücklich.

„Weil ich gewiß wußte, daß Cugny meiner schon in der Nähe wartete, drang ich darauf, wenn Sie sich dessen erinnern, im elenden Wirthshause zu bleiben, wo wir übernachteten. Kaum glaubte ich, daß Alles schlafe, machte ich mich auf, und ging, so müde ich war, zum Flecken hinaus, die Straße nach dem Städtchen, wohin Sie mich noch an demselben Abend hatten bringen wollen. Aber ich

wußte, daß Cugny schon dort war, daß er von dort her mir um Mitternacht entgegen gehen wolle. — In der That, ich war noch keine Viertelstunde gegangen, traf ich auf ihn. Sein leichter Wagen stand am Eingange eines Gehölzes. Ich war unbeschreiblich glücklich. Wir fuhren davon. Kein Hinderniß, kein Verrath traf uns. Er brachte mich nach Brüssel. Dort ward ich sein Weib. Und mein Erstes war, Ihnen Alles zu schreiben, und mir Ihre Verzeihung zu erflehen, da ich Ihre Großmuth so grausam gemißbraucht hatte. Wir erhielten aber nie Antwort.«

So ungefähr erzählte Helena. Und Cugny setzte hinzu: »Du warst binnen den seligen zehn Jahren, die wir gelebt hatten, glaub' es, unser tägliches Gespräch. Sieh', in der Hoffnung, wenn du noch am Leben wärest, dich zu finden, oder wenigstens eine Nachricht von dir, war mein höchster Wunsch, mit den Hilfsvölkern, die unser König deinem Kaiser schicken sollte, nach Ungarn zu gehen. Es gelang mir durch Empfehlungen, in Coligni's Korps versetzt zu werden. Das Glück ist mir holder gewesen, als ich hoffen konnte. Wir haben dich nun! Du wirst uns verzeihen. Sieh',« fuhr Cugny fort, und zog das Messer mit der Perlmutterschale hervor, »sieh', Olivier, das alte Messer lebt noch. Es hat unsere Freundschaft nicht zerschnitten.«

Olivier drückte den Freund mit Innigkeit an sein Herz und sagte lachend: »Ich hätte es doch wohl denken sollen, wie die Sachen zusammenhingen! — Hast du mir nicht meine ungetreue Helena schon immer, als Knabe, bei den Geißheerden weggekapert? Ich zürne dem schönen Paris nicht, und will darum kein Ilion zerstören.

15.

Drei Wochen lang lebten die glücklichen Freunde in Wien beisammen. Jeder Tag war ihnen ein Fest. In Olivier regte sich zuweilen zwar die alte Gluth der ersten Leidenschaft für Helena noch unter der Asche; aber er besiegte sie männlich. Die Liebe ging in eine zärtliche Freundschaft über. Helena war ohne Schwäche, Cugny ohne Eifersucht.

Cugny's Regiment brach nach Ungarn auf. Er ließ seine Gemahlin in der Sicherheit der Hauptstadt zurück, mit der Hoffnung, sie nach Beendigung des Feldzuges, während des Winters, zu sich zu rufen. Olivier mußte wenige Tage nach ihm zu seinem Regiment.

Er verließ Wien nicht, bis er seine schöne Freundin vollkommen wohl versorgt wußte.

Ich mag weder den Schmerz der glücklichen Menschen bei ihrer Trennung, noch den Feldzug in Ungarn beschreiben. Es ist bekannt, daß der Großwessir Achmet Kiuperli gegen den Raabstrom vordrang; daß sich der kaiserliche Feldherr Montecuculi ihm bei dem Flecken St. Gotthard entgegenlagerte; daß es hier endlich am 1. August 1664 zur entscheidenden Schlacht kam, in welcher die Christen einen vollkommenen Sieg über die Verehrer Muhameds erfochten.

In dieser Schlacht focht auch Olivier mit gewohntem Heldenmuth. Die Türken leisteten mörderischen Widerstand. Links und rechts fielen die Tapfersten von Olivier's Waffengenossen; er aber drang vor mit denen, die ihm blieben, und hatte bei der Ehre, zu dem großen Siege reichlich mitgewirkt zu haben, indem er, als ältester Hauptmann, die Trümmer seines Regiments befehligte, das Glück, vom Oberfeldherrn selbst bemerkt zu werden. Montecuculi ernannte ihn auf dem Schlachtfelde noch zum Major.

Die Siegesfreude, wie das Vergnügen, welches ihm seine Beförderung gewährte, ward aber nach einigen Tagen schrecklich verbittert. Bekümmert um das Schicksal seines Freundes, der ebenfalls in der Schlacht bei St. Gotthard mitgestritten, erkundigte er sich nach dem Zustande der französischen Regimenter. Er empfing die Anzeige vom Tode des Kapitäns Cugny. Mit Thränen las er den theuern Namen bald darauf im Verzeichnisse aller Gebliebenen. Cugny, durch sein Ungestüm hingerissen, hatte sich an der Spitze eines Geschwaders zu weit vorgewagt. Er ward von einer ungeheuern Uebermacht umzingelt. Als er sich abgeschnitten sah, hatte er den Seinige befohlen, sich den Rückweg mit dem Säbel in der Faust zu bahnen. Er war vorangegangen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel. Nur zehn oder zwölf Mann kamen, mit Wunden bedeckt, zurück zum Regiment. Alle Uebrigen, unter ihnen auch Cugny, waren niedergehauen worden. Man fand nachher seinen Leichnam unter einem Haufen erschlagener Janitscharen, ganz entstellt, zertreten und zerfetzt.

So hatte der wackere Cugny geendet. Olivier war von unbeschreiblichem Schmerze zerrissen. Er verfiel in wahre Schwermuth. Er wünschte und suchte von nun an den Tod. In allen nachfolgenden Gefechten stürzte er sich, mit mehr als Unerschrockenheit, sondern mit

verzweiflungsvollem Leichtsinn, in die augenscheinlichsten Gefahren. Er fand den Tod nicht.

Der Feldzug endete zu früh für ihn. Der kaiserliche Hof, ungeachtet des glänzenden Sieges bei St. Gotthard, erneuerte mit der Pforte auf zwanzig Jahre den Waffenstillstand. — Die Regimenter rückten in ihre Besatzungen. Olivier kam nach Neuhäusel.

Er hatte lange nicht den Muth, oder die Macht über seinen eigenen Schmerz gehabt, Helenen das Schicksal Cugny's zu melden. Er that es endlich, als der Friede, oder vielmehr der Waffenstillstand, verkündet ward. Helenens Antwort erneuerte seine Schwermuth. Sie hatte den Tod ihres Mannes schon, bald nach der Schlacht durch ein Schreiben seines ehemaligen Feldherrn Coligni, der ihn sehr geliebt, erfahren. Sie war vom Schmerz und Schreck erkrankt, nun auf dem Wege der Genesung. Sie wünschte Olivier zu sprechen, da ihre Lage nach dem Tode Cugny's allerdings betrübt war, weil sie, obwohl nicht ohne Vermögen, doch einsam, ohne Verwandte und Freunde, in der Fremde sich befand.

16.

Sobald er Urlaub erhalten, begab sich Olivier nach Wien. Die schöne Wittwe empfing den Freund ihres Mannes mit verjüngter Heftigkeit des Schmerzes. Es ward beschlossen, Frau von Cugny sollte die Erbschaft ihres Mannes, so wie ihr eigenes Vermögen, zu Brüssel in Empfang nehmen, und dann sich in die österreichischen Staaten zu ihrem und ihres Mannes treuen Freund begeben.

Sie reisete ab. Die Zerstreuung war ihrem Gemüthe wohlthätig. Es verstrich mehr als ein Jahr, ehe sie die Geschäfte in den Niederlanden abgethan hatte. Unterdessen war der Briefwechsel zwischen ihr und Olivier desto lebhafter. Olivier war noch immer der Alte; das heißt, er konnte sein Herz nicht verwandeln. Die ehemalige kleine Zeltkrämerin, — die aufgeblühte Jungfrau, die ihn nur Freund nennen wollte, — die reizende Frau von dreißig Jahren im Wittwenschleier — waren eine so schön, so liebenswürdig für ihn, als die andere. Er schwor zwar in seinen Briefen, er liebe sie nicht mehr, er sei über alle Leidenschaft und jugendliche Aufbrauserei himmelhoch erhaben; aber die Briefe waren Feuer und Flamme der Freundschaft, die jeder Andere für Liebesflammen erklärt hätte.

Frau von Cugny kam endlich aus den Niederlanden zurück. Sie

hatte ihren Freund nicht mehr in Ungarn zu suchen; er war in Wien angestellt. Bis Linz eilte er der Kommenden entgegen.

Die ersten Begrüßungen und Umarmungen waren zärtlich-ungestümer, als sich beide vorgenommen hatten, daß sie sein sollten. Helena zerfloß an seiner Brust in Thränen. „Ich stehe so allein in Gottes weiter Welt," sagte sie, „so verwaiset. Ich habe Niemanden mehr, als Sie, lieber Major. So gehöre ich Ihnen ganz."

„Und wem denn gehöre ich an?" erwiederte er: „Ich bin ohne Verwandte, ohne Freund. Es ist ja wohl des Himmels freundlichste Gunst, daß er mir wieder die Gespielin meiner Kindheit zuführt."

In Wien hatte Olivier schon für die schöne Wittwe die bequemste und angenehmste Wohnung ausgewählt, ganz in seiner Nähe. Helena wußte ihm für seine Aufmerksamkeit nicht Dank genug zu sagen. Beide wurden wieder glücklicher, als sie es lange gewesen. Beide wurden sich zum Bedürfniß; aber beide blieben noch in dem unveränderten Verhältnisse, wie es zwischen ihren Herzen von jeher geherrscht hatte. Das war zuletzt nicht nach Olivier's Sinn. „Gehört mir allein in der Welt dein Herz, Helena," sagte er, — „und wem gehört es sonst? — so gib mir auch deine Hand. Wozu die Scheidewand für zwei Menschen, die sonst im Leben keinen mehr haben, als sich?"

„Ich wollte, Olivier, sagte Helena, „Sie begehrten es nicht von mir. Aber kann Sie das glücklicher machen, so bin ich schuldig, es nicht zu verweigern. Ich habe kein Recht, Ihnen das Kleinste und Größte abzuschlagen.

Dies Jawort hätte freilich auf annehmlichere Weise gegeben werden können; aber Olivier versöhnte sich mit den herben Worten von so schönen Lippen.

So ward Helena Olivier's Gemahlin. Sie waren das liebenswürdigste, das stillglücklichste Paar. Im Umgang mit wenigen, aber edelsinnigen Freunden verfloß ihr Leben in selten gestörter Heiterkeit.

Nachdem ihre Ehe neunzehn Jahre gedauert hatte, starb Helena. Viel trug, zur Verschlimmerung ihrer begonnenen Kränklichkeit, Schrecken und Noth während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 bei. Ihren Tod glaubte der treue Olivier nicht überleben zu können; er suchte muthwillig auch den seinigen bei jedem Ausfall gegen die Türken, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Die

kaiserlichen Soldaten glaubten zuletzt, er verstehe etwas von der schwarzen Kunst; er könne sich stich-, hieb- und kugelfest machen. Denn wenn rings umher Alles unter dem feindlichen Geschosse zusammenstürzte, stand er unversehrt.

Wien ward endlich durch den Heldengeist des Polenkönigs Johannes Sobiesky von der Gewalt der Osmanli gerettet. Die Türken flohen nach Ungarn zurück und weiter. Aber die Festungen dieses Landes waren in ihrer Gewalt geblieben, selbst, und lange schon, die alte Hauptstadt der Madscharen auf der Höhe an der Donau, Ofen, oder, wie es die Ungarn heißen, Buda. Diese Stadt betrachteten die Türken als ihre Vormauer gegen die Christenheit der Abendländer. Deswegen hatten sie hieher den Kern ihrer Tapfersten gelegt, und dem Apti Pascha, dem kühnsten, einsichtsvollsten und glücklichsten der ottomannischen Feldherren, den Oberbefehl über die ungarische Veste gegeben.

Dieser Apti, welcher bald für den guten Olivier wichtiger wurde, als man glauben sollte, hatte schon, ehe er Pascha war, als Aga nicht wenig dazu beigetragen, daß die Türken die Insel Candia im Jahr 1660 eroberten, wie tapfer sie auch von den Christen vertheidigt war. Als Seraskier war's eben dieser kühne und kluge Apti wieder, welcher in Polen die Festung Kaminiek im Jahr 1672 eroberte. Der Großsultan machte ihn dafür zum Pascha von Bender. Als der Großwessir Kara Mustafa im Jahr 1683 vor Wien geschlagen worden, und bei seinem Heere Alles in größter Unordnung war, stellte Apti die Zuversicht der Osmanen unter den Mauern von Buda wieder her. Apti Pascha wurde sogleich zum Befehlshaber der Festung selbst gemacht, da der vorige an seinen Wunden den Geist aufgegeben hatte.

17.

Man schlug sich im Ungarlande ein paar Jahre lang vergebens herum. Buda schien durchaus uneroberlich. Im Sommer 1686 rückte der Herzog von Lothringen mit frischer Kraft vor den Platz; unter ihm dienten der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und Fürst Ludwig von Baden. Also drei der damals namhaftesten Feldherren vereinigten sich zum Untergange Buda's. Die Arbeiten wurden mit unsäglichem Eifer betrieben, Stürme um Stürme gethan, alle aber durch des Apti Pascha kluge und muthige Vertheidigung fürchterlich zurückgeschlagen.

Inzwischen rückte man mit den Laufgräben und Stückschanzen immer näher gegen die starke Stadt. Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen von Königsegg an den Pascha mit einem Brief und der Aufforderung, sich zu ergeben. Der Pascha antwortete: „Leichen und Schutt." Der Brief war in blutrothe Seide gewickelt, um den Inhalt ahnen zu lassen.

Diese spartanische Antwort erbitterte die Belagerer; sie verdoppelten ihre Arbeiten. Der Pascha mochte wahrscheinlich auf Hilfe vom Großwessir zählen, der mit einem Beobachtungsheer in der Nähe stand. Allein dieser ward von dem Herzog von Lothringen geschlagen, und unterdessen in die Mauer von Buda Bruch geschossen.

Als der Bruch offen genug war, beschloß man abermals Sturm. Allein die verzweiflungsvolle Tapferkeit des Pascha erregte doch allerlei kleine Bedenklichkeiten. Man hoffte, wenn man ihn nochmals aufforderte, ihm glänzende und ehrenvolle Anträge machte, würde er vielleicht jetzt geneigter sein, sich in Uebergabe-Unterhandlungen einzulassen. Es kam darauf an, wen hinein senden? — Fürst Ludwig von Baden, in dessen Regiment Olivier als Major diente, schlug diesen vor, als den gewandtesten und zuverlässigsten seiner Offiziere.

Olivier empfing also den Auftrag, sich nach Buda zu begeben und den Pascha zur Uebergabe zu bewegen, weil demselben keine Hoffnung mehr zur Rettung übrig sei; widrigenfalls dem Pascha zu erklären, daß beim nächsten glücklichen Sturm man ihn und die ganze Besatzung ohne Gnade über die Klinge springen lassen würde. Major Olivier gehorchte. Begleitet von einem Offizier, einem Dolmetsch und Trommeter, ritt er gegen die Festung. Er ward eingelassen und auf der Stelle in den Palast des Pascha geführt.

18.

Apti Pascha, ein starker, kräftiger, man kann sagen, schöner Mann von fünfzig bis sechszig Jahren, empfing den Abgeordneten des christlichen Heeres mit jenem angebornen, ruhigen Stolz, der den Türken so wohl ansteht. Es war etwas Riesenhaftes, Majestätisches in seinem Wesen, welches durch die weite und reiche Morgenlandstracht erhöht ward. Er gab mit der Hand einen Wink, und Olivier machte seinen Antrag mit der Würde, Festigkeit und schonenden Höflichkeit, wie die Feldherren ihm befohlen hatten. Der Pascha stand mit der kalten Ruhe des Siegers vor ihm, und verwandte kein

Auge von dem Redenden, bis der Dolmetsch den Vortrag Olivier's türkisch gab. Da stieg in den Mienen des Pascha ein wunderbares Lächeln auf.

Olivier bemerkte es, und erwartete die Erklärung des stolzen Muselmannes. Dieser aber redete lange nicht, und schien zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. Endlich fragte er durch den Dolmetsch den Major, wie er heiße, woher er sei, wie lange im Dienst, von welchem Regiment. Olivier beantwortete die Fragen kurz, und bat den Pascha um gefällige Erklärung wegen der Uebergabe von Buda. Der Pascha aber ging nachdenkend durch die Länge des prächtigen Saals, wandte sich dann im Hintergrund desselben plötzlich seitwärts, ging in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile in den Saal zurück, und trat wieder vor den Major hin.

„Fà reteri té geins, y faire reteri lé min!" rief der Pascha ernst und hastig. Olivier sah den Dolmetsch an; dieser, welcher den Pascha nicht verstand, bald den Major, bald den Pascha. — Der Türke, welcher vermuthete, nicht verstanden worden zu sein, weil er zu geschwind gesprochen, wiederholte seine Worte zu Olivier sehr langsam und bestimmt: „Te dio, fa reteri té geins, y fari reteri lé min!" (Ich sage dir, laß deine Leute sich zurückziehen, ich lasse die meinigen abtreten!)

Olivier war wie aus den Wolken gefallen, als er hier in Buda, von den Lippen des Pascha, die Sprache des Waatlandes, das Plattfranzösische von La Sarraz, vernahm; noch mehr, als Apti Pascha zwischen den Fingern das bekannte Messer mit dem Perlmutterhefte in die Höhe hielt. Olivier beobachtete bestürzt des Pascha Bewegung, Gestalt, Antlitz — wahrlich, es war Eugny, und kein Anderer. Olivier hieß den Dolmetsch und den Trommeter zurücktreten. Apti Pascha befahl den türkischen Offizieren seines Gefolges, ihn allein zu lassen, und jenen Christen Erfrischungen zu geben. Kaum schloß sich hinter denselben die Thür des Saals, lagen Olivier und Eugny einander mit Freudenthränen an der Brust in einer langen, wehmüthigen Umarmung.

„Müssen wir denn noch als beginnende Grauköpfe einander feindlich gegenüber stehen, wie einst in den Kindertagen mit den Ziegenheerden?" rief Eugny: „Sage mir, wo ist unsere Zeltkrämerin, meine Helena?"

Olivier war auf's Tiefste erschüttert, und schluchzte laut. Dann,

wie er sich gefaßt hatte, erzählte er seinem Freunde Alles, was seit der Schlacht bei St. Gotthard vor ungefähr zwanzig Jahren, da man Cugny's Tod beklagte, geschehen sei, die endliche Vermählung mit Helena, und endlich, wie sie vor etlichen Jahren gestorben.

„Ihre Asche ruhe sanft!“ sprach der Pascha mit gebrochener Stimme, indem er seine Augen trocknete: „Ihr unsterblicher, herrlicher Geist erwartet uns beide drüben. Wir wollen nicht klagen. Sie gehört uns noch an. Im Palaste unsers Vaters, im Universum, ändern wir nur die Zimmer.“

„Aber du lebst noch auf Erden?“ rief der Major, und betrachtete seinen Cugny, indem er einige Schritte zurücktrat: „Du ein Muselmann? Du der furchtbare Apti Pascha? Wie ist das? Ich wollte schwören, meine Augen und Ohren wären Lügner.“

„Frühstücken wir mit einander, Olivier!“ sagte Cugny, und führte den Major in ein prachtvolles Nebenzimmer. Auf seinen Wink ward ein auserlesenes Morgenessen aufgetragen.

19.

Sobald die Diener verschwunden, die Freunde allein waren, lösete Cugny dem Major das Räthsel.

„Ich konnte mir's wohl denken,“ sagte Cugny, „daß man mich zu den Todten rechnen würde, weil bei St. Gotthard Keiner, gläub' ich, von meinen Leuten lebendig zurückgeblieben ist. Ich aber stürzte, einer der Letzten, mit meinem erschossenen Pferde; ward von den Janitscharen entwaffnet, hervorgezogen und gefangen fortgeschleppt, ohne nur geplündert zu werden. Nachmals erfuhr ich, daß ich das letztere Glück dem Befehl des Großwessir's Achmet Kiuperli zu danken gehabt, der in der Nähe mich und meine Leute, zum großen Verderben der Seinigen, hatte fechten gesehen. Auch hatte er mich als seinen Sklaven bezeichnet und behalten. Ich ward nach Konstantinopel geführt und unter Aufsicht eines provençalischen Renegaten, Namens Ali Muhamed, gegeben. Mit diesem Manne ward ich bald vertraut. Er war ein rechtschaffener Mensch, der mich besonders lieb gewann. Er aber war es auch, der den Großwessir, als derselbe nach Konstantinopel zurückkam, auf meine Kenntnisse im Artillerie- und Kriegsbauwesen aufmerksam machte. Ich mußte mehrere Plane aufnehmen. Der Großwessir ließ mich selbst zu sich kommen, und unterhielt sich mehrmals mit mir über Kriegssachen und Befestigungskunst.

„Ich hoffete, man werde mich auswechseln und freilassen nach dem Kriege. „Daran denke nicht,“ sagte der Wessir, „du bist zu den Todten gezählt. Ich behalte dich. Es steht bei dir, in den Dienst der Pforte zu treten und frei zu werden. Nimm den Turban an; ich mache dich auf der Stelle zum Aga. Durch deine Talente schwingst du dich binnen wenigen Jahren in der Türkei zu den höchsten Würden. Du dienst den Franken schon seit zwanzig Jahren, und hast es mit all' deinem Muthe, mit all' deinem Diensteifer, mit all' deinen Kenntnissen noch nicht höher als zum Kapitän bringen können. Schwerlich treibst du es da weiter. Das liegt in der unverständigen Einrichtung und Ordnung der Christen, welche, um die Würdigkeit des Mannes zu prüfen, nicht den Mann, sondern seine Großältern und Vorfahren ansehen, und den Platz, der Muth und Einsicht erfordert, nicht mit dem Muthigsten und Einsichtsvollsten besetzen, sondern mit dem, der darauf vermöge sonderbarer Titulaturen seiner Vorfahren Anspruch macht. — Nimm den Turban; du bist Aga.“

„Ich fand den Antrag anfangs widerlich, ob ich dem Minister gleich nicht in Allem Unrecht geben konnte. Ali Muhamed verschwendete jede Kunst der Ueberredung, mich nach dem Sinn des Wessir's zu stimmen, der damals das große Reich der Osmanen in allen drei Welttheilen beherrschte. Du glaubst nicht, welche Mittel angewandt wurden, mich zu bewegen. Der Großwessir ließ mich mehrmals zu sich rufen, aber immer entließ er mich wieder mit Zorn. „Du Thor,“ rief er einst, „wenn der französische König in einem Kriege Hilfstruppen an uns gäbe, würdest du Bedenken tragen, mit denselben an der Seite meiner Tapfern und unter meiner Leitung zu fechten?“ — Als ich es verneinte, sagte er: „Du bist mein Sklave, und nicht mehr Eigenthum und Unterthan deines Königs. Nun fordere ich dich auf, an der Seite meiner Tapfern zu streiten, — ist dies entehrender? Ich belohne dich herrlicher, als dich je die Franken lohnen und ehren können. Wer hält dich? Du bist durch keinen Eid mehr an die Franken gebunden. Deinen Eid brach die Gefangenschaft. Durch das Kriegsrecht gehörst du mir. Was hält dich ab, wenn es nicht dein unverständiges Vorurtheil ist, einer der obersten Offiziere im Dienste der hohen Pforte zu werden?“

„Ich entgegnete: „Herr, wenn ich meinen Glauben und meinen Gott verließe, wer könnte mir Glauben und Vertrauen schenken?“ — Der Großwessir zuckte mitleidig die Achsel und sagte: „Thor,

hast du denn einen andern Gott, als wir? Oder gibt es einen eigenen Türkengott und einen besondern Christengott? Dein Gott ist auch der meinige, und es ist kein anderer außer ihm. Wer verlangt, daß du deinen und meinen Gott verlassen sollest? — Aber deinen Glauben? Wenn du einen bessern findest, wirst du nicht den schlechtern verlassen, ohne Aufforderung? Und kennst du denn schon den Glauben Muhameds, des großen Propheten?"

"Als ich es verneinte, sagte er: "Geh', und lerne ihn erst kennen." — Von dem Tage an empfing ich Besuche von mehrern muhamedanischen Gelehrten. Ich hatte mich während meines ersten Sklaverei-Jahres mit der türkischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Wir stritten viel über Religionssachen, wiewohl ich von Kindesbeinen an in der Theologie nichts Großes gethan hatte. Einer meiner Bekehrer war ein feiner Kopf, ich unterhielt mich mit ihm am liebsten. Da alle Mühe aber vergebens war, mir Geschmack an Beschneidung, Moscheen und Waschungen beizubringen, verließ auch er mich, wie schon die Andern früher gethan hatten, und sagte: "Höre, Freund, du streitest nicht mehr für die Religion, nicht mehr wegen Gott und Erwartungen von der Ewigkeit, sondern wegen Kalk und Stein der Kirchen, wegen Wein und Opium und dergleichen. Ich hielt dich für weiser, religiöser und verständiger, als du bist. Wisse denn, das höchste Wesen, der Schöpfer und Vater des Universums, sieht nicht an die Person, nicht den Halbmond, nicht das Kreuz. Er redet zum Herzen seiner Geschöpfe aller; und in welcher Sprache und Form, ob im Turban oder Hut, ob in der Moschee oder Kirche sich die Seinigen vor ihm demüthigen im Geiste und Herzen, sie finden alle Gnade vor seinen Augen."

"Diese schönen Worte drangen mir in Gedächtniß und Gemüth. Wenn ich aber an Helena, wenn ich an dich, wenn ich an meinen alten Wohlthäter, den Marschall von Bellefonds, dachte, sträubte sich meine treue Freundschaft für euch gegen den Turban. So waren zwei Jahre vergangen. Ich konnte nun wohl glauben, daß ihr mich nicht zu den Lebendigen zähltet. Ja, mehr als einmal war's mir wie Ahnung, Helena könnte nun wohl deine Gemahlin geworden sein. Wie sehr sich mein Inneres zuerst gegen diese Möglichkeit empörte, wünschte ich sie zuletzt, weil ich euch beide liebte, und mich doch für euch auf immer verloren sah.

"Ali Muhamed kündigte mir eines Tages mit nassen Augen an,

daß ich bestimmt sei, mit einem Haufen Sklaven des Großwessir's auf eine seiner Ländereien in's Innere Asiens geführt zu werden. „Nie hat sich,“ sagte er, „ein Mensch, des besten Glückes würdig, durch unbegreiflichen Starrsinn ein traurigeres Loos erworben, als du!“

„Der Großwessir ließ mich an demselben Tage vor sich rufen. „Es ist das letzte Mal,“ sprach er, daß ich mit dir rede, und das letzte Mal, daß ich dir die Wahl gebe zwischen Freiheit und Knechtschaft. Hast du dich eines Bessern besonnen? Hat dein gesunder Menschenverstand obgesiegt? — Wisse, noch steht es bei dir, entweder als freier Mann im rühmlichen Kriegsdienste des Großherrn eine deiner Gaben würdige Bahn zu betreten, — oder zeitlebens in Asien, als gemeiner Sklave, gemeine Arbeit unter dem Stocke meiner Sklavenwächter zu treiben, bis du dort in schimpflicher Dunkelheit endest.“

„Als er so sprach, und ich meine Zukunft in Asien, und mich auf immer für Europa, für Helena, für dich, für Bellefonds verloren sah, kam ich mir vor wie ein Verstorbener für das bisherige Leben. Ich war Bürger einer zweiten Welt. Ich mußte eine neue Laufbahn betreten, die mit der ersten nichts gemein hatte. Ich nahm den Turban. Ich hätte ihn früher genommen, wenn ich hätte wissen können, daß mein Weib das deinige sei. Ich empfing den Namen A p t i. Es ward mir sofort eine schöne Wohnung auf dem Landgute des Großwessirs eingeräumt. Achmet Kiuperli sandte mir einen kostbaren Turban, ein reiches Gewand, einen Säbel, von Edelsteinen blitzend, und zwei reich gearbeitete Beutel; der eine derselben war mit Goldstücken gefüllt, der andere enthielt meine Ernennung zum Aga oder Kriegsobersten.“

20.

„Von nun an ward mein Leben thatenreich!“ fuhr Cugny fort. „Seit mehr denn zwanzig Jahren schon belagerten die Türken die starke Stadt Candia, die Hauptstadt auf der großen Insel dieses Namens. Die Venezianer fochten Verzweifelten gleich hinter den Wällen und Mauern der Festung. Achmet Kiuperli setzte seinen Stolz darein, daß er die unbezwingbar scheinende Stadt nehmen wollte. Er ging im Jahr 1666 mit furchtbarer Macht dahin. Auf meinen Rath und unter meiner Leitung ward eine zahlreiche Menge Be-

lagerungsgeschützes gegossen; ich leitete die verschiedenen Arbeiten und Angriffe. Es gelang. Candia fiel nach drei Jahren in unsere Gewalt. Schon während der Belagerung empfing ich die Seraskierwürde, die der eines Generals bei den Europäern gleich steht. Der Großwessir stellte mich selbst dem Sultan Muhamed IV vor.

Zwei Jahre später rückten unsere Truppen in Polen ein. Mir ward die Belagerung von Kaminiek übertragen. Ich eroberte die Festung im Jahr 1672. Zur Belohnung ernannte mich der Großherr zum Pascha von Bender. Erst nach dem Frieden begab ich mich in mein Gouvernement. Hier öffnete sich mir, neben dem Genusse alles orientalischen Luxus im Innern meines Palastes, ein großer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit; ich versuchte es, Gerechtigkeit statt roher Willkür geltend zu machen, den Barbaren edlere Gesittung, tartarischen Halbwilden Menschlichkeit zu geben. Ich hatte keine Sklaven, sondern nur Diener; ich hatte keine Diener, sondern nur Freunde. So oft ich Europäer zum Geschenk bekam, oder kaufen konnte, ließ ich sie nach einiger Zeit frei, alle mit der Bedingung, sich nach Wien zu begeben und Erkundigungen von dir einzuziehen, ob du, ob Helena noch am Leben wären. Ich versprach dem, der mit bestimmten Nachrichten wieder zurückkommen würde, eine wahrhaft fürstliche Belohnung. Es kam keiner derselben wieder zurück. Unter allen Sklaven in Bender fand ich nur einen einzigen, der Französisch reden konnte. Dies war einer von den dreihundert Edelleuten, welche Herr de la Feuillade zur Vertheidigung Candia's mit sich geführt hatte. Er hieß du Mont, und war zu Candia bei demselben Ausfall gefangen worden, bei welchem der Herzog von Beaufort getödtet ward. Auch diesem gab ich Aufträge für dich und den Marschall Bellefonds, ohne ihm mein Abstammen zu verrathen. Ich ließ ihn frei. Ich zählte auf sein Ehrenwort. Auch von ihm empfing ich kein Lebenszeichen wieder.

„So lebte ich in Bender, geehrt, geliebt, wohlthätig. Ich war mit meinem Loose zufrieden. Dich und Helena einst noch bei mir zu sehen, war zuweilen mein Traum der Sehnsucht. Er blieb Traum. Aber unter meinen köstlichen Juwelen hing dein Messer. Du siehst, ich habe es in goldene Kapsel, mit deinem Namen geziert, fassen lassen. Das war das Liebste und Letzte aus dem Paradiese der Kinderwelt, das so weit hinter mir lag.

„Der Ungarkrieg rief mich endlich wieder aus meiner langen Ruhe hervor. Ich empfing einen Oberbefehl unter dem Großwessir

Kara Mustapha, und nach dem Unglück vor Wien ward mir die Vertheidigung von Buda gegeben. Ich habe sowohl vor Wien, als hier in Buda, manchen Kriegsgefangenen um dich befragen lassen. Seltsam, daß es eben Leute traf, die nichts von dir wußten. Ich hielt dich schon für todt. Wie danke ich dem Schicksal, das dich, mein Olivier, nun sonderbar genug und so unverhofft zu mir führt!«

Beide sanken sich einander wieder in die Arme, und vergaßen für den Augenblick, unter welchen widerwärtigen Verhältnissen sie zusammengeführt waren. Die Morgenstunden verflossen unter tausend Erinnerungen und Erzählungen aus der Vergangenheit, oder Unterhaltungen über den letzten Krieg, über die Feldherrn, über die von denselben begangenen Fehler, über die Ursachen gegenseitiger Siege und Niederlagen. Olivier gab seinem Freunde besonders bisher ihm unbekannt gewesene Aufschlüsse über das letzte Treffen vom 14. August, in welchem der Großwessir, der nur dreißigtausend Mann bei sich hatte, dennoch aus den Verschanzungen hervorrückte, und durch die Uebermacht der Kaiserlichen gänzlich geschlagen worden war. Der Pascha von Buda fluchte wild, und sagte: »Ich habe ihn vorher warnen lassen; es war der rechte Augenblick noch nicht gekommen.«

21.

»Auf Entsatz hast du also nicht mehr zu hoffen!« versetzte der Major Olivier: »Du hast für deinen und den Ruhm der Pforte genug gethan. Was du mehr thun willst, kann nur dein und der Pforte Verderben werden. Buda kannst du unmöglich retten; aber du kannst eine tapfere Besatzung durch ehrenvollen Abzug retten und sie dem ohnehin geschwächten Heere des Großwessirs zuführen. Bruch ist geschossen. Wir stehen draußen vor den letzten Mauern. Alles ist auf morgen zum allgemeinen Sturm vorbereitet. Mit welchem Heldenmuth du dich immerhin noch vertheidigen, und welche Mittel du immerhin noch in deiner Gewalt haben magst: der Platz, ich sag' es dir, wird genommen und dann dem schauerlichsten Schicksal preisgegeben werden. Warum dieser unzeitige und fruchtlose Stolz, der eine volkreiche Stadt und eine brave Besatzung zum Untergang bringt, und dem Vortheil des Sultans so offenbar widerstreitet? Biete mir die Hand! Sparen wir Menschenblut! Der Herzog von Lothringen ehrt dich. Er erklärte und befahl mir ausdrücklich, dir zu sagen: würdest du der Menschlichkeit Gehör geben, werde seine Dank-

barkeit gegen dich keine Grenzen kennen, als die du ihr selbst setzen möchtest. Biete mir die Hand. Schließen wir, um das Leben von Tausenden zu erhalten, die Bedingungen der ehrenvollsten Uebergabe ab. Kannst du wollen, daß wir beide morgen mit den Waffen gegeneinander stehen? — Stirbst du, was gilt mir das Leben? Fall' ich — Freund, war's nicht an dir, mich zu retten?«

Der Pascha von Buda beobachtete während dieser Rede des Majors düsteres Schweigen. Als Olivier geendet hatte und die Antwort erwartete, warf der Pascha einen ernsten Blick auf den Major, und erwiederte: »Major, du ließest da Worte von Erkenntlichkeit und Belohnung fallen, wenn ich die Festung übergeben würde. Ich hoffe, du hältst mich solcher Niederträchtigkeiten nicht fähig. Wäre das? wahrlich, Olivier, unsere Freundschaft wäre gebrochen. Ich würde dir den Rücken zuwenden und deine Entartung beklagen. — Aber nein, ich kenne dich. Du hattest die Aufträge für den Pascha von Buda. Du thust deine Pflicht; ich werde die meinige thun. Dein Beispiel ist ein Beweggrund mehr für mich, zu leben und zu sterben, wie es der Ehrenmann soll. So höre denn, und sag' es deinen Generalen wieder: In diesem Augenblick kenne ich kein anderes Interesse, als das, welches Pflicht und Ehre mir geben. Buda ist nicht mein, sondern des Großherrn Eigenthum; es steht nicht bei mir, es seinen Feinden auszuliefern, man bringe mir denn einen Befehl dazu vom Großherrn. Aber daran ist jetzt nicht zu denken. So werde ich denn die Festung für ihn behaupten, oder umkommen unter ihrem Schutt. Das ist mein unwiderruflicher Entschluß.«

Dies ungefähr war der Hauptinhalt der Antwort, wie redliche Treue und Ehrgefühl sie dem Pascha vorschrieben. Und darauf hatte die Freundschaft wieder ihre Rechte. Eugny umarmte Olivier mit Innigkeit und sagte: »Freund, nun will ich auch meinerseits dir einen Vorschlag thun. Eile mit meiner Antwort in's Lager zurück, vollstrecke morgen deine Pflichten, aber schone deines Lebens. Dein Leben ist mir köstlicher, als mein eigenes. Und wenn, wie ich hoffe, ich mein Leben und die Festung glücklich davon bringe, Freund, dann komm' und verlebe deine alten Tage bei mir. Du sollst Ruhe, du sollst Ueberfluß haben. Wegen der Religion mache dir keinen Kummer. Wir haben beide einen Gott und einen Glauben. Was geht uns das Nebengeschwätz der Derwische, Mönche und Priester an?«

Olivier stand eine Weile sinnend; dann sprach er: »Der Himmel

entscheidet morgen über uns. Aber je nachdem das Loos fällt, Cugny, ich danke dir. Ich nehme deinen Vorschlag an. Ich möchte noch einmal glücklich in dieser Welt werden. Ich kann es nur bei dir sein.«

Cugny zwang seinen Freund, noch eine mit Goldstücken gefüllte Börse von ihm anzunehmen. Dann schieden sie.

22.

Olivier war von dieser unerwarteten Begebenheit, der außerordentlichsten seines Lebens, in ein Gewühl von lebhaften und einander widerstreitenden Empfindungen gestürzt, daß er, als er außer der Festung war, fast alle Haltung und Besonnenheit verlor. Er hörte den ihn begleitenden Offizier lange nicht, der ihn um den Ausgang der Unterhandlungen befragte. Er lachte zuweilen laut auf über die Unglaublichkeit und seltsame Wahrheit des Abenteuers, und konnte sich dann wieder der Thränen nicht erwehren. Seine Begleiter sprachen ihm geraume Zeit vergebens zu. Sie fürchteten am Ende, der brave Major habe den Verstand verloren, oder Apti Pascha habe ihm ein gottloses Pulver eingegeben, davon er verrückt worden sei.

Als sie zu den kaiserlichen Vorposten kamen, ermannte sich der Major, sah mit nassen Augen den ihn begleitenden Offizier an, drückte ihm die Hand und sagte: »Verzeihen Sie mir mein Betragen. Ich konnte aber nicht anders. Es hat sich das Außerordentlichste ereignet. Denken Sie nur, ich habe in Apti Pascha meinen ältesten und geliebtesten Jugendfreund wieder gefunden!«

Er erzählte darauf flüchtig das Merkwürdigste von der langen Unterhaltung mit dem Pascha, und setzte hinzu: »Kommen Sie heut' Abend zu mir in mein Zelt. Bei einem Glase Weins erzähle ich Ihnen mehr, meine und des Pascha Freundschaft und Schicksale. Ich muß Jemandem mich mittheilen können, sonst springt mir das Herz vor Lust und Schmerz auseinander.«*)

Der Major begab sich, sobald er im Lager angekommen war, in's große Hauptquartier und stattete dort den versammelten Fürsten und ihren Generalen den Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Er verschwieg ihnen auch nicht, daß eben der Pascha, von welchem er eine so entscheidend verwerfende Antwort brachte, sein Lands-

*) Eben diesem Offizier dankt man ohne Zweifel die nachmals gedruckten Berichte.

mann, sein Jugendfreund wäre, den man seit der Schlacht bei St. Gotthard für todt gehalten habe. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, mit Rührung und Bewunderung.

Die Fürsten vernahmen die Erzählung des Majors mit dem Lächeln des Erstaunens, fanden die Geschichte sehr romanhaft, gaben einen witzigen Einfall dazu, und sahen mehr auf das, was ihnen selbst durch den Entschluß des unerschrockenen Pascha von Buda bevorstehen möchte. Einige anwesende Offiziere, die dem Major Olivier ohnehin nicht wohlwollten, gaben seinen Lobreden, die er dem Pascha gehalten, nachher nicht die freundschaftlichste Auslegung. Sie ließen sogar durchblicken, Olivier möge bei seiner Sendung dem kaiserlichen Heere wohl üble Dienste geleistet haben. Olivier erfuhr es von demselben Hauptmann, der ihn nach Buda begleitet, und welchen er zum Abendwein eingeladen hatte. Er begab sich auf der Stelle zum Prinzen von Baden, und verlangte zu seiner Rechtfertigung, man solle ihn beim Sturm folgendes Tages auf den gefahrvollsten Posten befehligen.

Die Festung ward am andern Tage von allen Seiten bestürmt. Es war der zweite September im Jahr 1686. Selten war in diesem Kriege mit so großer Ordnung, nach so wohl berechneten Entwürfen und mit so gewaltigem Ungestüm angegriffen; selten mit so unbeschreiblicher Todesverachtung und Wuth Angriff und Angriff von den tapfern Vertheidigern Buda's zurückgewiesen. Was Kriegskunst und große Talente leisten konnten, das ward von beiden Theilen an diesem denkwürdigen Tage geleistet.

Apti Pascha selbst befehligte da, wo der Kampf am wüthendsten war — auf dem Mauerbruch. Durch seine Dispositionen, durch seine und seiner Soldaten Tapferkeit, die er selbst disziplinirt hatte, wurden die Anfälle der Belagerer jedesmal standhaft und mit ungeheuerm Verluste derselben zurückgetrieben.

Darauf ließ man kaiserlicher Seits ein frisches Truppenkorps gegen den Mauerbruch vorrücken. Dabei befand sich auch das Regiment Prinz Ludwig von Baden, bei welchem der Major Olivier war. Dieser wackere Offizier, an der Spitze seiner Leute, naherte sich mitten durch das fürchterlichste Feuer des Platzes dem Hauptpunkte, um welchen das mörderische Gefecht galt. Jedermann erkannte im Hintergrunde bei den Türken den kommandirenden Pascha. Das Regiment Ludwig von Baden gab Feuer und schritt im Sturm-

schritt mit dem Bayonett gegen die Türken. Jedermann sah den kommandirenden Pascha durch einen Schuß gestürzt. Man sah den Major Olivier, den Degen in der Faust, nach der Gegend dringen, wo sein Freund gefallen war. Bald aber erblickten ihn die Seinigen selbst, von mehreren Schüssen getroffen, zu Boden stürzen, nicht weit vom Pascha. Die Türken, rasend um den Tod ihres geliebten Anführers, verzehnfachten ihre mörderische Thätigkeit. Aber alle Anstrengungen zur Vertheidigung des Mauerbruchs waren eitel. Die Christen drangen ein. Die Stadt Buda ward mit Sturm erobert, nachdem sie dritthalb Monate lang alle Schrecken und Leiden der heftigsten Belageruug ausgestanden hatte.

„Ainsi périrent par les armes l'un de l'autre ces amis vertueux et magnanimes,“ schreibt der im Eingang dieser Geschichte erwähnte Berichterstatter, „respectables par leur mérite personnel, sans le secours de la naissance.“

Der Feldweibel.

1.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Jung und Alt dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.

Bürgers Lenore.

Der Zweite in der Reihe von den preußischen Königen, Friedrich Wilhelm I, war von Potsdam nach Magdeburg gekommen, um im Vorbeigehen auch die neuen Schanzen, Bollwerke und Wälle zu besichtigen, deren Anlage er befohlen hatte. Als den Tag nach seiner Ankunft ruchbar ward, er werde, von der gesammten, glänzenden Feldherrnschaft begleitet, zu Pferde von der Neustadt in die Altstadt hereinkommen und den Zug durch die ganze Länge der Stadt zum Schlosse oder sogenannten Prinzenhause am Domplatze machen, war bald nach der Mittagsstunde Alles, ihn zu sehen, in Bewegung, was irgend Werkstätte, Laden, Schreibstube, Putzzimmer, Küche, Keller u. s. w. verlassen konnte. Denn einen König, und dazu noch ihren eigenen König, mit leiblichen Augen zu sehen oder wiederzusehen, war für die Magdeburger kein geringes Fest. Jeder bildete sich auf die Ehre nicht wenig ein, und ward noch Jahr und Tag nachher um einen Zoll größer, wenn er davon sprechen oder wohl gar Nebenumstände erzählen konnte, die er beim Anblick des Königs wahrgenommen; zum Beispiel, wie derselbe nachdenkend gewesen sei, oder mit wem er eben gesprochen, oder wie er ausgespuckt, oder wie er beim Grüßen den Hut angegriffen habe. Damals galt ein Monarch noch für ein Wesen höherer Natur, wie ein Erbstatthalter des ewigen Schicksals, wie eine Nationalgottheit in wirklicher Men-

schengestalt. Noch wagte Niemand, die Göttlichkeit eines gekrönten Hauptes zu bezweifeln, als etwa der Kammerdiener, Edelknabe, Leibhusar, Hofmedikus, oder wer sonst mit den menschlichen Schwachheiten der Potentaten in unmittelbare Berührung gerathen war.

Wie Bäche und Nebenflüsse ihre unruhigen Wellen in das weite Wogengebrause eines Hauptstroms ergießen, so spien jetzt die engen, zahlreichen Seitengassen ihre Bevölkerung, bald zu einzelnen Schwärmen, bald zu langen Zügen, in die belebte Hauptstraße der Stadt, der breite Weg genannt. Diese Straße, von unregelmäßiger Bauart und ungleicher Breite, mit alten und neuen, hohen und niedrigen Gebäuden und Kirchen besetzt, erstreckt sich in einigen Krümmungen über eine Viertelstunde lang von einem Thor zum andern. Ueberall sah man die Fenster in sämmtlichen Stockwerken mit neugierigen Zuschauern erfüllt, denen das Menschengewimmel drunten einen nicht minder ergötzlichen Anblick gewährte, als sie selber diesen hinwieder einen reichen Stoff zur Verwunderung oder zu scherzhaften Bemerkungen oder neugierigen Forschungen boten.

Je näher der Augenblick trat, da der König erscheinen sollte, je mehr verminderte sich das anfangs rege Durcheinanderirren der Menschenmenge. Das unförmliche Gewirre trennte sich zu beiden Seiten des breiten Weges, und das Vielbewegliche erstarrte zu einzelnen festen Volkshaufen, oder Gruppen, je nachdem man sich, durch Zufall mit Freunden oder Fremden zusammengestellt, auf einem vortheilhaften Platze befand.

In einem dieser Haufen, der sich Kopf über Kopf amphitheatralisch auf den liegenden und stehenden, behauenen und unbehauenen Sandsteinplatten, auf Gestellen, Brettergerüsten und bretternem Obdache der Steinmetzen vor der St. Katharinenkirche emporgeschichtet hatte, herrschte ganz besondere Lebhaftigkeit. Denn ein beträchtlicher Theil der lieben Schuljugend hatte sich hier der Anhöhen bemächtigt, und trieb da, zur erlaubten Gemüthsergötzung, ihr Kurzweil; stieß bald den Einen, bald den Andern, der sich sicher wähnte, vom Steingestell hinab in den dicken Volkshaufen, oder sie glitt in Masse, schreiend und prasselnd, von der schlüpfrigen Bretterdecke der Steinhütte zur Erde nieder, wie beim Thauwetter im Winter die Schneelagen eines schroffen Hausdaches.

„Alle Wetter!“ schrie im Haufen ein schnurrbärtiger Invalide, indem er den knotigen Krückenstock schwang, der zu seinem hölzernen

Bein die Stelle eines dritten oder Hilf-Fußes vertrat: „Führt die Teufelsbrut dahinten nicht ein Wesen, als stürzten uns die zwei schwarzen Thürme der Katharinenkirche über den Kopf zusammen? Haltet euch still, ihr Speckhusaren, oder ich hau' euch zusammen, daß die Stücke davon fliegen!“

Die Buben verlängerten alle voll edler Wißbegierde die Hälse, um den Schlund zu erblicken, aus welchem die furchtbare Stimme hervordonnerte. Einige hatten gute Lust, zu kichern und den ungebetenen Zuchtmeister zu necken, nach ihrer Weise; aber den meisten verging doch die Begierde beim Anblick des gewaltigen Knotenstocks und des erschrecklichen Bärengesichts. Das war ein Kopf, zwischen zwei breiten Schultern, der auch handfestere Gegner erschrecken konnte. Ein starkknochiges, braunes Gesicht, mit großer, spitzer Habichtsnase, wandte sich in drohendem Stolz bald rechts bald links. Ein grauschwarzer Schnurrbart hing über und seitwärts dem Munde, und zwei schwarze Augen blitzten fürchterlich hinter überhangenden eisgrauen Augenbraunen hervor, wie die stechenden Sonnenstrahlen zwischen pechfarbenen Gewitterwolken.

Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Kaum hatte der Invalide sein Schreckensantlitz wieder von der leichtfertigen Jugend weggewandt, um einem ihm wohlbekannten alten reichen Herrn zu winken, der von der Schrotdorfer Gasse daher über den breiten Weg mit feierlichen Schritten kam, hoben die Buben hinter ihm das Spiel von neuem an. Erst sangen einige der muthigsten unter ihnen das lustige Wort „Speckhusar“ mit leiser Stimme, dann mehrere, dann alle, und immer lauter, zuletzt recht taktrichtig mit kräftigstem Geschrei.

„Daß euch alle Donner, Wetter und Hagel in die Schelmenrachen fahren!“ brüllte plötzlich der Invalide, schnell umgeschwenkt mit emporfliegendem Knotenstabe. Und jählings stob die Schaar der Buben von Steinen, Gestellen und Brettern weit aus einander nach allen Weltgegenden, wie ein Schwarm Spatzen im Herbst, wenn ein Schuß unter sie fällt. Der Invalide fühlte aber einen leisen Druck auf seine Pelzkappe von hinten her. Es war der alte reiche Herr, der wegen seiner außerordentlichen Länge, wie die Tanne über dem Unterholze, zwischen allen zufälligen Nachbarn und Nachbarinnen hervorragte, und seinen Arm über die Köpfe der Umgebung zum Invaliden gestreckt hielt.

„Was machst du für Händel, Krabb?“ sagte der lange, reiche Herr: „Laß den Kindern ihre Lust; sie treiben's dir nur ärger.“

„Mordio!“ brummte der Invalide, und zog ehrerbietig grüßend die alte Pelzkappe: „Wenn man das Satansgeschmeiß nicht in Ordnung hält, könnte es sogar in Gegenwart von königlicher Majestät Unfug begehen und Schimpf und Schande über die gute Stadt Magdeburg bringen. Das ist kein Spaß, wenn man es mit großen Monarchen zu thun hat. Bleiben Sie nur da stehen, Herr Wilmson; Sie haben einen guten Platz da, den König zu sehen. Alle Wetter, die Ehre hat man nicht alle Tage.“

„Still, still!“ riefen andere Stimmen: „Der König ist gewiß schon beim Krökenthor. Seht, schon ein Husar! Das Volk entblößt schon dahinten die Köpfe. Hut ab! Hut ab!“

Der Invalide Krabb, der sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, zog die Pelzkappe ab, und Herr Wilmson neben ihm den feinen dreieckigen Hut, dessen Vorderspitze einen langen vorstehenden Schnabel bildete. Links und rechts entstand Todtenstille im Volke.

„Sehen Sie, Herr Wilmson,“ sagte der Invalide mit leiser Stimme, „wie prächtig! Ja, das ist der König, der Vorderste da mit dem großen Stern auf dem blauen Rocke und dem spanischen Rohr. Kreuz-Wetter, der kann Schläge austheilen! Ich hab's einmal bei Wollin gesehen. Der beste Korporal führt nicht solchen Stock.“

„Und wer ist der alte General, der neben dem König, doch etwas zurückbleibend, reitet?“ fragte Herr Wilmson: „Kennst du ihn, Krabb?“

„In drei Teufels Namen, ob ich ihn kenne? Mein Rücken erinnert sich noch am jüngsten Tage seiner, wie er mir — ich war kaum sechs Wochen beim Regiment — eins mit flacher Klinge über die Schulterblätter zog, weil mein Haarzopf nicht die ordonnanzmäßige Länge hatte. Das ist der alte Dessauer! Der ist hieb-, stich- und kugelfest. Sie hätten ihn sehen sollen, Anno vier, bei Höchstädt, wo wir den Marschall Tallard fingen und die Franzosen peitschten. Dreitausend Schock Millionen Granaten! Anfangs ging's uns etwas schief. Da ließ er seinen Dessauer Marsch aufspielen, und vorwärts ging's wieder, hinein in den dicksten Kugelregen. Still, jetzt kommen sie! Muckse Keiner!“

Es ward tiefe, ehrfurchtvolle Stille weit umher. Der König ritt langsam daher im Gespräch mit seinem berühmten General-

feldmarschall, dem Fürsten Leopold von Dessau; hinter ihnen die übrigen Generale und Offiziere. Plötzlich schien der König sein Pferd einen Augenblick anhalten zu wollen, indem er einen langen Blick auf den Herrn Wilmson warf, und zum Fürsten von Dessau sprach. Der König ritt weiter und sah sich noch einmal um. Der Fürst war zurückgeblieben, bis der Kommandant von Magdeburg in seine Nähe kam. Beide redeten zusammen wenige Worte, mit dem Gesichte nach der Seite gewandt, wo der Invalide und Wilmson standen. Dann ritt der Generalfeldmarschall in kurzem Trabe dem Könige nach.

Als sie kaum vorüber waren, sagte Herr Wilmson zum Invaliden: „Krabb, ich wette Zehn gegen Eins, der König kennt dich und deinen Stelzfuß noch, und der alte Dessauer dazu. Sie sprachen gewiß von dir. Hast du's nicht bemerkt? Das kann für dich ein glücklicher Tag werden!“

„Richtig, Herr Wilmson. Fast sind mir die Sinne geschwunden. Aber doch hätte ich schwören wollen, der König hätte mehr Sie, Herr Wilmson, als meine Wenigkeit in's Auge genommen. Der alte Dessauer aber, denk' ich, muß mich, mein Seel, noch kennen; denn ich war's, der bei Höchstädt einen baierischen Offizier niederstieß, der eine unserer Fahnen erobert hatte; ich reichte sie dem Fürsten, als er es sah, was ich gethan, und er riß sie mir aus der Faust, und hol' mich, straf mich! als er die Fahne auf dem Pferde hätte, Herr Wilmson . . .“

Jetzt erst bemerkte der Invalide, daß ihm, im Gedränge der dem königlichen Zuge nachschwärmenden Leute, Herr Wilmson von der Seite gekommen sei, und er seine Geschichte wildfremden Menschen erzählte, die neben ihm gingen. Er stieß einen derben Fluch aus, sah nach allen Richtungen umher, seinen Mann wieder zu finden. Weil er aber die Hoffnung aufgab, machte er rechtsum und steuerte stromaufwärts durch das Menschengewühl.

Hastig ergriff ihn ein schöner junger Mann, von hoher Gestalt, beim Arm. Es war der Sohn des Herrn Wilmson, der ihm entgegentrat und ebenfalls einen in der Menschenmenge Verlorenen zu suchen schien.

„Donner, Sie sind es, Fritz?“ rief der Alte: „Haben Sie den König gut gesehen? Bei uns hätten Sie sein sollen. Ich kann Ihnen eine ganze Teufelsgeschichte erzählen . . .“

„Ich habe nicht Zeit, Krabb, dich hier anzuhören!“ sagte der junge Wilmson: „Nur geschwind das Eine: begegnete dir nicht, erblicktest du nicht ein junges, schwarz gekleidetes Frauenzimmer, in tiefster Trauer?“

„Schatz,“ entgegnete der alte Schnurrbart, „wenn man den König und den alten Dessauer vor sich hat, fragt man den Kukuk nach jungen, traurigen Frauenzimmern. Kommen Sie, Fritzchen, ich muß Ihnen eine Teufelsgeschichte erzählen. Ihr Vater und ich gerathen darüber in Hader und Streit, verlassen Sie sich darauf. Es ist die Frage, ob des Königs Majestät ihn oder mich angesehen, ob der alte Dessauer von ihm oder von mir mit dem Herrn Kommandanten gesprochen hat? So wahr ich lebe, ich glaube bald selbst, daß es mir galt. Der König könnte bei meiner Uniform und meinem Stelzfuße nicht blind vorbeireiten, und der Feldmarschall weiß wohl, wie ich bei Stralsund um mein gutes Bein kam. Sehen Sie, ich hatte Beine, stark und voll, wie die Ihrigen, Fritz, . . .“ Dabei machte der Erzähler eine Bewegung, um auf die Füße des jungen Wilmson zu zeigen; bemerkte aber, daß dieser neben ihm verschwunden war, und die Leute, welche noch einzeln an ihm vorbeigingen, die Mienen zum Lachen verzogen, wenn sie ihn so laut mit sich reden hörten.

2.

Und frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen.

Bürgers Lenore.

Der junge Wilmson war in der That schon längst davongegangen, um die verlorene schöne Trauergestalt wieder zu finden, die ihm wichtiger als der König und der alte Dessauer geworden zu sein schien.

Er hatte nämlich anfangs unter den zahlreichen Zuschauern seinen Stand weiter aufwärts unfern dem sogenannten Krökenthor gehabt, wo er sich die Langeweile des Wartens damit vertrieb, die nächst umstehenden Personen zu mustern, in der Hoffnung, einen Bekannten zu entdecken. Als er dann auch hinter sich gesehen, erblickte er ein zartes, niedliches Mädchen, vom Haupte zu den Füßen trauerhaft in schwarzen Boy gekleidet, mit einem schwarzen, zurückgeschlagenen

Flor über dem Kopfe, die feine weiße Stirn zum Theil mit einer dicht anliegenden, gegen die Mitte zwischen beiden Augenbraunen zugespitzten Schneppe von schwarzem Krepp, nach damaliger Trauertracht, bedeckt.

Er trat sogleich seitwärts und verbeugte sich anmuthig gegen die junge Schönheit, der er bisher durch seine Stellung die Aussicht genommen hatte. Durch einen beredsamen Blick und ein Deuten seiner Hand lud er sie ein, seinen Platz zu nehmen. Sie verneigte sich still und ernst, trat einen kleinen Schritt vor, und er eben so bald gar höflich hinter sie. Nun erst wandte sie das Köpfchen nach ihm um, sah mit blauen, seelenvollen Augen zu ihm hin, stammelte eine kleine Entschuldigung und dankte ihm in einem sanften Lächeln, wie er es noch selten so wunderfreundlich in seinem Leben gesehen zu haben glaubte.

Der junge Mensch wünschte sich im Herzen Glück, einer so holdseligen Jungfrau den kleinen Dienst geleistet zu haben, der ihm nichts kostete. Denn er konnte bequem über sie hinweg sehen. Statt aber hinwegzusehen über das Köpfchen, betrachtete er von hinten erst die niedliche Form desselben; dann den feinen, hellen, etwas vorgebogenen Nacken, der durch das Finstere des Trauergewandes noch blendender war. Die Fülle und der Glanz des blonden Hauptharrs, in der Vernachtung des Kreppflors, entging ihm nicht. Wie gesponnenes, zartes Gold, kräuselten sich einige Löckchen in der Grube des Nackens, und einige längere schmiegten sich seitwärts an den weich- und schlankgerundeten Hals hinab. Dann maß sein Blick ungestört das schöne Verhältniß der beiden Achseln, die sich mild und anschwellend vom Halse allmäig abwärts senkten; dann den schmalen, etwas einwärts gebogenen Rücken und den schlanken Leib, welchen er gern glaubte mit seinen Händen umfassen zu können, wenn es erlaubt gewesen wäre.

Er betrachtete die Umrisse und Formen mit so großer Aufmerksamkeit, daß er, als Alles links und rechts rief: Hut ab! Hut ab! zwar den Hut abzog, ohne aber sich deutlich bewußt zu werden, warum? Vielmehr, da sich eben das Köpfchen in dem Augenblick mehr vorneigte, ward noch ein Zollbreit des schönen Nackens sichtbarer, der bisher hinter dem Mieder verborgen gewesen. Seine Augen waren wie geblendet. Er wußte selbst nicht, wie ihm beim Beschauen dieses schönen Mädchen-Nackens zu Muthe ward.

„Haben Sie ihn auch recht gesehen?“ fragte die Schöne, indem

sie sich zu ihm umwandte und mit einem kindlichen Unschuldslächeln zu ihm emporblickte.

Der junge Wilmson erschrack von Herzen, und ward feuerroth, denn er glaubte anfangs, sie rede von ihrem Nacken, und wollte sein etwas spotten. Aber das allgemein um ihn laut werdende Getöse erinnerte ihn daran, daß der König schon vorüber sei. Er ward noch einmal roth, und Verirrung zwar in seinen Geberden, aber Liebe noch in seinen Augen, sagte er: „Wenn Sie nur bequem gesehen haben!“

„Oh,“ rief sie, „es ist nicht das erste Mal, daß ich den König und die ganze königliche Familie sah. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre Gefälligkeit.“

Sie wollte sich mit einer Verneigung von ihm entfernen, als er bemerkte, das Gedränge und der Ungestüm des rohen Volkes werde zu heftig; sie würde seines Schutzes für den Augenblick bedürfen. Er bot ihr den Arm. Leise, wie eine Feder, legte sie den ihrigen auf denselben, nachdem sie zuvor ihr weißes Schnupftuch, worin etwas eingewickelt zu sein schien, in die rechte Hand genommen hatte. So gingen beide im wallenden Menschenstrome eine Zeit lang schweigend fort. Der junge Wilmson in stiller Seligkeit an der Seite des schönen Mädchens bildete sich fast ein, der gütige Himmel habe das ganze Fest ihm zu Ehren veranstaltet. Er drückte den Arm der kleinen Begleiterin sanft an sich, um ihn nur zu fühlen.

„Aber,“ sagte sie, „ich wohne weit von hier, unfern dem Sudenburger Thore. Ich darf Sie nicht bemühen.“

„Fürchten Sie nicht die Mühe, die Sie mir verursachen, denn ich fühle mich eben durch die Mühe für die Mühe belohnt. Doch ehr' ich Ihren Willen; sobald Sie meine Begleitung ablehnen möchten, und verlasse Sie. Ich will entbehren lernen. Man darf nicht immer glücklich sein. Sie sind's ja auch nicht.“

„Nein, gewiß nicht!“ flüsterte sie ernst. Dann wandte sie das kindlich helle Antlitz zu ihm, und sagte nach einer Weile mit dem gütigen Lächeln, das stets, so oft sie redete, in ihren Augen schwamm: „Doch habe ich die Ehre nicht, Sie zu kennen. Woher wissen Sie von mir und meinen Verhältnissen, und daß ich nicht glücklich bin?“

„Wenn mir Ihr Trauerkleid es nicht verrathen hätte, würde mir's doch Ihre ...“

„Ach, ich trage Leid um meine Mutter!“ seufzte sie, und mit

leiserer, zitternder Stimme, „um meine gute Mutter! Den Schmerz kennen Sie vielleicht nicht."

„Ich werde ihn nie kennen, denn die Mutter starb mir, ehe ich sie selbst kannte. Aber mit doppelter Inbrunst liebe ich dafür einen Vater ..."

„O, Sie sind glücklich! Schon als Kind verlor ich den Vater. Ich bin ein Waise und stehe recht allein unter'm Himmel."

Der schmerzliche Ton in diesen Worten klang in allen seinen Nerven wieder. Mag immerhin die Schönheit mit ihrer Siegesmacht das bewundernde Wohlgefallen fesseln, oder die geheime Kraft der Anmuth ein Herz voller Liebe entzünden: schneller wirkt der heilige Schmerz des Mitleidens und gewaltiger, als jene. Denn er zieht das wohlwollende Gemüth auch dem zu, was an sich nicht, als etwas Gefälliges, das Urtheil der Augen bestechen kann, und söhnet sogar mit dem Feinde aus. Der Jüngling fühlte in diesem Augenblick sein Wesen vom süßen Weh des Mitleids durchschauert. Wie gern hätte er ein tröstendes Wort gewagt; wie gern eine Frage mehr gethan, um die Lebensverhältnisse seiner liebenswürdigen Begleiterin besser durchblicken und eine helfende Hand bieten zu können! Aber seiner eilfertigen Gutmüthigkeit widersprach das Zartgefühl und die Furcht, durch Zudringlichkeit nur Wunden aufzureißen.

Indem er noch mit sich selber kämpfte, that das Mädchen neben ihm einen heftigen Schrei und ließ seinen Arm jählings fahren.

„O mein Gott!" rief die Erschrockene mit Thränen im starren Auge: „Nun ist mein Unglück vollendet!" Und sie warf bei den Worten ihre ängstlichen Blicke suchend umher und mühte sich vergebens, im drängenden Menschengewühl still zu stehen.

„Was ist Ihnen geschehen?" fragte der junge Wilmson hastig.

„Es hat mir Jemand im Gedränge das Schnupftuch aus der Hand gerissen, worin ein Pfeifenkopf gewickelt war."

Der Jüngling rief: „Gehen Sie langsam vorwärts. Ich finde Sie wieder. Ich eile dem Diebe nach." Er verließ sie mit diesen Worten und stürzte sich gegen die rechte Seite des Menschenzuges, mit dem Ellbogen durch die Haufen rudernd. Denn er hatte beim ersten Schrei des Mädchens einen Menschen wahrgenommen, der durch eine Lücke der wandernden Volksreihen mit großer Eil verschwunden war, einen zeisiggrünen Rock trug und an der Hutspange einen glänzenden Knopf.

Kaum war Wilmson auf der andern Seite des breiten Weges, wo die Menschenmassen lichter und durchsichtiger waren, entdeckte er wirklich den Zeisig in einiger Entfernung rückwärts, und erkannte in ihm um so sicherer den Räuber des Schnupftuches, weil dieser stillstehend dasselbe eben, nebst dem Inhalt, betrachtete; dann, als er, sich umsehend, Wilmson erblickte, spornstreichs davon lief und seitwärts in eine Nebengasse absprang. Wilmson setzte ihm auf den Fersen nach, und verfolgte ihn durch die ganze Länge der Seitengasse. Der Zeisig hatte einen guten Vorsprung; dennoch blieb er mit einem Male stehen, wandte sich und erwartete seinen Verfolger festen Fußes.

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie mir nach?“ fragte er, keuchend, nach Athem schnappend, als Wilmson herankam. — Wilmson hatte, sobald er sah, der Räuber erwartete ihn, langsamere Schritte genommen. Denn dieser Mensch schien nichts weniger, als räuberartiger Natur zu sein. Es war ein wohlgekleideter junger Mann, von feinem Ansehen. Doch trug er das weiße Schnupftuch in der Hand, welches er während der Flucht vergebens bemüht gewesen war, in die Tasche seines Kleides zu bringen. Man sah, das Tuch verhüllte etwas anderes, als sich selbst.

„Wahrhaftig,“ sagte Wilmson, „wenn Ihre Flucht und das Tuch Sie nicht verriethen, sollte man in Ihren Kleidern keinen Spitzbuben vermuthen.“ Mit diesen Worten riß er dem jungen Manne den Raub gewaltsam aus der Hand.

„Unverschämter Kerl!“ schrie dieser ihn wüthend an, und machte eine Bewegung, die erlittene Beschimpfung zu rächen. Wilmson aber versetzte eben so rasch seinem Gegner mit geballter Faust einen dermaßen kräftigen Schlag in's zornige Antlitz, daß dies sogleich vom Blut aus Mund und Nase gefärbt ward, und der Getroffene seitwärts taumelnd Haltung und Gleichgewicht verlor und zur Erde stürzte.

Ohne sich um den Gezüchtigten ferner zu bekümmern, eilte der Sieger mit seiner Beute wieder aus der Nebengasse zum breiten Wege zurück, wo die Schwärme der neugierigen Gaffer und Lustwandler sich schon in die Ferne, an der St. Katharinenkirche vorüber, gezogen hatten. Bald erreichte er sie, und durchkreuzte sie nach allen Richtungen, um die schöne Eigenthümerin des wiedereroberten Tuches zu erspähen. Während seiner Kreuzzüge war er auch gegen den alten

Krabb angerannt, der ihm von der verschwundenen Traurigen keine Kunde zu geben wußte. Er setzte seinen Lauf rastlos fort, musterte bald von der einen bald von der andern Seite die sich vorbewegenden Haufen, bald durchschnitt er sie in die Quer. Ueberall, wo er einen Bekannten fand, fragte er nach dem Mädchen in Trauer, ohne Kunde zu erhalten. So gelangte er, durch die ganze Länge der Stadt, bis zum Domplatze, wo der König mit seinem Gefolge vor dem Prinzenhause abstieg. Seine Angst und Ungeduld wuchs mit jeder verlornen Sekunde. Und hätten alle Majestäten des Erdballs einen Kongreß auf den Magdeburger Domplatze gehalten, er hätte sie so wenig, als einen Kongreß tanzender Mücken am Sommerabend, beachtet. Er durchlief den weiten Raum vor der großen Domkirche, und noch irrer liefen seine Blicke durch die Tausende der unter einander wandelnden Gestalten. Wie den nächtlichen Wanderer das Irrlicht im Walde, lockte ihn jeder schwarze Punkt zu einem andern Wege. Aber der Punkt verwandelte sich zuletzt immer bald in einen Rathsherrn, bald in ein Bauernweib, bald in einen ehrwürdigen Pastor, bald in die schwarze Schürze einer Dienstmagd.

Endlich zerfloß die vom geendeten Schauspiel gesättigte Menschenmenge, und der Domplatz ward in kurzer Zeit öde. Der junge Wilmson machte noch einmal den ganzen langen Weg vom Sudenburger- zum Krökenthor. Keine menschliche Gestalt, kein Fenster sogar, blieb unbeachtet von ihm. Die schöne Trauernde zeigte sich nicht, obwohl er, um ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Hause auf sich zu ziehen, ihr schneeweißes Tuch als Wahrzeichen in seiner Hand flattern ließ.

3.

Bei Falk und Fuchs ist nichts geheuer,
Gebrannte Kinder scheu'n das Feuer.

Aus einer Bilderfibel.

Erst, als er sich müde und hoffnungslos nach dem väterlichen Hause zurück begab, faltete er das Tuch aus einander, um den Inhalt zu betrachten, weniger aus Neugier, als mit dem Wunsch, eine Spur zu entdecken, die ihn zu der Eigenthümerin leiten könnte. Allein in einem der Zwickel des feinen Tuchs fand er nur die Buchstaben C. v. St. eingenäht, die ihm wenig sagten, und auf dem silbernen

Deckel eines neuen, ungewöhnlich großen, sehr kostbaren Meerschaum-pfeifenkopfs, der in das Tuch eingeschlagen war, las er die in einander zierlich verschlungenen Buchstaben J. P. v. G.

Seine Verlegenheit wegen dieses fremden Gutes ward um so größer, weil er am folgenden Tage Magdeburg auf geraume Zeit verlassen sollte, um die verwittwete Schwester seines Vaters nach der Schweiz zu begleiten, wo sie beträchtliche Güter hatte. Sie war nur nach Magdeburg gekommen, ihren Bruder im Leben noch einmal zu sehen, und hatte einige Monate bei ihm gewohnt, in der Hoffnung, sie werde ihn bereden, seine Handlungsgeschäfte aufzugeben und ihr in die Schweiz zu folgen; denn sie liebte ihn sehr.

Wie gewohnt, brachte man im Hause des Herrn Wilmson, bei schönem Sommerwetter, die letzten Stunden des Tages in einem Gärtchen am Hause zu, worin er zwischen den Blumenbeeten eine geschmackvolle Lusthütte hatte bauen lassen. Hierher begab sich Herr Wilmson nach dem Abendessen mit der Frau von Moos, seiner Schwester, und seinem Sohn Fritz. Bisher war nur von der bevorstehenden Reise gesprochen worden, und von dem Abschiedsschmause des folgenden Tages, zu welchem Herr Wilmson seine Freunde und deren Familien eingeladen hatte, in denen seine Schwester mit Liebe aufgenommen war.

Nun aber trat der alte Invalide Krabb, wie er Abends pflegte, in das Gärtchen, um seine Abendpfeife in freier Luft zu schmauchen. Er wohnte bei Herrn Wilmson, der ihn zu lebenslänglicher Verpflegung zu sich genommen. Denn Krabb hatte im schwedischen Kriege, nicht ohne die größte Lebensgefahr, den wichtigsten Theil von Wilmsons Vermögen gegen die Zuchtlosigkeit der Soldaten bei Swinemünde gerettet, nämlich große Niederlagen von fremden Weinen.

Krabb setzte das kurze Pfeifchen vom Munde ab, lüpfte grüßend die Pelzkappe und hob dann mit triumphirendem Tone an: „Sie thun mir in der Seele leid, Frau von Moos! Sie sind meiner Treu in Magdeburg gewesen, und haben den glorreichen König von Preußen nicht gesehen. Ja, Frau von Moos, mir ward, wie der König so prächtig daher ritt, und weit umher die ganze Welt vor der Majestät des Einzigen verstummte und sich beugte, mir ward so grauerlich und wunderlich, als käme der Herrgott selber daher. Gelt, Fritzchen, gelt, das war ein Anblick!“

Der junge Wilmson erröthete etwas verlegen, und wußte nicht,

was antworten; denn er konnte doch nicht sagen, daß ihn der schöne Nacken eines Mädchens hatte vergessen lassen, nach einem König zu schauen.

Frau von Moos dagegen, die selten Antwort schuldig blieb, erwiederte: „Laßt's Euch meinetwillen nicht leid sein, Krabb. Ich schätze nicht Pracht und Glanz und Herrlichkeit an den Großen dieser Erde, sondern nur wenn sie mit hoher Weisheit strenge Gerechtigkeit und jede Tugend ausüben.“

Krabb stand bei diesen Worten etwas verblüfft und sagte, so höflich er konnte: „Ja, das klingt nun wohl, wie wahr; aber wahrhaftig, ein König ist doch kein Mensch, wie unsereins, sondern . . .“

„Ein heiliger Engel?“ fiel Frau von Moos ein.

„Nicht doch, sondern ich wollte sagen, ein leibhafter und sichtbarer Statthalter Gottes auf Erden.“

„Das ist Lästerung! Gott ist allgegenwärtig, darum bedarf er nirgends eines Statthalters.“

„Aber er ist König von Gottes Gnaden!“

„Und Ihr seid eben so gewiß Invalide von Gottes Gnaden, der ohne Gottes Gnade bei des Königs Gnade verhungert sein würde, nachdem Ihr Euch in seinem Dienst zum Krüppel schießen ließet.“

Nun, wer weiß, Frau von Moos, ob's den König nicht reut, daß er mich so lange vergaß. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er seine gnädigen Blicke auf Herrn Wilmson oder auf meinen Stelzfuß warf. Lassen Sie sich die Teufelsgeschichte erzählen.“ — Und nun erzählte Krabb vom König, vom kugelfesten alten Dessauer und vom Kommandanten.

„Ist's wahr, Bruder, was der Alte da erzählt?“ fragte die Frau von Moos mit ängstlicher Stimme.

„Vollkommen!“ erwiederte Herr Wilmson. „Doch macht Krabb des Wesens zu viel daraus. Ich bin überzeugt, wir beschäftigten die Aufmerksamkeit des Monarchen sehr flüchtig. Die Sache ist ohne Bedeutung.“

„Gebe es der Himmel!“ rief die Frau von Moos: „Aber ohne Liebe für strenge Gerechtigkeit und Wahrheit und Tugend ist schon jede Bewegung des Mächtigen, der über Wohl und Wehe von Millionen entscheidet, bedeutsam; nicht selten ist schon manches unschuldige Leben, Eigenthum und Ehre geopfert worden, wie ich selbst

die schmerzlichste Erfahrung machen mußte; o, nur die Erinnerung daran erfüllt mich mit Schrecken.«

»Mühmchen,« sagte der junge Wilmson, »Sie urtheilen etwas zu strenge. Könige unserer Zeit sind keine Barbaren, wie vor Alters. Sie sind Christen und gebildet genug, um Zufriedenheit im Glück ihrer Unterthanen, wie Väter im Glück ihrer Kinder, zu finden.«

Frau von Moos lächelte schmerzlich: »Könige sind sie. Ich habe die Erfahrung, die blutige, gemacht! Ein Wink, und mein schuldloser Gatte ward hingeopfert! — Väter sollten, könnten sie sein! Aber ein Vater hat über sich das Gesetz Gottes, die bürgerliche Obrigkeit, und mehr als Alles, ihn binden die Bande der Natur an seine Kinder ... Fritz, in den Jahren, da du geboren wurdest, ließ ein König meinen unglücklichen Mann ergreifen, fortschleppen und im Kerker sterben, oder hinrichten. Und mein Mann war schuldlos. Der König selbst verhörte ihn, der König in Person verdammte ihn, und doch war dein Oheim schuldlos. Es war bloße Uebereilung, bloße Verwechselung der Namen und Personen, die das Unglück brachte. Man erfuhr den Irrthum zu spät, und der Statthalter göttlicher Gerechtigkeit und Allmacht konnte die erwürgte Unschuld nicht wieder in's Leben zurückrufen. Nun denn, und dieser König, der mir das Glück meines Lebens zernichtete, ist ein noch heut' viel bewunderter Held. Soll ich ihn preisen? O verzeiht es mir, wenn ich vor den Gewaltigen auf Erden zittere! Mag vielleicht mein gerechter Schmerz und Argwohn guten Fürsten Unrecht thun — verzeih' mir's Gott! Ich fürchte den, der ungebunden und gewaltig ist.«

»Mühmchen, Sie reden vom Schwedenkönig Karl dem Zwölften. Wir aber freuen uns des wackern Friedrich Wilhelm. Er mag seine Fehler haben, er mag ...«

»O mein Kind, es muß Niemand auf Erden ungebundenen Willen und ungebundene Macht haben, oder er besitze zugleich die göttliche Heiligkeit. Denke dir eine Gottheit mit Launen und Leidenschaften, und du hast ...«

»Alle Teufel!« schrie der Invalide: »Das wird mir fast kraus. Laßt mir meinen König in Ehren! Er meint's gut, immer gut, beleidigt kein Kind, und ist ein Soldat dazu, wie Keiner in der Welt. Haben Sie denn, Frau von Moos, in Ihrem Lande keinen Herrn?«

»Nein, außer Gott, keinen.«

»Das ist etwas kurios. Den haben wir hier bei uns auch. Aber

der Herrgott kommt doch bei Ihnen nicht in Person auf den Berg Sinai, wie vor Zeiten, und gibt Gesetze.«

»Nein, die Bürger vereinigen sich zu dem, was bei Ihnen gelten soll, und wählen Obrigkeiten, die darüber wachen, daß Alles darnach geht.«

»Zum Kukuk, das muß mir Hottentottenwirthschaft sein.«

»Keineswegs. Alles geht in der Ordnung.«

»Also starke Garnisonen, die das Volk in Zucht halten?«

»Gar keine Soldaten. Man schickt einen Weibel mit Mantel und Stab, und Alles gehorcht.«

»Wunderlich, aber mir gefällt's nicht. Ein Land ohne Soldaten ist wie eine Stadt ohne Häuser, wie ein Wald ohne Bäume. Das verstand unser König besser. Er jagte die hundert Kammerherren seines Vaters zum Henker und sparte sich den Bissen vom Munde ab, und füttert dafür jetzt eine Armee von fünfzigtausend Mann, die prächtigste auf Gottes weitem Erdboden. — Und wie nun geht's, Frau von Moos, mit Dero Erlaubniß, wenn der Krieg ausbricht, und die feindlichen Heerschaaren gegen ihr kurioses Land ziehen, mit Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Freiparthie, mit Schiffbrücken, Kanonen, Haubizen und Bombenkesseln? — Schickt man dann etwa dem Feind einen Weibel mit Mantel und Stab entgegen?«

»Guter Krabb, um Haus und Hof, Weib und Kind, Gut und Ehre zu beschützen, ist bei uns Alles Soldat, was Gewehr tragen kann, und schlägt tapferer drein, als der Miethling, wie Ihr das leicht begreifen mögt; kommen fünfzigtausend Feinde, rücken ihnen hunderttausend Landesvertheidiger entgegen. So macht man's dort.«

»Nun denn, meinethalben. Nichts für ungut. Die Leute bei Ihnen dort sind doch nur Halbwilde, merk' ich. Ich danke Gott, daß er mich zum preußischen Unterthan machte. Hier haben wir doch alle Sonntage Parade auf dem neuen Markt. Blitz und Wetter, hier ist Ordnung! Wir hier lachten uns die Seele aus dem Leibe, wenn ein Mantel und ein Stab und ein Weibel käme.«

Frau von Moos, ein wenig empfindlich, wollte eben entgegnen, und Herr Wilmson sein Wort dazwischen reden, um den kleinen Streit zu schlichten, als einer von den Dienstboten des Hauses die Gartenthür öffnete und einen Offizier hereintreten ließ.

Man stand bei dieser Erscheinung sogleich ehrerbietig auf; der Invalide mit seitwärts angezogenen Armen, steif, wie eine Draht-

puppe. Vater Wilmson trat dem Ankömmling, der vornehm und nachlässig mit dem Kopfe nickte, höflich und mit entblößtem Haupte entgegen.

„Sind Sie der Kaufmann Wilmson?“ fragte der Offizier.

— Zu Dero Befehl.

„Sie haben Kinder?“

— Einen Sohn, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen.

„Wie alt sind Sie?“

— Neunundfünfzig.

„Und der junge Bursche da?“

— Zwanzig oder einundzwanzig.

„Der Kommandant wünscht beide zu sprechen. Er befiehlt Ihnen, sich mit Ihrem Sohne morgen Vormittags, Schlag neun Uhr, im Kommandantenhause einzufinden.“

— Ich werde gehorchen. Darf ich fragen, aus welcher Ursache mich der Herr Kommandant . . .

„Weiß ich nicht, hat auch Keiner darnach zu fragen. Also gute Nacht; und Schlag neun Uhr Morgens!“

Damit entfernte sich der Offizier und ging pfeifend und trällernd durch den Garten davon; Vater Wilmson ihm mit entblößtem Haupte nach, das Geleit zu geben. Der Offizier beachtete es nicht und schlug die Gartenthür zu.

„Juchhe!“ rief Krabb entzückt, und schnalzte sich eins mit den Fingern beider Hände über dem Kopf: „Hab' ich's nicht gesagt? Der König sah sich nicht vergebens um und gab dem Fürsten von Dessau Ordre. Frohe Botschaft! Große Ehre!“

„Woraus vermuthet Ihr das? Ich fürchte, es stehen böse Dinge bevor!“ sagte Frau von Moos und setzte sich zitternd auf das Bänkchen nieder.

„Pah! böse Dinge! Der Offizier wäre dann doch nicht so ungemein höflich gewesen.“

„Höflich?“ rief Frau von Moos mit Unwillen: „Kann man einen gröbern Tölpel malen? Ließ meinen Bruder mit entblößtem Haupte im grauen Haare vor sich stehen, und rückte nicht einmal den Filz vom Kopfe, nicht einmal in Gegenwart eines Frauenzimmers.“

„Ei, Frau von Moos, einem Offizier liegt das Befehlshaberische in allen Gliedern. Das muß ihm wie angeschaffen sein. Aber er war sehr freundlich, sehr höflich, — solch ein Herr ist von Adel, müssen

Sie wissen! — und denken Sie doch, er sprach mit unserm Herrn Wilmson wie Seinesgleichen, nannte ihn sogar Sie! Denken Sie doch, einen Bürgerlichen nannte er Sie! Wetter, das hat doch etwas auf sich! Geben Sie Acht, das Alles rührt vom König her. Morgen kommt Glück und Ehre über dieses Haus. Sie dürfen morgen noch nicht abreisen!«

»Ach, lieber Bruder,« sagte Frau von Moos zum alten Herrn Wilmson, »ich wünschte, statt erst morgen Mittag vom heitern Abschiedsmahle hinweg zu reisen, schon heute davon zu gehen und dich mit mir zu nehmen. O Bruder, ist es dir möglich, fliehe mit mir, da es noch Zeit ist, diese Nacht noch. Es ist nicht gut in der Nähe des Löwen wehrlos leben!«

Herr Wilmson schüttelte lächelnd den Kopf und sagte beruhigend zu ihr: »Juliane, was auch der Kommandant oder der König von mir wolle, es wird nichts Ehrloses und nichts Ungerechtes sein. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wäre ich schuldig, oder nur verdächtig, so würde mir keine Einladung zum Kommandanten geworden sein, sondern ich wäre verhaftet worden. Ich glaube aber auch nicht an die Ehre und das Glück, welches Krabb meinem Hause weissagt. Ich bin mir keiner besondern Verdienste bewußt, die ich um den Staat hätte, und wohl noch weniger hat sie Fritz. Das Außerordentliche, was die Zukunft für uns hat, bringt sie uns immer unvermuthet; aber was wir im Voraus von ihr fürchten oder hoffen, ist nie so groß, als wir erwarteten.«

»Gebe Gott,« seufzte Frau von Moos, »daß du nicht das Unvermuthete empfängst. Ich fürchte mich nicht vor den Menschen, aber vor denen, die weniger als Menschen sind, oder mehr als Menschen sein wollen.«

Vater Wilmson strich der Schwester lächelnd mit der Hand über das Gesicht. »Weg mit den Sorgen!« sagte er: »Du bist noch immer, wie vor zwanzig Jahren, die kummervolle Juliane! Laßt uns in's Haus treten, es wird kühl. Wir nehmen noch ein Schlaftränkchen. Fritz, fort in den Keller; eine Flasche Malvasier!«

4.

Als er das hörte, rief er aus
Mit bitterlichen Zähren:
Mein Beispiel soll die ganze Welt
Bedacht und Klugheit lehren.

Alte Ballade von Eschenburg.

Des andern Morgens war Alles im Wilmson'schen Hause früh in Bewegung, um die Vorbereitungen zum Abschiedsfeste zu machen, welches Herr Wilmson seiner Schwester gab. Dieser Ehrenmann, sonst schlicht und recht in allen Dingen, pflegte in seiner Haushaltung Sparsamkeit zu üben, welche fast an Knauserei grenzte. Aber bei außerordentlichen Anlässen wußte er seines Aufwandes fast kein Maß und Ziel. Da wurden die köstlichsten Leckerbissen um jeden Preis herbeigeschafft; die theuersten Weine sollten in Strömen fließen; die stets geschlossenen Prachtzimmer seines Hauses wurden geöffnet, und statt des blinden Zinns auf den Tischen glänzten silberne Teller und Schüsseln, und den Boden bedeckten morgenländische Teppiche. Bei fünfzig Personen seiner Bekanntschaft waren heute zum Abschiedsschmause eingeladen. Zwei Musikchöre sollten abwechselnd in entfernten Nebenzimmern, während des Gastmahls, das Ohr der Gäste ergötzen. Ringsum an den Wänden prangten und dufteten in geschmackvollen Porzellanvasen malerisch geordnete Blumen. Er selbst ging von Zimmer zu Zimmer umher, nachzuschauen, ob sein Wille gehörig vollzogen werde. Es war ihm nichts zu prächtig, nichts zu theuer. Während des Essens sollten sich seine Schwester und sein Fritz still entfernen und verschwinden, ohne Lebewohl. So wollte er's. „Denn großem Schmerz," sagte er, „hilft große Zerstreuung am besten ab. Das Gemüth wird im Gleichgewicht erhalten. Ich kenne mich, ich bin zu weich; darum thu' ich Fürsorge. Ich halte es mit Till Eulenspiegel: ernsten Sinn, wenn Alles glückt, leichten Sinn, wenn's übel geht."

Als Frau von Moos bei ihm erschien zum Frühstück, konnte sie sich nicht erwehren, ihm weinend um den Hals zu fallen. „Bruder, ich jammere nicht wegen unserer Trennung," sagte sie, „aber die Einladung zum Kommandanten, — glaube mir's, es steht dir und uns Allen Unheil bevor."

Er lachte.

„Ich hatte einen fürchterlichen Traum diese Nacht. Ich sah

meinen verstorbenen Mann. Ich wunderte mich, ihn noch lebend zu sehen. Man stirbt nicht, sagte er, wenn man von der Erde geht. Bis du zu mir kommst, besuch' ich dich zuweilen, wie ich schon oft gethan habe. Jetzt begleite mich in meine Wohnung. — Wo wohnst du? fragte ich. Er zeigte auf eine uralte Kirche. Wir traten hinein. Wir gingen mit schallenden Schritten durch ein Todtengewölbe. Links und rechts Reihen von Särgen. Er legte sich in einen leeren Sarg. Der dort, sagte er, und zeigte auf einen andern leeren, ist für dich, wenn du kommst. Die dort schlafen gut! fuhr er fort und zeigte zu seiner Rechten. Ich blickte hin und erblickte dich, Anton in dem einen, und Fritz in dem andern Sarg. Mich überlief ein Schauer. — Hättest du sie nur gewarnt, sie wären noch nicht hier! sagte mein Mann. — Ich habe sie ja gewarnt! sagte ich, und Thränen verdunkelten meinen Blick, so daß ich die Särge nicht sah, sondern es floß ein milchweißer Glanz darüber. Und Alles lösete sich in dem Schimmer auf, der von oben her aus unendlichen Fernen strahlte; und ich fühlte mich in einer wunderbaren Lust selbst nicht mehr, denn ich ruhte und schwebte selber wie ein Glanz im Glanze. Das kommt daher, sagte, doch nicht mit menschlicher Stimme, ein heller Strahl, der mich durchdrang — aber es war das Wesen meines Gatten — das kommt daher, weil du bei mir bist. Und dein gewesener Bruder Anton und sein gewesener Sohn Fritz sind auch da. — Wie, rief ich, Alles gestorben? — Darüber erwachte ich; aber ich hörte mich wachend noch das Wort g e s t o r b e n rufen, und es war finster um mich, und es hallte meine Stimme von den Wänden zurück, daß es mich mit Entsetzen durchschauerte. Indem schlug die Thurmuhr der St. Johanniskirche Mitternacht. Ich lag im kalten Angstschweiße. Erst gegen Morgen entschlummerte ich.«

Herr Wilmson sagte: »So geht's, wenn man wohlgemeinten Rath verachtet. Warnte ich dich nicht gestern Abend, nichts von den Neunaugen zu essen? Sie machen mir jedesmal Unverdaulichkeit und unruhigen Schlaf. Und dergleichen Träume können einem ganzen Tage die widerlichste Farbe geben.«

Da brachte Fritz einen Brief, den eine fremde Dienstmagd ihm für seinen Vater gegeben. Herr Wilmson öffnete und fand keine Unterschrift, sondern nur die wenigen Zeilen: »Ein guter Freund ermahnt Herrn Wilmson, nach Empfang dieses in's Bett zu gehen, und für einige Tage todtkrank zu werden oder zu scheinen. Erwähn-

ter guter Freund weiß aus sicherm Munde, daß Herr Wilmson dem Könige allzugut gefallen hat. Sapienti sat.«

Anfangs stutzte Herr Wilmson beim Lesen dieser räthselhaften Zeilen; die Handschrift war ihm unbekannt. Dann sah er lächelnd, mit argwöhnischer Schalkheit, seine Schwester an, zerdrückte das Papier in seiner Hand und steckte es ein.

Nun erzählte Fritz von seinem gestrigen Abenteuer, von der Schönen im Tauerkleide, ihrem geraubten Schnupftuche und Meerschaumkopf und dem Zeisig mit dem glänzenden Hutknopfe. Herrn Wilmson war das Geschichtchen willkommen. Es diente zur Zerstreuung seiner Schwester, die das Tuch und den Meerschaumkopf auf allen Seiten betrachtete und Namen und Stand der beraubten Schönen entziffern wollte. Ihre weibliche Neugier war um so mehr gereizt, da Fritz mit einer seltenen Begeisterung, die ihm, wenn er von Frauenzimmern sprach, nicht eigen war, über die Liebenswürdigkeit der unbekannten Blondine sprach.

»Ich hab' es nicht für möglich gehalten,« rief er, »daß so wunderbarer Reiz, wie wir ihn nur überirdischen Wesen in unserer Einbildungskraft verleihen, in menschlicher Gestalt wirklich erscheinen könne. Ihr Gehen war Schweben; ihr Bewegen unaussprechliches Einschmeicheln, ich möchte sagen, Musik für Augen; ihre Stimme nicht Ton, den das Ohr vernimmt, sondern Klang, der durch unser Inneres, wie aus Träumen, zittert; ihr Antlitz das Antlitz eines kindlichen, in Andacht und Entzücken schwebenden Seraphs; ihr Blick ein gütiges, demüthiges Lächeln voll überirdischen Lichtes.«

»Mit einem Wort,« unterbrach ihn Vater Wilmson lachend, »ein himmlisches Luftbild von Sonnengold und Abendroth.«

»Fast hätt' ich's glauben mögen!« antwortete Fritz ganz ernsthaft: »Denn sehen Sie, in ihrem Gesichte war eine gewisse Klarheit, ein gewisses Durchsichtiges, ein... es läßt sich nicht mit Worten deuten, nicht mit Farben wiederspiegeln. Ich werde dieses Gesicht, diese Gestalt, diesen Zauber, so lange ich ein Gedächtniß habe, nie vergessen.«

Frau von Moos, die schon ein Plänchen für Fritz entworfen hatte — auf ihrem Landgut am Bodensee wohnte eine Verwandtin ihres verstorbenen Mannes, ein junges Mädchen, das ihr lieb wär, — machte sauersüße Miene und sagte: »Fritz, deine künftige Frau wird auf keinen Fall mit deinem Gedächtnisse zufrieden sein.«

„Ist dein Seraph nicht schon wieder in den Wolkenhimmel zurück,“ sagte der Vater, „so muß er dir und mir noch einmal erscheinen. Ich lasse Tuch und Meerschaumpfeifenkopf ausrufen, austrommeln, in die Zeitungen setzen, in die Berliner, in die Hamburger; lasse Zettel an die Straßenecken kleben, sogar an die Kirchenthüren.“

Unter diesen Gesprächen, die mannigfaltig wechselten und von Zeit zu Zeit durch das Gesinde unterbrochen wurden, welches mit Fragen wegen der Anordnungen zum Feste kam, ward es neun Uhr. Herr Wilmson und sein Sohn machten sich auf, um vor dem Gastmahle dem Kommandanten den verlangten Besuch abzustatten. Sie gingen schweigend neben einander durch die Straßen, jeder eigenen Gedanken nachhängend. Derselbe Offizier, welcher gestern den Befehl überbracht hatte, stand vor der Thür des Kommandantenhauses. Er führte die Ankömmlinge eine breite Treppe hinauf in einen geräumigen und prachtvollen Saal. Vor der Saalpforte standen zwei Grenadiere mit zugespitzten Mützen und schwarzgewichstem Knebelbart. Im Saale gingen Offiziere von verschiedenen Regimentern auf und ab, ohne die Hereintretenden, welche sich schüchtern und ehrfurchtsvoll verneigten, eines Blickes zu würdigen.

Nach einer Weile trat aus entgegengesetzter Thür ein Gardeoffizier und rief in den Saal hinein: „Ob der Kaufmann da ist, und sein Sohn?“ — Herr Wilmson und Fritz stellten sich dem Rufenden sogleich dar. „Nur mir nach!“ rief der Gardeoffizier, und sie folgten ihm in ein anstoßendes kleines Zimmer. „Hier wartet, bis Ihr gerufen werdet!“ sagte er, entfernte sich durch eine andere Thür, kam nach einer Minute zurück und rief: Er da, der Alte, geht zuerst hinein. Der Junge wartet noch.“ Damit führte er Herrn Wilmson in das Zimmer, wo er ihn vermuthlich erst gemeldet hatte.

Fritz vergaß in diesem Augenblicke seiner schönen Unbekannten, und hing neugierigen Fragen nach, warum er mit seinem Vater hierher beschieden sei. Ein Kammerdiener oder dergleichen, dessen Rocknähte und Rocktaschen alle mit breiten Goldtressen bedeckt waren, daß man zwischen der Tressenmenge kaum das Tuch des Kleides erblickte, stand mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am Fenster. Als sich dieser nach einer Weile gähnend umdrehte, fuhr er zurück und murmelte durch die Zähne: „Ei verteufelt! Ist Er's?“

Der junge Wilmson war nicht minder betroffen. Denn er er-

blickte in dem Murmelnden den wohlbekannten Zeisig von gestern, dessen dickgeschwollene Nase noch ein untrügliches Denkmal von Fritzens zu Tage gelegter Manneskraft geblieben. Der Zeisig maß ihn mit giftigen und stolzen Blicken vom Wirbel bis zur Sohle, trat endlich vor ihn, stierte ihm fest in die Augen und sagte halbleise zwischen den Zähnen: „Ist Er nicht der Schlingel, der sich gestern unterstand . . .“

Fritz trat zurück mit funkelndem Blicke und sagte: „Herr, ich bitte, keine Pöbelhaftigkeit, oder ich färbe Sie noch einmal roth, trotz dem Tressenrock!“

Der Zeisig zog sich ein wenig zurück und lächelte ihn höhnisch an. Der junge Wilmson wandte ihm den Rücken und ging zum Fenster. In dem Augenblick fuhr ein Reisewagen durch, auf der Straße unten; mehrere Frauenzimmer saßen darin beisammen. Eins derselben sah mit dem Gesicht gegen das Haus herauf. O Himmel, es war die Schöne in der Trauer! — Fritz riß hastig das Fenster auf, ihr nachzusehen. Sie lehnte sich aus dem Kutschenschlag, und schien unverwandt nach ihm zu blicken, bis der Wagen um eine Ecke bog. „Himmel!“ seufzte Fritz: „Sie ist's! Und ich muß hier sein!“ — Rasch zu seinem Feinde gewandt sagte er: „Eben fährt die junge Dame fort!“

„Welche Dame?“ murrte der Kammerdiener.

„Die Sie gestern beraubten im Gedränge.“

„Einfaltspinsel, ich berauben? Einen Scherz trieb ich, und nichts weiter. Sie kennt mich wohl. Aber der Pfeifenkopf . . . .“

Fritz trat einen Schritt näher, vergaß allen Zorn und faßte ihn bei der Hand: „Wie, mein Herr, also Sie kennen sie?“

„Allerdings. Aber bleib Er mir vom Leibe und thue Er nicht so gemein mit mir. Und der Pfeifenkopf?“

Der junge Wilmson hätte jetzt um Alles in der Welt gern Frieden und Freundschaft mit seinem Gegner geschlossen. Er war im Begriff, das unglückliche Mißverständniß von gestern zu bereuen und wegen des Handels um Verzeihung zu bitten. Da ging die Thür auf, und sein Vater kam zurück.

„Ich will nicht auf dich warten,“ flüsterte Wilmson seinem Sohne im Vorbeigehen zu, „ich bin zu Hause nöthig. Komm mir bald nach, sobald du abgefertigt bist.“

„Warum sind wir vorberufen?“ fragte Fritz.

„Still, Fritz, der König selbst ist im Zimmer!“ erwiederte Herr Wilmson: „Ich weiß noch nicht, was ich eigentlich hier sollte. Der König that gleichgültige Fragen nach meinem Alter, nach meinen Vermögensumständen, nach dir, und ob du geschickt seiest. Dann ließ er mich wieder gehen und versicherte sehr gnädig, er werde für dich gut sorgen, wenn du ihm gefallest. Betrage dich muthig und anständig. Der König ist bei guter Laune. Nimm aber keine Anerbietungen an, wie vortheilhaft sie auch sein mögen, falls dir dergleichen gemacht werden. Erbitte Bedenkzeit. Wir wollen Rücksprache mit einander halten. Lebe wohl indessen!“

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Wilmson. Fritz, wie hochwichtig ihm zu jeder andern Zeit gewesen sein würde, in die Nähe eines Monarchen zu treten, empfand jetzt weder Neugier, noch Furcht, noch Anwandlungen von Ehrgeiz. Alle seine Gedanken waren von der Erklärung des hochmüthig-groben Kammerdieners verschlungen, daß er die trauernde Unbekannte wohl kenne. Ja, dieser Mensch, der zu jeder andern Zeit kaum seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hätte, und den er wegen seiner beleidigenden Frechheit wohl abermals ohne Umstände zur Rechenschaft gezwungen haben würde, verwandelte sich durch jene Erklärung für ihn in einen Mann von Würde, von Bedeutsamkeit; und ein Abglanz von der Herrlichkeit der Unbekannten schien ihn zu umstrahlen.

Er war im Begriff, sich noch einmal dem Kammerdiener zu nähern, als die Thür geöffnet ward. Der Gardeoffizier trat unter derselben vor und winkte dem jungen Wilmson schweigend mit dem Finger.

Der Jüngling trat hinein und verbeugte sich mit tiefster Ehrfurcht nach allen Seiten, ob er gleich Niemanden recht deutlich vor sich sah. Es war alles Wolke und Nebel. Nicht seine Furchtsamkeit vor der Anwesenheit des Monarchen, nicht der Glanz von dessen Majestät hinderte ihn am Sehen, sondern ungeheurer Tabacksdampf. Das kleine Gemach war mit Generalen angefüllt, die insgesammt ihr Pfeifchen rauchten. Alle standen schweigend umher mit entblößtem Haupte, nur einer derselben saß, den Hut auf dem Kopfe, an einem Tischchen. Der junge Wilmson erkannte in ihm, als vor dem Gesichte desselben eine blauliche Wolke zerrann, den König.

Dieser betrachtete eine Weile den Jüngling mit sichtbaren Zeichen des Wohlgefallens, nickte dann einem der Zunächststehenden zu und

sagte: „Nicht mehr als einundzwanzig? Der ist noch nicht fertig. Er hat wohl noch vier Jahre vor sich. Aus dem Burschen gibt's etwas Rechtes, vielleicht noch einen Flügelmann der Leibkompagnie.“

Dann wandte er sich an den Jüngling: „Sage mir, Bursch, was hättest du Lust zu werden?“

— Mein Vater bestimmt mich zum Nachfolger in seiner Handlung; meine Neigung sind, neben der Landwirthschaft, die Wissenschaften.

„Wissenschaften? Was verstehst du darunter? Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Chaldäisch?“

— Ich lese die alten Griechen und Römer gern, habe dabei Geschichte und Mathematik getrieben, und liebe auch die französische und italienische Literatur.

„Pfui Teufel! Aus dir muß es keinen Federfuchs geben. Fort damit! Daß du gut schreiben, lesen und rechnen kannst, freut mich. Ich will dich avanciren.“

— Ihre Majestät wollen geruhen . . .

„Ich nehme dich unter meine Garde nach Potsdam. Verstehst du? Soldat mußt du werden, wenn aus dir ein ganzer Kerl werden soll. Du wirst nicht der Kleinste bleiben, hast vollkommen den Ansatz von sechs Schuh und darüber.“

— Ihre Majestät . . .

„Wenn du dich rechtschaffen aufführst, sollst du nicht sechs Wochen lang Gemeiner bleiben. Ich brauche in meiner Garde geschickte Leute. Hast du eine Braut?“

— Ihre Majestät! . . . stammelte Wilmson, und ward feuerroth.

„Seht mir doch, der Milchbart wird da krebsroth! Nun, hat nichts zu sagen. Ohne meine Spezialerlaubniß darfst du keine Frau nehmen; ich will dir schon ein Mädchen geben. Also wir sind mit einander im Reinen. Hast du den Soldatenstand lieb?“

— Nein, Ihre Majestät, ich will frei bleiben.

„Schock Millionen Teufel, was unterstehst du dich?“

— Ich habe nicht die Ehre, einer Ihrer gebornen Unterthanen zu sein.

„Einerlei!“

— Ich bin Bürger in den vereinigten Niederlanden.

„Gleichviel.“

— Ich werde in mein Vaterland zurückgehen.

„Das wirst du unterwegs lassen.“

— Ich rufe den Schutz meiner hochmögenden Herren der Generalstaaten an.

„Halt's Maul, oder ich lasse dir, statt des Handgeldes, zwanzig aus dem ff aufzählen.“

— Die Gerechtigkeitsliebe Ihrer Majestät wird nicht gestatten, daß man einen freien Mann wider seinen Willen ...

„Du kennst jetzt meinen Willen, und ich will keine freie, sondern treue Leute. Darnach hast du dich zu richten. Fort, nach Potsdam. Man soll dir gutes Handgeld geben.“

— Erlauben Ihre Majestät allergnädigst, ich begehre kein Handgeld, ich werde keines annehmen. Ich habe einen Vater, er ist mehr als vermögend, er ist reich. Er wird sich zu jeder Summe verstehen, mich loszukaufen, wenn ..

„Ich verlange kein Geld. Du bist Soldat; damit holla!“

— Ich verwahre feierlich meine Rechte als Mensch gegen jede Gewaltthat. Ich werde lieber sterben, als Fahneneid schwören.

„Himmel=Tausend=Sapperment!“ schrie der König, sprang auf und schwang den Stock gegen den jungen Wilmson. Dieser, stolz und bescheiden, sah den Monarchen mit einem festen Blicke an, ohne die geringste Furcht blicken zu lassen.

Der König ließ den Stock wieder langsam sinken, warf einen zornigen Blick auf den Jüngling, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Du nicht den Fahneneid schwören, Wurm du? Du hast keine Wahl mehr, merke dir's, als zwischen der Garde oder dem Galgen.“

— Ihre Majestät, ich wähle lieber den letzten! sagte Wilmson ruhig.

Der König hob wieder im Zorn den Stock, wandte sich dann aber rasch um und sagte zum Kommandanten: „Laß Er mir den verdammten Schurken da auf der Stelle in die Kaserne bringen, oder in die Wacht. Morgen geht er mit dem übrigen Transport ab. Und macht der Kerl die geringsten Umstände, so lasse Er ihn krumm schließen, oder in den Bock spannen. Marsch!“ — Der König wies mit Hand und Stock gegen die Thür. Der Kommandant faßte den jungen Wilmson hart beim Arm und stieß ihn zum Zimmer hinaus, wo der Zeisig hämisch lachend das Gesicht verzog, als er seinen verhaßten Ueberwinder stolpernd aus des Königs Zimmer hervorschießen sah.

Angekommen im Saale übergab der Kommandant den trotzigen Rekruten an zwei Offiziere, ihn sogleich zum Depot zu führen, mit Befehl, ihn auf der Stelle krumm zu schließen, bei Wasser und Brod, sobald er sich im mindesten ungeberdig anstelle.

„Ihre Exzellenz,“ sagte Wilmson, „wollen mir doch wenigstens erlauben, daß ich meinen Vater noch einmal sehe und von ihm Abschied nehme.

„Wozu das? Ist ganz unnöthig.“

„Aber ich flehe darum, als die einzige Gnade, die Sie oder Seine Majestät mir noch erweisen können.“

Der Kommandant schwieg einen Augenblick unentschlossen, ging dann in das Zimmer zurück, von woher er gekommen war, und kehrte nach einer Weile mit den Worten zurück: „Man wird's deinem Vater melden, wenn er dich noch sprechen will. Du gehst jetzt zum Depot.“

„Aber Ihre Exzellenz wollen gestatten, daß ich mich in meine Wohnung begebe; denn ich bin durchaus nicht in Kleidern, die zur Reise geeignet sind.“

„Packe dich zum Depot!“ rief der Kommandant unwillig: „Das Andere mache mit deinem Vater ab! Ich schicke zu ihm.“

Der Kommandant verließ ihn. Die Offiziere nahmen den Garderekruten zwischen sich und führten ihn ab. Auf der Straße folgte ihnen ein Korporal mit kurzem spanischem Rohr.

5.

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh.
Volkslied.

Der Jüngling, welcher durch einen einzigen Machtspruch Vater und Vaterhaus, Beruf, alle bisherigen angenehmen Verhältnisse, alle frohen Aussichten in die Zukunft verloren hatte, um nun Zeitlebens unter den Hefen des Volks zu dienen, ging zwischen seinen Wächtern in finsterer Wuth durch die Gassen der Stadt.

„Sei Er nicht so verzweifelt und traurig!“ sagte einer von den ihn begleitenden Offizieren, der Mitleiden für den schönen jungen Mann zu fühlen schien.

„Ich bin nichts weniger als traurig!“ antwortete Wilmson kurz, und knirschte mit den Zähnen.

„So ist's recht. Kein Soldat hat es besser, als in der Garde. Es wird ihm in Potsdam schon gefallen; nur Geduld! Sei er lustig und guter Dinge.“

„Wenn man Alles, Alles, Alles, was Gegenwart und Zukunft boten, zerschmettert sieht!“

„Denk' Er, ein Erdbeben habe Ihm das verschlungen.“

„Dann wäre ich traurig.“

„Warum dann?“

„Wer kann wider blinde Naturnothwendigkeit? Aber daß man mich aus meinem Hause, aus den Armen meines Vaters wegreißen, zum Sklaven machen darf — — Himmel und Hölle! das ist . . .“

Der Offizier verstand ihn nicht.

Angekommen im Wachthause, ward der Rekrut dem dortigen Offizier übergeben und zu andern jungen Burschen geführt, die in einer schwarz geräucherten Stube an langen hölzernen Tischen saßen, Bier tranken, aßen, sangen und stinkenden Taback schmauchten. Sie wollten den Neuankommenden in ihren lustigen Kreis ziehen. Er warf sich schweigend, mit verschränkten Armen in einen Winkelsitz. Sie tranken ihm zu. Er wies sie zurück. Sie machten sich über das arme Muttersöhnchen lustig, wie sie ihn nannten. Er antwortete nicht. Er brütete über Plane der Rache von fürchterlicher Art. Seines entehrten, zertretenen Lebens achtete er nicht mehr. Er beschloß zu sterben und den Tod zu suchen, um der Welt das Beispiel zu geben, daß Macht und Gewalt nichts über den Willen des Entschlossenen vermögen, der nicht in Fesseln der Sklaverei leben mag.

Die lärmende Gesellschaft um ihn her war eben hinausgegangen frische Luft zu schöpfen, als sich die Thür öffnete. Der wachthabende Offizier und Herr Wilmson traten ein. Als Fritz seinen Vater erblickte, sprang er auf, warf sich an dessen Brust und schluchzte so laut, so heftig, daß es selbst den Offizier zu rühren schien. Dieser mochte nicht länger Augenzeuge des Abschiedes sein, und entfernte sich schnell.

Herr Wilmson sprach kein Wort. Er ließ den Schmerz seines Sohnes austoben. Erst als sich dieser erschöpft auf eine der hölzernen Bänke niedersetzte, trat Herr Wilmson zu ihm und sagte, indem er Fritzens Hand nahm: „Du weinst, wie ein Knabe. Ich erwartete in

dir einen Mann zu sehen, der jedes Schicksal tragen könne. Was ist's denn mehr? Du bist Gefangener, bist Soldat. Aber bleib' nur in dir stark und frei und gerecht, dann ist nichts verloren. Sei ruhig! Es ist noch nicht Alles verloren, wenn du dich nicht selbst aufgibst.«

— Wie, Sie haben noch Hoffnung, mich frei zu sehen?

»Allerdings.«

— Sie können mich wieder loskaufen? — rief Fritz, trocknete die Augen und sprang freudig auf.

»Nein. Ich habe das Aeußerste für dich versucht. Man hat mich abgewiesen. Der König besteht darauf, dich in der Garde zu haben. — Nun denn, du gehst also nach Potsdam. Du ergibst dich in dein Schicksal.«

— Und das können Sie, lieber Vater, so kalt aussprechen?

»Du ergibst dich in dein Schicksal. Ich werde dir Reisekleider senden. Hier hast du Geld, wenn du dessen bedarfst. Du gehst nach Potsdam; du unterwirfst dich Allem, was dir geboten wird; du sollst dir Jedermanns Vertrauen erwerben. Ich verlange das von dir.«

— Ich laufe davon, und steht gleich Galgenstrafe darauf.

»Nimmermehr! Du bleibst, bis ich dich rufe. Deine Unbesonnenheit würde dich und mich verderben. Wir haben hier kein schützendes Gesetz. Wage es nicht, Argwohn oder Zorn zu erwecken; erst dann würden wir verloren sein. Ich will sorgen. Ueberlaß Gott und mir Alles. Ich werde dich retten. Nur du übereile nichts.«

— Und wie lange muß ich Sklavendienste thun?

»Bis ich selbst frei bin, bis mein Vermögen in Papier verwandelt und außer Landes ist. Dann wollen wir handeln. Sei ohne Kummer. Gehe deinem Verhängnisse heiter entgegen.«

— Aber soll ich den Eid der Treue schwören?

»Kannst du den Zwang hindern? Gezwungener Vertrag ist kein Vertrag. Gott und Vernunft sagen dich vom erpreßten Eide los. Sollten solche Eide wider die ewigen Rechte gelten, so könnte man uns auch schwören lassen, vernunftlose Thiere zu werden.

— Ich gehorche, Vater.

»Du thust wohl daran. Wer nichts zu bereuen hat, hat an nichts zu verzweifeln. Der König wollte mir heute ein festliches Gastmahl vereiteln; mehr ist's nicht. Meine Schwester ...«

— Ach, weiß sie mein trauriges Loos?

„Sie weiß Alles. Ich selbst kündigte ihr es an. Ich sagte nur: Schwester, dein Wunsch wird nun erfüllt. Ich verlasse Magdeburg und ziehe mit Fritz zu dir hinaus in die Freiheit, sobald ich mich hier von allen Banden losgerissen habe. Sie war vor Freude außer sich. Ich erzählte ihr, was mit dir geschehen sei. Sie dachte an ihren unglücklichen Gatten, und warf ein bitteres, fürchterliches Wort über die Gewaltigen dieser Welt hin. Dann aber sagte sie: „Ich danke diesmal dem Könige. Er macht mir den Abend meines Lebens schön, ohne es zu wollen. Laß anspannen; mir brennt dieser Boden unter den Sohlen.“

Die Ruhe, mit welcher Herr Wilmson zu seinem Sohne sprach, wirkte besser auf des Jünglings Gemüth, als jeder Trostspruch. Er betrachtete die überraschende Begebenheit der letzten Stunden wie ein Abenteuer, die Reise nach Potsdam mit den übrigen Rekruten wie eine Lustparthie, und seinen Eintritt in die Garde wie eine Maskerade. Er schied heiter von seinem Vater, und erinnerte diesen nur noch, ihm mit andern Sachen auch das weiße Tuch und den Meerschaumkopf nachzusenden.

Folgendes Morgens, mit Sonnenaufgang, wanderte der Rekrutentransport zum Thor hinaus über die Elbbrücke. Fritz, um nicht die Augen der Menschen zu sehr auf sich zu ziehen, hatte die zierlichen Kleider, in denen er vor dem Könige erschienen war, mit den abgetragensten Reisekleidern vertauscht. Er wanderte niedergeschlagen vor sich hin. Am Ende der Strombrücke hörte er sich rufen. „Alle Wetter und Hagel, Fritzchen, wer hätte uns gestern früh erzählt, daß der Blitz so schnell in den Pulverthurm fahren und Alles sprengen würde! Aber das sag' ich Ihnen, der König und der alte Dessauer meinten es verdammt gut mit Ihnen. Nur Sie sind an Allem Schuld. Sie ganz allein! Warum sind Sie so schön und lang aufgeschossen, daß sie Kopfslänge über Alles wegsehen? Warum machten sie sich nicht klein, oder krumm, oder lahm? Sie kennen die Grille unsers braven Königs!“

Es war der Invalid Krabb, der dem jungen Wilmson die Hand reichte, und ihn noch eine Strecke begleiten wollte. Fritz drückte den Alten heftig an seine Brust. Er konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Kreuzbataillon!“ schrie Krapp, und wollte mannhaft scheinen, den Schmerz verbeißen, der ihm die Brust zusammenzog, und die

Thränen wegschütteln, die ihm in den grauen Schnurrbart fielen: „Was ist denn das? Ich glaube gar, Sie flennen wie ein altes Weib, Fritz. Schämen Sie sich, Herr. Hol's der Teufel, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun. Ein Soldat muß nicht heulen. Was soll das?"

Krabb wollte noch mehr zu Fritzens Ermuthigung sagen, aber seine Stimme brach. Er brachte kein Wort mehr über die bebenden Lippen, drückte dem jungen Wilmson die Hand und ging weinend und fluchend über die Brücke zurück in die Stadt, indem er zwischenein für sich sang:

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh'!

Sobald der junge Wilmson die Thürme von Magdeburg hinter sich aus den Augen verloren hatte, beruhigte sich sein Inneres. Er sah in die Zukunft hinaus, sah im fernen Hintergrunde seine Erlösung, seine Flucht, die freien, schönen Ufer des Bodensees und das Landgut der Schwester seines Vaters. Zwar das rechtlose, gewaltthätige Verfahren, durch welches er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Mitte aller seiner Freuden und seiner Freunde hinweg in einen Haufen roher oder lüderlicher oder unglücklicher Menschen geworfen war, empörte noch von Zeit zu Zeit seine Galle; aber er zerstreute sich, wie er konnte, und zum ersten Mal fühlte er die Weisheit und ihr Glück in Ausübung der Lebensregeln seines Vaters: Sei dein eigener Meister, und du bist Meister der Welt.

6.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt.

Die Rekruten machten nur kleine Tagreisen. Nachdem sie in Potsdam eingezogen und gemustert waren, wurden sie verschiedenen Regimentern einverleibt. Wilmson kam unter die Garde zu Fuß. Er fügte sich geduldig in Alles; erlernte die puppenhafte Stellung, die Handgriffe mit dem Gewehr, Links- und Rechtsschwenken schnell; ward in die blanke Uniform eingekleidet und versah bald den Dienst gleich Andern. Wie wenig er sich auch Mühe darum gab, gewann er in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit und Gunst der Hauptleute. Er war ohne Widerrede der schönste Mann im ganzen Regimente, wenn auch

nicht der längste. Sein Ton, sein Anstand, seine feinen Sitten verriethen bald, daß er aus gutem Hause sei. Man unterschied ihn von den Andern. Seine mannigfachen Kenntnisse blieben nicht unbemerkt. Die Hauptleute benutzten ihn. Er mußte bei vielen Schreibereien und Rechnungen helfen. Er trug unter der groben Soldatenuniform das feinste Linnen. Er machte große Ausgaben, bald seinen Kameraden einen frohen Tag zu schaffen, bald Nothleidenden Trost zu bringen, denen mit Geld zu helfen war. Dies Alles erwarb ihm eine Achtung unter den Obern, wie sie sonst dem Soldaten nicht zu Theil wird. Er empfing sogar Erlaubniß, ein eigenes Zimmer zu bewohnen; und damit war unter diesen Verhältnissen sein höchster Wunsch genährt. Er richtete sich niedlich, aber einfach ein. Man wußte wohl, er sei wider seinen Willen und auf des Königs unmittelbaren Befehl unter die Soldaten gebracht. Viele Andere beim Regiment waren auf ähnliche Weise dahin gerathen. Aber Keiner schien mit seinem neuen Stande schneller versöhnt zu sein. Er selbst äußerte bei jedem Anlaß Zufriedenheit, und erklärte, daß er entschlossen wäre, lebenslänglich Soldat zu bleiben, und wenn sein Vater für den Loskauf Tonnen Goldes böte.

Dies Alles war List. Er erreichte seinen Zweck, Vertrauen zu gewinnen. Man gestattete ihm vorzugsweise große Freiheiten. Selten machte er von ihnen Gebrauch, Mißbrauch nie. Der Oberst des Regiments nannte ihn nicht nur seinen Sohn, sondern behandelte ihn mit einer Freundlichkeit und Achtung, deren sich selbst wenige Offiziere zu rühmen hatten. Wilmson mußte oft bei ihm im Hause sein und Schreiberdienste verrichten; zwar nicht an seiner Tafel, doch aber mit seinen Hausleuten speisen. Durch die Gunst des Obersten rückte Wilmson, besonders da sich der König selber eines Tages nach ihm erkundigt hatte und seine Beförderung wünschte, schon im ersten Vierteljahr zum Feldweibel.

Indessen unterhielt er mit seinem Vater fleißigen Briefwechsel, aus welchem er immer hellere Hoffnungen seiner nahen Erlösung hervorschimmern sah. Vater Wilmson in Magdeburg verkaufte fort und fort seine gesammten Waarenvorräthe; und konnte es nicht ohne Nachtheil geschehen, ließ er sie in Niederlagen außerhalb der preußischen Grenzen bringen. Er zog nach und nach alle ausstehenden Gelder ein, zuweilen nicht ohne baaren Verlust, unter dem Vorwand, daß er durch auswärtige Bankerote in seinen Vermögensumständen zurück-

gekommen sei. Man hielt ihn zwar für den ehrlichsten Mann von der Welt; aber sein kaufmännischer Kredit ging dabei unter. Und eben das wollte er, um zuletzt auch noch sein Letztes, seine liegenden Besitzungen in Magdeburg, ohne andern Verdacht zu erregen, in Geld umwandeln zu können.

Als ihm dies gelungen war, schrieb er seinem Sohn: „In vierzehn Tagen verlasse ich Magdeburg und eile zum Bodensee. Man glaubt hier, ich begebe mich in die Niederlande zurück. Dort erwarte ich dich bei meiner Schwester; ich erwarte dich unter Seelenangst. Denn du hast ein schweres Werk vor dir. Triff deine Anstalten zur Flucht mit Vorsicht. An Geld fehlt es dir nicht, und verlangst du noch mehr, so send' ich dir auf der Stelle. Heute reiset, weil du es wünschest, Krabb zu dir, um beim Befreiungswerke dein Gehilfe zu sein. Der alte Mann ist närrisch vor Freuden. Du bringst ihn mit dir zum Bodensee. Er soll und will seine alten Tage bei mir beschließen. Damit weniger auf dich und ihn Argwohn falle, und ihr beide in euerm Einverständnisse desto freier handeln könnet, vermeidet, öffentlich beisammen zu erscheinen. Ich habe ihn genugsam mit Geld versorgt.“

Der Feldweibel zu Potsdam hatte wirklich schon die Entwürfe zur Flucht vollkommen in's Reine gebracht. Aber zu ihrer sichern Vollziehung war er eines treuen Mannes bedürftig, den er in Potsdam nicht finden konnte. Darum verlangte er den treuen Krabb zu sich. Diesen wollte er, als reichen Kaufmann gekleidet, nach Berlin senden, von dort mit Extrapost nach Potsdam kommen dann sich von ihm aufnehmen lassen in den Wagen und so über die preußische Grenze nach Sachsen fliegen.

Krabb kam wirklich an. Der Alte weinte Freudenthränen, als er in der Dämmerung eines Abends zum jungen Wilmson in's Zimmer trat. Fritz erdrückte den treuen Hausfreund fast an seiner Brust und weihte ihn in seine Plane ein.

„Holla!“ rief der Invalide: „Geht mir jetzt das Licht auf, warum mir der alte Herr zu Magdeburg einen ganzen Reisekasten voll feiner Wäsche und Kleider machen und einpacken ließ. Fritzchen — hol' mich — straf' mich, — ich sehe darin aus, wie ein geheimer Rath oder Bürgermeister, und metzle ich mir erst den Bart weg, soll mich der Teufel selbst nicht erkennen.“

Alle Abreden wurden nun genommen. Krabb sollte im Wirths-

Hause wohnen bleiben. Man wollte nie öffentlich zusammentreffen, und von Magdeburg den letzten Brief des Herrn Wilmson erwarten, worin derselbe seine Abreise melden würde; dann alsbald zum Werk schreiten.

Der Brief kam endlich an. Auch Krabb hatte einen, fast gleichen Inhalts, von Herrn Wilmson empfangen. Mit diesem in der Hand, lief er voller Entzücken, sobald es am Abend dunkel geworden, zum Feldweibel. Dieser aber, der, den Kopf auf den Arm gestützt, in schwermüthiger Stellung am Tische saß, schien das Entzücken des Invaliden diesmal gar nicht mit ihm theilen zu wollen, und antwortete auf Alles sehr kurz und trocken, oft gar nicht.

Der Invalide stand etwas verblüfft vor seinem jungen Herrn und gaffte ihn mit großen Augen an. „Sind Sie krank geworden?"

— Nein, Krabb.

„Ist etwas vorgefallen?"

— Nichts.

„Nun, so stehen mir alle meine fünf Sinne still, wenn ich das begreife. Ich dachte, Sie wären vor Freuden in allen Lüften, und sitzen nun da, wie ein Delinquent, verzeih' mir Gott, auf dem Armensünderstuhl. Muß ich nicht morgen nach Berlin, den Reisewagen kaufen, anspannen lassen?"

— Krabb, mit der ganzen Sache hat's noch keine Eile.

„Keine Eile? Warum nicht?"

— Ich weiß nicht.

„Ei, so schlag' doch das Wetter drein. Weiß nicht! Wie soll ich's denn wissen? Der alte Herr ist ja schon fort in's Reich."

— Ich bleibe einsweilen noch hier. Laß mich in Ruhe.

Mit diesen Worten stand Fritz auf, ging mit großen Schritten einige Male durch's Zimmer, hielt dann plötzlich vor dem Invaliden still, und legte seine Hände auf dessen Schultern, während er einen Blick voll innerer Seligkeit, die sich in seinem ganzen Antlitze offenbarte, in die Höhe richtete. Krabb schwieg wie ein Mäuschen, und sperrte Mund und Ohren auf; sein ganzes Gesicht ward Ohr, und horchte der Erzählung, die da kommen sollte. Statt dessen runzelte Fritz plötzlich die Stirn, wandte sich ab und ging langsam mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen schweigend an's Fenster.

„Tröste mich Gott, Fritzchen, aber das Ding ist mit Ihnen nicht richtig!" sagte der Invalide verlegen.

„Eben darum!“ rief der junge Mensch rasch und ärgerlich: „Eben darum schweig. Ein= für allemal, ich bleibe; ich will nicht fort; ich kann nicht fort. Laß mich in Ruhe. Morgen, übermorgen, und wenn's in einem Vierteljahr oder einem Jahr wäre, kann ich dir mehr sagen. Die Sachen stehen jetzt anders.“

„Das sind mir schöne Geschichten!“ brummte der Alte: „Komme in Hast und Jast, will, Gott verzeihe mir die schwere Sünde, Kopf und Hals daran wagen, einem Deserteur beim Ausreißen zu helfen und den König zu betrügen; setze mich dem Galgen aus — denn da wird's heißen: mitgefangen, mitgehangen! — und nun ist's mit Allem nichts; soll hier ein Vierteljahr oder ein Jahr auf der Bärenhaut liegen. Alle Hagel, ich lasse mich hängen, aber das thu' ich nicht!“

Der junge Wilmson hörte nicht auf ihn; und als es der Invalide zu arg trieb, sagte Wilmson: „Freund Krabb, laß mir Ruhe. Ich bin in einer unseligen Lage; ich kann nicht fort; bin festgebannt; will nicht davon, darf nicht davon; und wenn mich der König über die Grenze bringen ließe, würde ich heimlich wieder umkehren. Nun geh'. Du sollst ja, vielleicht schon in einigen Tagen, Alles erfahren. Nun geh'!“ Mit diesen Worten schob er den Alten zur Thür. Krabb schüttelte den Kopf und ging still fluchend in sein Wirthshaus.

7.

Ach, Fröwlin, solt ich dich verlan,
Das wäre sere missethan,
Ein wahrhaft Mann nit missethut.

Altdeutsches Lied.

Daß Fritz Wilmson seinen Sinn so plötzlich geändert hatte, und nun Potsdam, seinen Kerker, nicht verlassen wollte, hatte gute Gründe.

Er war am vorigen Tage auf der Wacht bei'm Schlosse gewesen, und erst Mittags, nach Gewohnheit, abgelöset worden. Wie er des Morgens, um sich im Frühstrahl der Sonne zu erquicken, auf dem Platze zwischen den Bildsäulen umher ging; bemerkte er ein junges, in halbe Trauer gekleidetes Mädchen, welches in Verlegenheit längs den Häusern hinging, sich links und rechts umsah, und endlich in geradester Richtung auf ihn selbst zukam. Seit ihm die trauernde Schönheit in Magdeburg erschienen war, konnte er keine weibliche

Gestalt in schwarzen Kleidern gleichgültig betrachten. Inzwischen verrieth schon die Tracht und der gefüllte Handkorb am Arm der Kommenden, daß diese nur eine Dienstmagd war.

Wie sie aber näher trat, vor ihm stehen blieb und schüchtern fragte: „In dieser Gegend soll eine Frau Majorin Malzahn wohnen. Können Sie mich nicht zurecht weisen? Ich bin noch allzufremd in Potsdam, kaum drei Tage hier!“ — und als er die schöne Flötenstimme wieder hörte, die einst sagte: ich bin eine Waise, und stehe recht allein unter dem Himmel! und sie ihm, wie damals, in allen Nerven wiederklang; als er abermals das kindlich-helle Antlitz sah, und das freundliche, demüthige Lächeln der Augen, die er nie vergessen hatte, da blendete es ihn, wie Wetterleuchten.

„Wie ist mir denn?“ sagte er mit ungewisser Stimme: „Haben Sie in Magdeburg eine Verwandtin, die Ihnen ähnlich ist, eine Schwester ... oder sah ich Sie selbst dort, aber — in anderer Tracht ... oder ...“

Sie richtete nun erst ihren gesenkten Blick zu ihm auf und trat erröthend einen kleinen Schritt zurück. „Mein Gott!“ stammelte sie: „Trügen Sie nicht den Soldatenrock, ich würde glauben ... Sie waren also in Magdeburg? Wären Sie vielleicht ... aber, das ist doch unmöglich!“

Er ward noch verwirrter.

„Ja,“ sagte er traurig, „ich bin von Magdeburg, bin der Sohn des Kaufmanns Wilmson, und wider meinen Willen, auf Befehl des Königs, unter die Soldaten gebracht; bin schon seit einem halben Jahre hier, und der schönste Tag meines Lebens, den ich in Magdeburg gehabt, ward mir zugleich der schrecklichste. Sind Sie es? Habe ich Sie vielleicht selbst beim Einzuge des Königs gesehen?“

„Ach!“ seufzte sie und senkte ihre Augen zur Erde, „der Tag entschied auch mein Schicksal. Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, Herr Wilmson; und was man mir Böses von Ihnen gesagt hat, nie habe ich's geglaubt.“

„Wer konnte Ihnen aber Böses von mir sagen?“

„Herr Kiek; Sie kennen ihn ja wohl, der Kammerdiener des Herrn Geheimenraths von Gundling. Er behauptete, Sie wären ein Beutelschneider und hätten ihm den Pfeifenkopf und das Tuch geraubt. Ich versichere Sie, nie habe ich dem schlechten Menschen das geglaubt.“

„Ist's möglich? Also wären Sie dasselbe Frauenzimmer, daß ich . . . hätte ich Sie damals nur wieder gefunden! — Ich verwahre seitdem Tuch und Meerschaumkopf, wie Heiligthümer, für Sie. Aber Ihr Name war mir unbekannt. Im Tuche standen nur die Buchstaben C. v. St.“

„Clementine Stern!“ lispelte sie halblaut.

„Clementine Stern?“ lispelte er leise nach: „Also müßte es lauten: Clementine von Stern?“ Und indem er diese nachträgliche Frage that, fiel unwillkürlich sein Blick auf den schweren Handkorb an ihrem weißen Arm, auf die bunte Schürze von grobem Leinen, auf das kleine, schwarze Halstuch und die weiße Haube mit schwarzem Bande, wie sie von weiblichen Dienstboten damals getragen zu werden pflegten, die sich etwas städtisch kleideten.

Clementine schien den Lauf seiner Augen besser zu verstehen, als er sich dessen eben bewußt war. Sie ward blutroth und sagte: „Es könnte wohl so lauten; aber meine Familie hat das Von längst fallen lassen und nur ihren Unglücksstern behalten. Seit mein seliger Vater als Subkonrektor gestorben, und meine selige Mutter nach Berlin gegangen war, in der Hoffnung, einige Unterstützung durch einen weitläufigen, aber reichen Verwandten zu erhalten, nämlich durch den Herrn Geheimenrath von Gundling, vollendete sich unsere Noth. Meine arme Mutter starb. Und ich war dahin gebracht, die bessern Kleider abzulegen, um mein Brod, als Magd, zu verdienen.“ Indem sie das sagte, perlten einige helle Thränen über ihre rothen Wangen. „Legen Sie meine Traurigkeit nicht falsch aus, Herr Wilmson; ich schäme mich meines niedrigen, doch ehrlichen Standes gar nicht. Ich dachte vorhin nur an den Schmerz meiner Mutter, den sie gefühlt haben würde, wenn ihr meine Zukunft hätte ahnen können.“

„O, liebes Fräulein, wenn ich . . .“

„Nennen Sie mich ja nicht Fräulein!“ rief sie und sah ihn mit Aengstlichkeit und Verwunderung an. Als sie aber seine Augen von Thränen verdunkelt erblickte, setzte sie mitleidig hinzu: „Auch Sie also sind nicht mehr glücklich?“

„Wie könnten Sie mich für glücklich halten, wenn ich Sie weinen sehe, liebe Clementine? Wie stelle ich Ihnen den Meerschaumkopf zu, den ich von Ihnen in Händen habe?“

„O!“ rief Clementine, und ihre Wangen färbten sich höher:

„Lassen Sie mich den nicht wieder sehen. Er ist nun bezahlt. Er hat mein Unglück vollendet, oder vielmehr, er war das Werkzeug des schändlichen Kiek, des Kammerdieners, zu meinem Verderben.“

Sie erzählte die Geschichte des Kopfs nun mit der ihr eigenen Anmuth. Der Eigenthümer dieses Prachtwerks war der Geheimerath von Gundling, welcher sich auf den Besitz des köstlichen Schaustücks nicht wenig einbildete. Er hatte ihn um eine beträchtliche Summe in Magdeburg, wohin er in des Königs Gefolge gekommen war, angekauft, und daselbst seinen Namenszug von einem der Goldschmiede auf den Silberdeckel graben lassen. Clementine, welche zu gleicher Zeit nach Magdeburg mit einer dem Geheimerath verwandten Familie gereiset war, in der sie einsweilen nach dem Tode ihrer Mutter aus Mitleiden aufgenommen worden, mußte an jenem Unglückstage das Prachtstück vom Goldschmied zurückholen. Wir wissen, wie sie es verlor. Der bekannte Zeisig, ein Wüstling, hatte längst Absichten auf das arme Mädchen gehabt, welches er durch den Raub ein wenig necken oder kirrer machen wollte. Er hielt den Unbekannten, mit welchem sie im Menschengewühl so traulich plaudernd Arm in Arm ging, für seinen beglückten Nebenbuhler. Die Wuth des jungen Wilmson, ihm den Raub wieder zu entreißen, bestätigte Kieks Verdacht. Dies und die eigene Niederlage unter Wilmsons Fäusten erfüllte ihn mit Rachsucht. Er erfuhr erst nach der Rückkunft in Berlin, daß der Pfeifenkopf nicht wieder zurückgestellt worden sei. Der Geheimerath Gundling, ohnehin ein Mann von verschrobener Gemüthsart, bekanntlich des Königs Hofnarr dabei, gerieth über den Verlust fast in Raserei. Sein Kammerdiener Kiek wollte von Clementinens Angst Vortheil ziehen, versprach ihr, den Geheimenrath zu beruhigen, und den Preis des Kopfes zu bezahlen, wenn die spröde Schöne ein wenig milder werden wolle. Da sie ihn aber stolz zurückwies, erzählte er dem Geheimenrath von dem Vorfall in Magdeburg, nur mit Entstellungen. Er habe gehört, wie Clementine von einem ihrer Liebhaber um den Kopf gebeten worden sei, und wie sie ihm endlich das Geschenk gegeben. Kiek habe dem Kerl den Meerschaumkopf aus den Händen gerissen, wäre aber sogleich von demselben und mehrern von dessen Kameraden verfolgt, beraubt und mißhandelt worden; denn mit einem Einzigen allein würde er's wohl noch aufgenommen haben. Ohne Zweifel wäre der Räuber des Meerschaumkopfs aus Berlin; denn in einer fremden Stadt, wie Magdeburg, könne Mam-

sell Stern unmöglich sogleich einen Liebhaber gefunden haben, gegen welchen sie so große Freigebigkeit geäußert hätte.

Weil Clementinens eigener Bericht über den Vorfall in Magdeburg ziemlich mit der Lüge des Kammerdieners einstimmte, diente ihr Wort zur Bestätigung von Kieks Lüge. Daß sie den jungen Menschen, mit dem sie vertraulich gegangen war, nicht gekannt, noch weniger in ihm einen Liebhaber gehabt hätte, glaubte ihr natürlich Niemand. Sie mußte also vollen Schadenersatz leisten und aus dem Hause; ja es für Gnade halten, daß man sie nicht in's Zuchthaus schickte. Nun Clementine in voller Verlassenheit und Armuth war, erbot sich der Zeisig zu ihrem Beschützer und Versorger. Er zweifelte nicht, daß die Noth, in welche er sie gestürzt, ihre Widerspenstigkeit besiegen müsse. Er irrte sich. Und als sie nach vergeblichem Bemühen, in irgend ein Haus von Berlin als Kammerjungfer aufgenommen zu werden, keine Hoffnung vor sich sah, begab sie sich nach Potsdam, um als Haus- und Stubenmädchen ein ehrliches Dasein zu fristen.

Der junge Wilmson hörte die Erzählung der Unglücklichen mit Schmerz. „Läuft mir der Bösewicht irgendwo über den Weg," rief er mit nassen und funkelnden Augen, „ich jage ihm, und wäre es im königlichen Vorzimmer, den Pallasch durch's Herz. Nun begreife ich, daß der ruchlose Bube, der mich doch im Vorzimmer des Königs sah, der doch wußte, daß ich als Soldat fortgeschleppt wurde, mich Niemandem nannte, und mich nicht als Dieb verklagte. Er mußte fürchten, Ihre Unschuld und seine Niederträchtigkeit und Unwahrheit komme zugleich an den Tag. — Ach, liebe Clementine, wie viel haben Sie meinetwillen gelitten! Denn Alles wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich Sie im Menschengedränge nicht begleitet hätte! Ich muß Ihnen Vieles vergüten. Und ich will es. Ich kann es. O mein Gott, wie viel haben Sie gelitten! Wie viel leiden Sie noch!"

„Nein, Herr Wilmson, ich leide nichts mehr. Ich habe eine gütige Herrschaft gefunden."

„Ach, die gütigste Herrschaft ist eine H e r r s c h a f t! Sie sollten f r e i sein. O, meine Liebe, ich bin freilich jetzt noch Soldat, — aber mein Vater ist reich, ich bin reich, — haben Sie Vertrauen zu mir. Ich bin gewiß nicht von dem Schlage, wie der elende Kammerdiener; — ich biete Ihnen . . ."

„Für alle Anerbietungen danke ich Ihnen, Herr Wilmson. Sie

sind sehr gütig. Aber ich bin nur frei, so lange ich Niemandem Verpflichtungen schuldig bin. Und daß ich Sie nicht für einen Mann halten solle, wie jenen elenden Menschen, nein, das hätten Sie nicht nöthig gehabt, zu bitten. Er ist mein bösester Feind. Ich kenne ihn.«

»O, daß Sie mich auch kennen würden! Vielleicht ...«

»Wacht heraus!« schrie die Schildwacht. Ein General ritt über den Platz. Die Soldaten eilten aus der Wachtstube hervor. Der Feldweibel verbeugte sich flüchtig gegen das artige Kammermädchen und sprang zu seinen Leuten in Reih' und Glied. Als der General vorbeigeritten war, hatte sich die schöne Clementine vom Platze verloren.

Träumend ging der Feldweibel auf und ab. Die unerwartete Erscheinung hatte sein Inneres verwandelt. Er wiederholte sich ihre Worte und Erzählungen. Die Bewegungen ihres Gemüths, während des Plauderns, hatten sie noch schöner gemacht, als er sie in Magdeburg gefunden. Er trat wieder auf dieselbe Stelle, wo sie vor ihm gestanden war. Ein Schauer drang von dem geweihten Boden durch seine Fersen empor. Potsdam, welches ihm bisher wie ein Kerker erschienen war, hatte sich in ein Feen-Reich, und der Befehl des Königs, der ihn zum Soldaten gemacht hatte, in eine göttliche Fügung verwandelt. Er segnete den Monarchen, er segnete sein Loos. Er dachte nicht mehr daran, Potsdam zu verlassen. Auch die Hölle würde ihm in Clementinens Nähe reizend geworden sein.

Sobald er von der Wacht abgelöset worden war, durchstrich er alle Gegenden der Stadt, Neustadt, Friedrichsstadt und Bodengraft. Das Unglück aber hatte gewollt, daß er nicht nach der Wohnung des Mädchens gefragt hatte. Er suchte bis zur dunkeln Nacht, und fand sie nirgends wieder. Doch war er überglücklich. So fand ihn Krabb am Abend desselben Tages.

8.

Lenardo sah her, Blondine sah hin;
Sie trugen im Herzen wohl liebenden Sinn.

Ballade von Bürger.

Man wird nicht daran zweifeln, daß der junge Feldweibel auch folgendes Morgens seine Nachforschungen fortgesetzt habe. Die Residenz Potsdam ist nichts weniger als von außerordentlicher Größe,

und noch weniger von außerordentlicher Volksmenge. Man weiß aber aus allen Romanen, daß Liebende, die sich suchen, einander finden, und müßten sie auch Welttheile durchkreuzen. Daher ist es nichts Erstaunliches, daß Fritz Wilmson, nachdem er seine Entdeckungsreisen kaum drei Stunden lang fortgesetzt hatte, sein Ziel erreichte. Im mittlern Stock eines großen Hauses stand Clementine am Fenster, und zwar etwas vorgeneigt, als suche sie auch ihn zu erkennen. Ihm ward, als schlügen Flammen über ihm zusammen. Sobald er aber näher kam, um sein Haupt vor der Angebeteten in ehrfurchtsvollem Gruße zu entblößen, schien sie ihn nicht mehr zu bemerken, sondern trat zurück, schloß nicht nur das Fenster, sondern zog sogar die weißen Umhänge vor.

Das überfiel ihn mit Frost und Kälte, wie wenn sich Schneewolken plötzlich über eine blühende Frühlingswelt ausleeren. Er kehrte finster in seine Zelle heim, kämpfte lange mit sich, und ward endlich Sieger. Er schämte sich seiner Leidenschaft für eine Unbekannte, die sein reines Wohlwollen verschmähte, und beschloß, mit Ernst an seine Flucht zu denken. Er sprach mit Krabb. Tag und Stunde wurden verabredet. Krabb sollte nach Berlin, einen Reisewagen kaufen, als vornehmer Kaufmann mit Postpferden durch Potsdam eilen, und ihn, als Bedienten gekleidet, zur nächtlichen Stunde vor dem Thor aufnehmen und entführen.

Krabb kam folgendes Tages noch ein Mal zu Wilmson, um vorläufigen Abschied zu nehmen. Krabb trat frohes Muthes in's Zimmer, während sein junger Herr im Fenster lag und in die stille Straße hinabsah. Krabb grüßte und lärmte vergebens. Der Feldweibel sah sich nicht um. Denn die Straße daher kam Clementine; sie bemerkte ihn droben am Fenster, erkannte ihn, lächelte mit verschämter Freundlichkeit einen Augenblick empor, grüßte sogar, ging vorüber, und schon ziemlich entfernt, wandte sie noch einmal das Köpfchen und blickte nach ihm. Fritz war außer sich. Aller Schnee schmolz, und der warme Frühling mit den gebeugten, aber unzerknickten Blüthen ging wieder in ihm auf.

Als Krabb endlich Gewalt brauchte, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, drehte sich der junge Herr zu ihm mit glühenden Wangen und flammenden Blicken. Lange verstand er nicht, was Krabb wollte, und zuletzt gab er den einfachen Bescheid: „Wir bleiben. Ich reise nicht. Ich werde Potsdam nicht verlassen; und wenn

ich wüßte, daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Erdbeben verschlungen würde, ich ließe mich mit verschlingen.«

Der Invalide glich nun selber einem Erdbeben, das Alles zu zerschmettern Miene macht. Er fluchte und tobte, gleich einem Besessenen, im Zimmer umher, während Fritz im Fenster lag, in die Straße niedersah und die Steine suchte, welche Clementinens Füße berührt und geheiligt haben konnten. Es blieb dabei. Krabb also mußte wieder in Potsdam forthausen.

Wilmson erneuerte nun seine Entdeckungsreisen vor dem wohlbekannten Hause, ohne glücklich zu sein. Die Fenster waren geschlossen. Besser gelang's ihm in der Garnisonkirche. Er erblickte die Schöne, aber sie bemerkte ihn nicht in ihrer sonntäglichen Andacht. Er folgte ihr auf dem Fuß, als sie mit einem ältlichen Frauenzimmer aus der Kirche ging; er grüßte. Sie erröthete, aber dankte ihm nicht einmal, sondern wandte sich gleichgültig zu der alten Begleiterin. Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang, faßte Muth und trat mit höflichem Verneigen an ihre Seite. »O, wie glücklich bin ich endlich . . .« stammelte er. Aber ihr Gesicht, plötzlich finster und mit dem Ausdruck der Verwunderung über eine Frechheit ohne Gleichen, endete schnell sein Entzücken. »Was wollen Sie von mir?« sagte sie: »Ich kenne Sie nicht! Was haben Sie mit mir zu schaffen? Sie haben sich ohne Zweifel zur unrechten Person verirrt.« Damit wandte sie sich stolz von ihm weg und einigen Frauenzimmern ihrer Bekanntschaft zu, die in der Nähe wandelten.

Der arme Feldweibel stand eine Weile steif und gerade da, wie wenn ihn sein Oberst musterte. Dann schwenkte er plötzlich, und marschirte im Doppelschritt davon, über Clementine und alle Weiber unter allen Himmelsstrichen fluchend. »Sie hat dich zum Narren, scheint's. Sie ist nur Kokette. Himmel und Hölle, welchen Ton nahm sie an! Wie, sie kenne mich nicht? Ich habe mich an die unrechte Person verirrt? Wie, ist sie denn doppelt in Potsdam vorhanden?« — In diesem Selbstgespräch rannte er durch die Gassen, suchte den alten Krabb auf und befahl ihm, ohne Verzug nach Berlin zu gehen, den Reisewagen zu kaufen und zur Flucht alle Veranstaltungen zu treffen. Krabb, hochzufrieden, daß sein junger Herr den gesunden Menschenverstand wiedergefunden, ließ sich den Befehl nicht zweimal geben, sondern miethete auf der Stelle den Wagen, und fuhr in der gleichen Stunde zum Thor hinaus nach Berlin.

Der junge Feldweibel wünschte sich zur Festigkeit und Schnelligkeit seines Entschlusses Glück. Er fühlte wohl, daß er in Potsdam nicht glücklich sein könne; daß er, seiner Ruhe willen, eine Stadt verlassen müsse, welche neben ihm ein Wesen beherberge, das er nicht genug hassen und nicht genug lieben konnte. Doch ehe die Nacht kam, stand es schon wieder mit der Festigkeit seines Entschlusses mißlich, und die eilfertige Abreise des Invaliden hätte er gern widerrufen.

Denn als er, da es dunkel geworden, sein Zimmer verließ, um seinen Verdruß zu zerstreuen, und über den einsamen Schloßplatz ging, mit dem Vorsatz, irgendwo in lustiger Gesellschaft eine Flasche Weins zu leeren, lispelte eine süße, schüchterne Stimme: „Guten Abend, Herr Wilmson.“ Es war ein Mädchen, das ihm zufällig mit hellbrennender Laterne auf dem Schloßplatze begegnete. Er erkannte Clementinen. Er wäre kalt grüßend vorübergegangen, hätte sie zu ihrem „guten Abend“ nicht noch hinzugesetzt: „Sie werden mir wegen meiner heutigen Unart zürnen. Thun Sie es doch nicht. Ich war leider gezwungen. Gott weiß es, ich habe seitdem keinen Frieden im Herzen, seit ich so undankbar schien, und Ihnen so wehe gethan.“

Natürlich, nach einer solchen Erklärung konnte man nicht scheiden. Der Feldweibel erachtete der Gerechtigkeit gemäß, Niemanden ungehört zu verdammen. Er blieb stehen. Clementine, die vielleicht auch gern stehen blieb, hielt es der klugen Vorsicht angemessen, sich für allfällig Vorübergehende in die Dunkelheit der Nacht einzuschleiern, und blies die Laterne aus. Der junge Wilmson hatte in diesem Augenblick Besonnenheit genug, sich zu erinnern, daß Clementinens an Licht gewöhnte Augen, nun plötzlicher Finsterniß hingegeben, weder Weg noch Steg erkennen würden. Er bot ihr daher, wie in Magdeburg, als Führer den Arm, und führte sie, ohne zu fragen und zu wissen, wohin?

Nun erfuhr er von der Flüsternden, die ihm ihr Leid klagte, die Ursache ihres bisherigen räthselhaften Betragens. Nämlich der vielbekannte Kiek, welcher sich eben jetzt mit dem Geheimenrath Gundling zu Potsdam befand, war auch im Hause von Clementinens Herrschaft wohlbekannt; hatte auch hier das arme Mädchen mit Zudringlichkeiten verfolgt und dann verleumdet, es habe sich mit einem schlechten Kerl unter den Soldaten der Garde eingelassen. Man

müsse das Mädchen wohl unter den Augen behalten. Folge davon war gewesen, daß Clementinens gegenwärtige Gebieterin, eine äußerst gottesfürchtige, andächtige Frau, dem armen Mädchen erst die Sünde des Schielens nach Soldaten ernstlich vorhielt, Clementinens Selbstvertheidigung gar nicht anhörte, sondern kurz und bündig erklärte, „sie werde die Mamsell ohne Barmherzigkeit auf die Straße hinauswerfen lassen, sobald man das leiseste Einverständniß mit einem Soldaten ausspüren könne.“

Clementine weinte bitterlich bei der Erzählung ihres Unglücks; aber sie vergaß bald ihres eigenen, als der junge Wilmson an die Erzählung des seinigen, an die Schilderung seines ehemaligen glücklichen Verhältnisses, und seiner jetzigen Niedrigkeit und Abhängigkeit gerieth.

„Mein Gott!“ rief sie, „in Ihrer Stelle lief' ich davon. An Geld und Mitteln dazu fehlt es Ihnen ja nicht. Die sächsische Grenze ist ja nicht so fern. Ihr Vater und sein Vermögen sind ja schon in Sicherheit. Sie stellen ihn keiner Gefahr mehr aus durch Ihre Desertion. Warum säumen Sie noch einen Augenblick?“

„Warum? Unglückliche Clementine, Ihretwillen!“

„Wie, meinetwillen? Was sagen Sie? Wie könnte ich ein Hinderniß an Ihrem Glück sein? Wir stehen ja doch nur in sehr entfernter Berührung mit einander.“

„Eben darum. Sie dürfen mir nicht fern bleiben, wenn ich glücklich leben soll. Ich kann Potsdam nicht verlassen, so lange Sie hier athmen. Ich werde hier bleiben. Ich will, daß Sie mich näher kennen lernen, daß ich Ihr Vertrauen gewinne, daß Sie mir, wie eine Schwester Ihrem Bruder, glauben; und nur erst, wenn Sie diese Stadt, diese Gegenden verlassen wollen, wo Sie an keine Seele gebunden sind, wenn Sie zu meinem Vater und zu meiner Muhme Zuflucht nehmen wollen, erst dann fliehe ich.“

„Ach, Herr Wilmson, was sagen Sie ...“ lispelte sie erschrocken und ungewiß, was sie antworten sollte.

„Machen Sie sich vorläufig von Ihrer Herrschaft frei, theure Clementine. Sie dürfen keine Magd sein. Sie sollen sich selbst ein Mädchen zu Ihrer Bedienung halten. Ich habe Geld zu meiner Verfügung. Nehmen Sie davon an, so viel Sie zu bedürfen glauben.“

„Das werde ich nimmermehr, Herr Wilmson!“

„Hegen Sie so viel Mißtrauen?“

„Keines, Herr Wilmson. Ich habe Ihnen ja in der Erzählung meiner Verhältnisse das größte Vertrauen bewiesen. Können Sie mehr verlangen?“

„Allerdings mehr, wenn Sie nur einen Blick in mein reines, redliches Herz gethan hätten. Doch, wie Sie wollen. Ich werde schweigen und Ihren Willen ehren. Vielleicht haben Sie irgend einen Freund, irgend eine Freundin ...“

„Ach Gott, Niemanden.“

„So lassen Sie denn doch mich, bis Sie einen Würdigern finden, den Namen Ihres Freundes tragen. Ich verdiene ihn, weil ich nichts will, als Ihr Glück, und weil ich nur in dem Ihrigen das meinige finde.“

„Herr Wilmson, ich bin Ihrer Güte sehr dankbar; glauben Sie mir's. Um mich Ihrer Achtung würdig zu erhalten, erlauben Sie mir, nichts von Ihnen anzunehmen. Machen Sie, wenn ich mein Vertrauen zu Ihnen bewahren soll, keine Anträge mehr. Ich kann arbeiten, und Arbeitsamkeit und Redlichkeit werden mich emporhalten.“

„Theure Clementine, Sie verkennen mich. Sie stellen mich vielleicht in Reih' und Glied zu dem elenden Kammerdiener Kiek ...“

„Pfui, daß Sie mir das sagen können!“ rief sie mit einiger Heftigkeit und drückte dabei seinen Arm unwillkürlich fester an sich, als wollte sie ihm vom Gegentheil Versicherung geben.

Nun ging Wilmson schweigend neben ihr hin. Sie redete ihn einige Mal vergebens an. Seine Stille beunruhigte sie. Als er selbst auf die Frage nicht antwortete: „Zürnen Sie mir, Herr Wilmson?“ gerieth sie in Verlegenheit. Lange schwieg sie, und immer verlegener und gekränkter. Endlich zog sie ihren Arm aus dem seinigen und flüsterte leise: „Gute Nacht, Herr Wilmson.“

Sie fühlte ihre Hand ergriffen, an seine Lippen gedrückt, und von einer warmen Thräne seiner Augen bethaut.

„Was machen Sie, lieber Herr Wilmson?“ sagte sie zitternd.

„Gute Nacht, liebe Clementine!“ antwortete er: „Ich bin durch Sie recht unglücklich. Sie wissen es nicht.“

„Unglücklich? Nein, Herr Wilmson, das sollen Sie nicht sein!“ rief sie bewegt und hielt seine Hand fest.

„Wenn ich es nicht sein soll, Clementine, so versprechen Sie wenigstens, daß ich Ihre Zuflucht werden soll, sobald Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen.“

„Ich verspreche es. Aber mehr als dies Versprechen fordern Sie nicht. Gute Nacht, lieber Freund.“

Damit war sie in der Finsterniß verschwunden. Er wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Er blieb noch eine Weile auf dieser Stätte. Er wiederholte ihre Worte und ahnete sein höchstes Glück in denselben, und noch mehr im seelenvollen Klange der Stimme, womit die Worte gesprochen worden waren.

Noch eine Stunde lang schwärmte er in den Straßen von Potsdam umher. Seine Augen flammten, seine Wangen brannten. Seine Brust war voller Jünglingsseligkeit. Er dachte nicht mehr an Abreise oder Flucht, sondern an den Augenblick, da er die kleine Wunderliebliche wiederfinden könnte. Er schwor sich's: er sei das glücklichste Wesen, und könnte nie wieder unglücklich werden.

9.

Unverhofft
Kommt oft.

Was den letzten Punkt betrifft, irrte er sich, wie sich voreilige Jünglinge oft zu irren pflegen. Hätte er ein wenig Lebenserfahrung mehr gehabt, würde er ehe vermuthet haben, daß nach dem glücklichsten der Tage, die er in Potsdam erlebt, vielleicht ein eben so unglücklicher nahe stehe. Wirklich schwebte am andern Morgen, als er noch mit froher Seele in seinem Zimmer, unter den schönen Erinnerungen des gestrigen Abends, umhertanzte, die unerwartetste Gefahr über seinem Haupte.

Der König nämlich machte an diesem Morgen, in Begleitung einiger seiner Generale, einen Lustritt in's Freie. Sie waren noch nicht weit vom Thore, als sie den Weg daher ein städtisch gekleidetes Mädchen kommen sahen, welches wegen seiner ungewöhnlichen Größe Allen auffiel.

„Woher die junge Riesin?“ fragte der König seine Begleiter.

„Ich erinnere mich,“ sagte einer derselben, „diese lange Schönheit schon öfters in Potsdam gesehen zu haben. Sie ist Dienstmagd im Hause eines Kriegsraths... eines, ich habe den Namen vergessen... genug, sie ist die Flügelmännin aller Potsdamer Schönen.“

„Meiner Treu!“ rief der König: „Wenn sie einen Mann, ihrer

würdig, das heißt, keinen Kleinern heirathete, als sie selber ist, könnte sie die Stammmutter eines neuen Gigantengeschlechts werden.“

„Aber,“ versetzte Einer des Gefolgs, „der Teufel plagt eben die Leute, daß sie gerade das, was sie selber nicht sind und haben, an Andern am meisten lieben. Ich wette, das große Stück Schönheit dort hat sich schon in irgend ein Zwerglein verliebt.“

„Hm! das läßt sich verhüten!“ sagte der König: „Das geht nicht! Die Weibsperson verdient ein gutes Loos. Ich will einen hübschen, jungen Kerl damit glücklich machen, bei dem ich ohnehin noch Manches gut zu machen habe. Der Bursche soll mit mir zufrieden werden. Ich meine den Feldweibel Wilmson von Magdeburg.“

Während dieses Gesprächs war das Mädchen ganz herangekommen. Die Größe desselben war wirklich auffallend, weniger seine übrige Schönheit. Der König hielt das Pferd an und sagte zu dem Mädchen, das ihn zu erkennen schien: „Mein Kind, geht Sie in die Stadt?“

Das große Mädchen antwortete erschrocken ein unverständliches Ja und ward blutroth.

„Will Sie mir den Gefallen thun, und sogleich einen Zettel an den Kommandanten überbringen? Es soll Ihr ein gutes Trinkgeld dafür werden.“

Das Mädchen versprach es. Der König verlangte Papier. Einer aus dem Gefolge überreichte eine große Brieftasche mit Papier und Reißblei. Der König schrieb zu Pferde einige Zeilen, faltete dann das Blatt, zeichnete die Adresse darauf, und schloß den Zettel mit einem Stückchen Mundlack, dem er, so gut es ging, sein Petschaft aufdrückte.

„Sie überbringt dies also auf der Stelle dem Herrn Kommandanten. Sie weiß doch, wo er wohnt?“ sagte der König, und indem er ihr erst den Brief, dann einige Goldstücke in die Hand legte, fügte er hinzu: „Und hier etwas zum Botenlohn. — Wie steht's? Hat Sie schon einen Mann?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber doch schon einen Schatz?“

Sie schüttelte abermals den Kopf und wurde feuerroth.

„Nun, nun, ich verstehe!“ sagte der König. „Gehe Sie. Der Kommandant muß auf der Stelle diesen Brief haben. Hört Sie?“

Das Mädchen nickte ehrerbietig. Der König ritt fort. Die Generale lachten still. Sie erriethen den Inhalt des Briefes.

Kaum eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit trat eine Ordonnanz zum Feldweibel Wilmson und holte denselben in das Haus des Kommandanten. Er ward, sobald er gemeldet war, in ein großes Zimmer geführt, worin er, außer dem Kommandanten, noch den Obersten seines Garderegiments und den Feldprediger fand. Alle drei lachten. Dies Lachen bildete einen widerlichen Gegensatz zum Winseln und Schluchzen, welches sich aus einem benachbarten Zimmer vernehmen ließ und von einer weiblichen Person herzurühren schien.

„Wilmson," sagte der Oberst, „ich habe dir angenehme Nachricht anzukündigen. Alle deine Kameraden werden dich beneiden, weil der König dich so ungemein begünstigt."

Der Feldweibel erschrack freudig. Er erwartete nichts Geringeres, als der König habe ihm Abschied und Freiheit bewilligt. Er vergaß darüber seine ehrerbietige, soldatische Haltung, und fuhr mit den Händen zusammen, die er stumm und erwartungsvoll faltete.

„Kann Er's errathen?" fragte der Kommandant lächelnd: „Hat Er einen Wunsch?"

„Meine Freiheit, meinen Abschied!" versetzte der Feldweibel.

„Possen!" schrie der Oberst: „Es ist etwas Besseres, als das. Was machst du dir aus dem Abschied? Man weiß ja, du bist jetzt gern Soldat. Denke dir also etwas Besseres! Nun, es ist umsonst. Das fällt dir nicht im Traume ein. Denke, der König hat dir ein Mädchen ausgesucht."

Der Feldweibel riß die Augen weit auf, und konnte vor Erstaunen nichts sagen, als: „Ein Mädchen? Was soll ich mit dem?"

Alle schlugen lautes Gelächter auf. „Narr du!" schrie der Oberst: „Was anders, als eine Frau daraus machen?"

Wilmson schüttelte stolz den Kopf.

„Bei meiner Ehre," sagte der Kommandant, „es ist das schönste Kind von der Welt; Potsdam und Berlin weisen keine größere Schönheit auf. Ich sage Ihm, Feldweibel, es ist auf Ehre eine Schönheit, eine große!"

„Aber ich verheirathe mich nicht, und wäre es die größte!" entgegnete der Feldweibel.

Der Kommandant antwortete trocken: „Darum wird man Ihn nicht fragen. Es ist des Königs Spezialbefehl. Das Mädchen ist im

Nebenzimmer und heult; hat wahrscheinlich schon etwas Liebes. Hier steht der Feldprediger. Die Trauung geschieht auf der Stelle. Damit Punktum.“

„Aber wie kann der König,“ rief Wilmson mit innerm Grimme, „wie kann der König ...“

„Das geht Ihn und uns nichts an. Hier der eigenhändige Befehl Sr. Majestät. Er lautet dahin, ich solle ohne Verzug den Feldweibel Wilmson mit der Ueberbringerin des königlichen Handschreibens in Gegenwart des Herrn Obersten kopuliren lassen, und auf keine Einwendungen hören. — Also still! Ich nehme nicht Wenn's und Aber's an, weder von Ihm noch von dem Mädchen.“

„Nie gebe ich Hand und Herz auf Befehl des Königs. Der König kann das nicht durch Befehl erzwingen!“ rief Wilmson.

Der Kommandant machte ein ernstes Gesicht und sagte: „Hand und Herz soll Er behalten, aber das Mädchen nehmen. Nur nicht weiter gemuckst, oder ...“

„Es ist wider menschliches und göttliches Recht!“ rief Wilmson.

„Geht den Soldaten nichts an!“ entgegnete der Kommandant.

„Herr Kommandant, Herr Oberst, zwingen Sie mich nicht, um Gotteswillen nicht!“ schrie Wilmson empört: „Sie machen zwei Menschen unglücklich. So wahr Sie mich zwingen, so wahrhaftig erleben Sie, ehe der Tag vergeht, ein schreckliches Schauspiel! Aus der Braut wird eine Wittwe, aus der Hochzeit ein Begräbniß. Ich werde frei bleiben, trotz Ihrer und Ihres Königs Gewalt, sobald ich frei sein will.“

Der Oberst trat zu ihm, traulich, beruhigend, ihm auf die Achsel klopfend und sagte: „Närrchen, der Befehl des Königs muß vollzogen werden. Gehorche. Es wird dich nicht gereuen. Du empfängst gewiß zur Aussteuer mit dem Mädchen zugleich ein köstliches Hochzeitgeschenk. Folge mir diesmal! Das Mädchen ist allerliebst, und das Unglück, es zur Frau machen zu müssen, nicht groß. Man gewöhnt sich zuletzt an nichts leichter, als an ein so allerliebstes Unglück.“

Da trat Wilmson einen Schritt vor, und sagte stolz und kalt: „Der König kann mir nichts mehr schenken, nachdem er mir mehr geraubt hat, als er aus seinem Reichthum irgend einem Sterblichen zu geben vermag. Er hat mich aus dem Schoos meiner glücklichen Familie, aus dem Arm meines theuern Vaters gerissen. Er hat meine persönliche und bürgerliche Freiheit vernichtet, und mich zu

einer Gliederpuppe erniedrigt, der ich vorher Mensch war. Diesen Augenblick läßt er mir durch Sie ankündigen, daß ich noch elender werden müsse, als ich schon durch ihn war. Er soll sich in der Berechnung seiner Gewalt irren. Wer den Tod nicht fürchtet, hat nichts zu fürchten. Ich erkläre Ihnen hiermit, ich gehorche nicht. Und gebrauchen Sie Zwang: so kommt mein Blut über Sie. Dies ist mein fester Entschluß, das mein Schwur. Bedenken Sie, was Sie thun wollen.«

»Schnickschnack!« rief der Kommandant ärgerlich: »Halt Er das Maul und gehorch' Er Seinem Monarchen, der's mit Ihm gut meint. Ich will keine Zeit mit Ihm länger verlieren.« Damit ging der Kommandant zur Thür und winkte hinaus. Zwei Unterofffiziere von der Garde traten herein. Der Kommandant flüsterte ihnen einige Worte in's Ohr. Sie blieben an der Thür, wie Bildsäulen, stehen. –

Der Obrist, die Hände auf den Rücken zusammengefaltet, ging etwas unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick voller Mitleiden und Besorgniß seitwärts auf den unglücklichen Wilmson, der ihm lieb war. Er zog den Kommandanten an's Fenster und redete leise mit ihm. Die Antworten des Letztern verriethen sich aus seinem Achselzucken. Während der Stille im Zimmer hörte man nebenan das Gewinsel und dumpfe Schluchzen deutlicher; von Zeit zu Zeit mehrere weibliche Stimmen durcheinander reden.

»Das Ding muß auf Ehre ein Ende nehmen!« sagte der Kommandant: »Es ist Königs Wille. Herr Feldprediger, machen Sie sich fertig.«

Mit diesen Worten begab er sich zum Nebengemach. Er ließ die Thüre offen. Eins der Frauenzimmer stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Zwei Weiber ergriffen es unter den Armen und schleppten es vor. Der Oberst wandte erschüttert den Blick von dem Schauspiel ab. Wilmson stand düster da, den Blick zur Erde geheftet, sah nicht auf und wälzte einen gräßlichen Entschluß in seiner Seele.

Der Feldprediger trat vor. Wilmson sah und hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Der Oberst trat zu ihm und schob ihn vor den Feldprediger hin, indem er schmeichelnd sagte: »Geh', geh', mein guter Bursch. Sei brav!«

Jetzt erst bemerkte Wilmson den Feldprediger mit aufgeschlagener

Agende vor sich, und neben sich die, welche seine Braut sein sollte, von zwei Weibern gehalten und unterstützt, schluchzend, weinend, das Gesicht in ihr Schnupftuch gedrückt. Sie that einen tiefen Seufzer, und indem sie das nasse Tuch vom Gesichte nahm und unwillkürlich seitwärts auf Wilmson blickte, erkannte dieser in ihr Clementinen. Er war so verwirrt, daß er sich selber nicht glaubte und ganz regungslos blieb. Clementine erstarrte im ersten Augenblick. Eine dunkle Röthe flog plötzlich über ihr blasses, verweintes Antlitz; dann ward sie einer Leiche ähnlich bleich. Sie sank mit einem Seufzer kraftlos zusammen.

„Ihr habt die Unglückliche gemordet!“ schrie Wilmson: „so mordet mich denn auch.“ Er umfaßte die Ohnmächtige und trug sie zu einem Sessel. Sie erholte sich bald unter den Hilfsleistungen der beiden Weiber. Kaum schlug sie die Augen auf, rief der Kommandant: „Sie lebt noch! Vorwärts, Herr Feldprediger, und frisch weg kopulirt. Machen Sie es kurz und bündig, ehe das Ding da den Geist aufgibt. Feldweibel, stell' er sich neben den Stuhl. Seine Braut mag sitzen bleiben. Nun darauf los, Feldprediger.“

Der Feldprediger gehorchte. Wilmson stand gedankenlos da, sein Auge auf Clementinen niedergesenkt, die in Ohnmachten verloren, von Zeit zu Zeit, wie eine Sterbende, die Augen aufschlug und wieder schloß. Man fragte den Bräutigam und die Braut um kein Jawort; man ließ sie keine Ringe wechseln, sondern steckte ihnen solche an die Finger, so gut es ging. Die Zeremonie war vorüber.

Der Kommandant trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ließ eine Miethkusche holen. „Wenn mir das Ding nur nicht im Hause stirbt!“ schrie er: „Auf Ehre, das war ein höllisches Stück Arbeit. Zehntausendmal lieber in ein Bataillon Quarré eingebrochen!“

Der Oberst zog den Feldweibel zu sich, der noch immer starr und stumm da stand, und sich das Unglaubliche nicht entwirren konnte. „Mein Sohn,“ sagte der Oberst, „beruhige dich. Das Unglück ist nun einmal geschehen. Du kannst es nicht ändern. Laß deine rasenden Gedanken fahren; das taugt nur für feige Memmen. Du siehst da das arme Mädchen, es ist deine Braut, dein Weib. Es jammert mich. Behandle es schonend. Ihr Leben hängt an einem Spinnefaden. Ein rauhes Wort von dir, zerreißt ihn. Sei menschlich und beherrsche deinen Unwillen. Das gute Kind ist an deinem Unglück

ohne Schuld. Gib mir die Hand darauf, mein Sohn, daß du nicht in der ersten Betäubung und Leidenschaft handeln willst. Es soll dich nicht gereuen. Ich will mich deiner väterlich annehmen. Gib mir die Hand darauf, dich keiner Verzweiflung zu überlassen, sondern die Stunden ruhiger Ueberlegung zu erwarten.“

Wilmson gab dem gütigen und besorgten Manne schweigend die Hand, ohne von Allem, was er sah und hörte, das Mindeste zu begreifen. Eine solche Höllen- und Himmelfahrt binnen einer halben Stunde wäre aber auch wohl vermögend, dem Verstand des Besonnensten Schwindel zu verschaffen.

Ein Miethwagen fuhr vor. Der Kommandant winkte den Weibern: „Fort mit ihr, fort!“ Man führte oder trug Clementine in den Wagen. Wilmson blieb träumend, wie er war, am Fenster, bis ihn der Oberst weckte. „Vorwärts, mein Sohn!“ sagte er zum Feldweibel mit Herzlichkeit: „Du hast mir die Hand gegeben, würdig zu handeln. Ich zähle auf dich und dein Ehrenwort. Geh', in den Wagen; führe das arme Mädchen in deine Wohnung ein, und vermehre die Verzweiflung der Unglücklichen nicht durch Grausamkeit und Härte. Es wäre unmännlich, diese Verlassene ärger zu quälen, als sie schon von ihrem Schicksal gequält ist. Geh', Freund, beruhige sie und dich selbst, so gut du es in deiner Lage vermagst, durch freundliches Gespräch. Geh'!“

Wilmson ging. Er stieg in die Kutsche, wo Clementine sich matt und ängstlich in einen Winkel geschmiegt hatte. Er setzte sich zu ihr. Der Wagen rollte fort.

„Aber ist das Alles wahr? Ist das Alles Wirklichkeit?“ sagte er mit einem Blick, in welchem das Entzücken funkelte, indem er Clementinens Hand an seine Brust drückte: „O theure Clementine, wenn ich nur träumen sollte, wecken Sie mich nicht. Wenn ich nur wahnsinnig wäre, so lassen Sie mich nicht heilen.“

Clementine drückte schwach seine Hand und lächelte ihn schweigend an, und schüttelte das schöne Köpfchen. Noch hing auf ihrer blaßgerötheten Wange eine Thräne.

Der Wagen hielt. Wilmson hob die Anvermählte heraus und führte sie in das Haus, worin er wohnte.

10.

Wenn wir schon im Erdenleben
Liebe nehmen, Liebe geben,
Welt, so bist du uns gewiß
Paradies.

Als das Pärchen bis zur Treppe gekommen war und Clementine hinaufsteigen sollte, weigerte sie sich verlegen. „Wohin soll ich? Herr Wilmson, wohin führen Sie mich?“

Wohin anders, als in meine Wohnung, theure Clementine? Wir sind vermählt mit einander, ohne unsere Einwilligung. Ich gehöre Ihnen, Sie gehören mir. Ich weiß nicht, wie die Sache gekommen; weiß nicht, wer dem Könige das heiligste und schönste Geheimniß meines Herzens verrathen konnte. Ich bin an Allem unschuldig. Unser Loos aber ist unwiderruflich entschieden.“

Er führte die Zaudernde, welche jeden Augenblick still stand, die Treppen hinauf, öffnete sein Zimmer und ließ sie eintreten.

Sie stand fremd, schüchtern und verschämt in der Mitte eines geräumigen, artig ausgeschmückten Zimmers, wie es nicht leicht bei einem Feldwebel erwartet wird. Bücher und Schriften, kleinere Kleidungsstücke, Blumen und Musiknoten lagen auf Stühlen und Tischen in etwas junggesellenhafter Ordnung umher; Zeichnungen auf dem Erdboden, Schuhe neben einer Weinflasche im Fenstergesims.

„Ach, Clementine, als ich vor wenigen Viertelstunden diese Stube verließ, konnt' ich nicht glauben, solchen Gast zu empfangen.“

„Herr Wilmson, haben Sie in der That nichts voraus gewußt von Allem, was geschehen ist? Haben Sie nichts Ihrem Oberst, oder vielleicht dem König selbst, ... ach, Herr Wilmson, gestehen Sie es nur, ich bin nicht der Gegenstand gewesen, um welchen Sie so gewaltthätig werben ließen.“

„Sie haben Recht, theure Clementine. Ich hätte es nie gewagt. Ich bin durchaus schuldlos an der Begebenheit. Ich habe Sie nie vom Könige begehrt.“

„So sind Sie unglücklich, wie ich's bin, Herr Wilmson. Sie haben das Kammermädchen des Kriegsrathes Bär verlangt. Die Unglückliche wußte nicht, was der Brief enthielt, den sie mir gab.“

„Ich habe weder die Ehre, den Kriegsrath, noch sein Kammermädchen zu kennen. Ich ward zum Kommandanten beschieden, erfuhr dort erst den Willen des Königs, der mir ein Mädchen zur Frau be-

stimmte, das ich nicht kannte. Ich drohte mit Selbstmord, wenn man mich zwingen würde. O theure Clementine, konnte ich denn glauben, daß Sie mir bestimmt waren? Niemand nannte Sie mir.«

Nun erzählte er umständlich die seltsame Geschichte der letzten Stunde. Clementine hörte sie mit Verwunderung. Nun erzählte auch sie, auf welche Weise sie in das Haus des Kommandanten gekommen sei. Sie war nämlich in Geschäften ihrer Herrschaft ausgegangen und dem obenerwähnten langen Kammermädchen begegnet, mit dem sie seit einiger Zeit nachbarliche Bekanntschaft gemacht hatte. Sei es, daß das Mädchen Eile, oder sonst einen Grund hatte, nicht in des Kommandanten Haus zu gehen, sie bat Clementinen, den Brief, der ihr von einem Offizier, einem General, oder wer er gewesen sein möge, gegeben worden war, an die Behörde zu bestellen. Clementine leistete ihr die Gefälligkeit, gab den Brief an eine Ordonnanz ab und hatte sich schon entfernt, als sie schnell zurückgerufen wurde. Der Kommandant erklärte, es sei des Königs Wille, sie müsse sich auf der Stelle mit einem jungen, hübschen Burschen von der Garde kopuliren lassen. Sie mußte ihren Namen angeben. Clementine behauptete vergebens, es sei Irrthum. Man hielt sie mit Gewalt fest, da sie die Ueberbringerin des königlichen Befehls gewesen; und der König schreibe ausdrücklich von der Ueberbringerin. Sie erklärte vergebens, daß sie den Brief von einem andern Mädchen übernommen habe; der König werde dieses gemeint haben. Man lachte dazu. Der Oberst und der Feldprediger wurden berufen. Clementine gerieth vor Angst und Schrecken in verzweiflungsvolle Sinnlosigkeit, von der sie erst beim Anblick Wilmsons genesen sei.

Clementinens Erzählung, statt in Wilmsons Gedanken das Räthsel zu lösen, verwirrte ihn nur noch mehr.

»Also nicht Sie waren mir bestimmt? Und Sie sind mir gegen des Königs Willen zu Theil geworden?« rief er und konnte sich des Lachens nicht wehren: »Uebler hat sich noch kein König verrechnet, und glücklicher hat noch kein Quiproquo gemacht.«

»Aber,« sagte Clementine und sah sich ängstlich um, »was soll daraus werden? Das kann doch nicht gelten. Ich kann doch nicht... ich werde nicht ...«

»Clementine, Sie sind mir angetraut. Wir sind unauflöslich verbunden. Der höchste aller meiner Wünsche, meine Sehnsucht ist erfüllt, und die unerhörteste Gewaltthat hat mir aufgedrungen, was

ich nur von Ihrem Herzen, als freies Geschenk, als Belohnung meiner reinen und treuen Liebe mit Schüchternheit hoffte. Ja, ich habe Sie geliebt, mit Leidenschaft, seit dem ersten Tage in Magdeburg. Sie waren und blieben mein einziger Gedanke. Sehen Sie doch da und da auf Büchern und Zetteln Ihren Namenszug; lesen Sie da in der Fensterscheibe das Wort Clementine, mit dem Diamant eingeschnitten! Ach, könnten Sie in meinem Herzen lesen!"

Clementine sah erröthend auf den Jüngling, dann verlegen umher nach der Thür. "Ich kann ja doch unmöglich ... bei Ihnen bleiben!" sagte sie in verschämter Verwirrung und Bangigkeit.

"Wie?" rief Wilmson: "wollten Sie mich verlassen? Was der Himmel wunderbar genug gefügt hat, vernichten? Ganz Potsdam weiß jetzt die wunderliche, ich möchte sagen, die tolle Begebenheit, weiß, Sie sind meine Braut, meine Anvermählte, mein Weib ... o Clementine, welch ein Himmel liegt für mich in diesen Worten! — Wohin wollen Sie? Wer würde Sie aufnehmen? Ach, ich glaubte nicht, daß ich Ihnen so gleichgültig wäre; und doch nannten Sie mich gestern noch Ihren Freund. Haben Sie denn kein Vertrauen, keinen Glauben an mein Herz?"

Sie sah ihn mit einem zärtlichen Blick in die Augen, reichte ihm die Hand und sagte halblaut mit zitternder Stimme: "Ich glaube ja an Ihr Herz, aber nicht an mein unglaubliches Glück. — O Sie wissen es wohl, wie ... ach, ich sollt' es nicht sagen, ich bin eine Verlassene. Sie waren mein einziger Freund auf Erden. Und wollten Sie es auch nicht sein, ich müßte — dennoch ihre Freundin bleiben. Ich habe Sie immer — —" das Wort erstarb auf ihren Lippen. Sie schlug in tiefem Erröthen die Blicke nieder.

Wilmson umschlang entzückt die Verschämte mit seinen Armen und drückte sie an sein Herz und sagte: "Was denn? immer? ..."

"Geliebt!" flüsterte sie kaum hörbar, und sah mit Augen voller Thränen zu ihm empor. Da drückte er den ersten Kuß des Bräutigams, des Gatten auf die nie entweihten Lippen, und fühlte den schüchternen Gegenkuß.

Nun half sie ihm traulich das Zimmer ordnen und das Nebenzimmer. Wilmson besorgte durch den Aufwärter des Hauses ein stattliches Hochzeitmahl, das unter vier Augen genossen wurde; ließ von Clementinens ehemaliger Herrschaft, die schon vom Schicksal ihres Stubenmädchens unterrichtet war, die kleine Habe der Neuvermählten

in seine Wohnung bringen, und alle Bekannte abweisen, welche, unter dem Vorwand des Bedauerns oder Glückwünschens, von Neugier herbeigezogen wurden.

Der Tag verschwand. Die Glücklichen lebten ihn ganz nur sich. Wie viel hatten sie einander zu erzählen! Ein einziger Gedanke allein noch machte sie beide zittern, der Gedanke an den König, und daß er, in seiner furchtbaren Willensstärke, vielleicht eben so gewaltthätig ihre Ehe zerreißen könnte, als er sie geknüpft hatte.

„Als ich deine Gestalt, du Geliebter, in dem schrecklichsten Augenblick meines Lebens neben mir, wie in einem Nebel erkannte, ward es in mir wieder stiller!“ sagte Clementine: „Ohne dies wäre mein Tod unvermeidlich geworden. Und er ist unvermeidlich, wenn mich ein königlicher Machtspruch wieder von dir reißt. Die Ewigkeit hält ja tausend Pforten offen.“

„Zittere nicht, Clementine. Der König ist gut. Er kann und wird das nicht wollen. Wenn aber dennoch ... wir entfliehen. Jeden Tag, jede Stunde erwart' ich den alten Krabb, jeden Augenblick bin ich zur Flucht fertig. In meiner Brieftasche trage ich ansehnliche Summen. Und mißlingt Alles — du hast Recht, die tausend Pforten stehen offen.“

Indem die Liebenden in die dunkle Abenddämmerung hinein plauderten und koseten, ward an die Thür gepocht. Wilmson trat hinaus. Ein Ordonnanzoffizier stand vor ihm, und brachte den königlichen Befehl: Wilmson sollte mit dem ihm heut' angetrauten Mädchen sogleich auf dem Schlosse erscheinen. Beide hörten mit Schaudern den Befehl. Der Offizier ließ ihnen keinen Augenblick. Clementine warf den Seidenmantel, das letzte Ueberbleibsel ihres ehemaligen Standes, um sich, und Wilmson führte sie schweigend an seinem Arme dem Boten des Königs nach. Erst unterwegs bemerkte der Feldweibel, daß er, wie er zu Hause pflegte, in seinen bürgerlichen Kleidern geblieben. So könne er vor dem König nicht erscheinen. Der Ordonnanzoffizier aber hatte Eile, und gebot, ihm zu folgen.

11.

Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs.

Sie wurden in ihrem Zuge zum ziemlich entfernten Schlosse auf eine sehr unerwartete Weise unterbrochen. Kaum hundert Schritte

mochten sie gegangen sein, als ihnen fluchend und brummend mit großer Hast ein Stelzfuß entgegenkam. Wilmson erkannte sogleich den getreuen Krabb, und streckte ihm durch die Dunkelheit die Hand entgegen. Er war's. Wilmson gebot ihm Schweigen und deutete auf den Offizier. „Ist Alles bereit? Wo sind Wagen und Pferde?" flüsterte er ihm zu.

„Kreuzbataillon, draußen an der Havelbrücke!" murrte der Alte, und noch ein paar Flüche dazu.

„Geh', und erwarte mich!"

Mehr sprachen sie nicht. Clementine zitterte an allen Gliedern. Wilmson tröstete sie, aber verrieth durch seine eigene Bewegung und den ungewissen Ton seiner Stimme, in welche Unruhe das Zusammentreffen aller dieser Umstände ihn gestürzt hatte.

Sie kamen zum Schlosse. Es herrschte Todesstille darin. Von Zeit zu Zeit hörte man aus entfernten Zimmern eine harte Stimme donnern. Es war die Stimme des Königs.

In einem Saale, wo sonst die königlichen Bedienten sich aufzuhalten pflegten, befand sich der Gardeoberst. Als er Wilmson gewahr ward, trat er ihm näher und sagte: „Du bist brav, mein Sohn. Dein Schicksal ist aber nicht mehr zu ändern. Der König ist gegen den Kommandanten ergrimmt. Dir war ein sehr großes, langes Mädchen zur Frau bestimmt, dem der König diesen Morgen auf einem Spazierritte begegnete. Es ist Verwechslung geschehen. Der König selbst bedauert dich. Es ist ein verdammter Handel. Aber was willst du hier in bürgerlicher Kleidung? Der König will dich sehen."

Wilmson entschuldigte sich mit der Eile und dem Befehl des Ordonnanzoffiziers. Der Oberst ließ sogleich den Feldweibel der Schloßwache erscheinen, und Wilmson mußte aus den Kleidern desselben seine Toilette machen. Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das hellerleuchtete Gemach des Königs geführt.

Als das Paar eintrat, blieb der König finster stehen, und runzelte verdrießlich die Stirn, indem er seine Blicke auf Clementinen heftete. Sie schien einer Ohnmacht nahe. In Wilmsons Zügen malten sich Furcht, Schmerz und verzweiflungsvoller Trotz. Der bleiche Schein der Kerzen entstellte die sonst schönen und edeln Züge beider Gesichter noch mehr.

„Hast du dem Kommandanten nicht gesagt, daß du die Unrechte

wärst, daß dir eine andere Weibsperson meinen Brief gegeben?“ fuhr der König das bebende Mädchen mit rauhem Tone an.

„Ihre Majestät, hundertmal sagt' ich's!“ antwortete Clementine, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme: „Aber man hörte mich nicht an.“

„Ew. Majestät haben mir ausdrücklich verboten, irgend eine Einwendung anzuhören!“ sagte der Kommandant, welcher sehr bestürzt und düster seitwärts stand.

„Schweig' Er den Augenblick!“ donnerte ihn der König an: „Er rede, wenn er gefragt wird! Augen hätte er haben sollen, gesunde Augen. Konnt' er sich denn einbilden, daß ich solchem Kerl von meiner Garde den Zwerg von Mädchen, solch ein schwächliches, zerbrechliches Ding, wie das da, zur Frau geben würde? Nimmermehr.“

Der König ging mit raschen, großen Schritten nachdenkend durch's Zimmer; dann plötzlich gegen Wilmson. „Thust mir leid, armer Teufel!“ sagte er zu ihm mit sichtbarer Gutmüthigkeit: „Wollen sehen, wie sich's ändern läßt! Ich hab's wohl mit dir gemeint, und dich nun durch den kleinen Knörpel da unglücklich gemacht. Ergib dich in dein Schicksal, und spiele keinen gottlosen Streich. Du hast gedroht, Hand an dich legen zu wollen. Untersteh' dich's nicht! Pfui, ein Kerl, wie du, Selbstmörder! Hast du keine Religion und willst ewig verdammt sein? Untersteh' dich's nicht, oder ich lasse dich unter den Galgen begraben und . . . Höre, ich will's dir wieder gut machen. Bitte dir eine Gnade aus. Ich will dir Alles gewähren; aber von dem kleinen Geschöpf da kann ich dich nicht wieder losmachen. Das ist gegen Gottes Gesetz. Sonst bitte, was du willst, und ich gewähre es dir gern. Was wünschest du? Was könnte dich zufrieden stellen?

Wilmson besann sich nicht lange: „Ew. Majestät, die Freiheit, meinen Abschied aus dem Dienst.“

Man sah, diese Bitte hatte der König nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück mit unzufriedenem Gesicht. Nach einer Weile sagte er lächelnd: „Hat mich der Blitzbursche gefangen! Aber ich habe dir Vieles gut zu machen. Ich halte dir Wort. Du bist frei. Geh'! Doch morgen begib dich zu deinem Obersten. Vielleicht änderst du über Nacht den Sinn. Er wird dir noch Vorschläge thun in meinem Namen. Geh' und versöhne dich mit deinem Schicksal, das ich dir wider meinen Willen gegeben habe.“

Die Thüren öffneten sich. Wilmson und Clementine, entzückt von der Gnade des gutmüthigen Monarchen, entfernten sich. O, um wie viel lieber wären sie dankbar zu seinen Füßen auf die Knie gesunken! Rasch wechselte Wilmson seine bürgerlichen Kleider wieder gegen den abgelegten Soldatenrock ein. Er war frei. Der Gedanke machte ihn trunken. Als er mit Clementinen hinaustrat in die Nacht auf die Straße, schloß er die Geliebte an seine Brust und rief: „Ich bin frei! frei! Ich sehe meinen Vater wieder!“ Dann gingen sie, innig an einander gepreßt, langsam hinaus, um den alten Krabb bei der Havelbrücke aufzusuchen, der ihrer draußen harrte, und ihn zum Zeugen ihres Glücks zu machen, statt seine Fluchtanstalten zu benutzen.

So wandelten sie dahin. Wie finster der bewölkte Himmel über sie hing, — ihnen strahlte Alles in wunderbarer Herrlichkeit. Das rothe Licht, welches hier und da durch die Nacht von einem erleuchteten, einsamen Fenster schimmerte, war ihnen Morgenröthe des ewigen Festtages.

„O, ich bin so selig,“ sagte Clementine, „o, ich bin allzuglücklich. Ich kann nicht glauben, daß Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich fürchte mitten in meiner Ueberzeugung, und habe Angst mitten in meiner Freude, es komme neues Unglück und zertrümmere unser Paradies!“

Sie sagte es; und in der That schien ihnen ein Unglück nachzukommen. Sie hörten hinter sich die raschen Fußtritte eines Menschen, bald näher seinen fliegenden Odem. Er nahm, da er ihrer in der Finsterniß gewahr ward, die Richtung gegen sie. Wilmson, als er dies bemerkte, blieb stehen. Er erkannte den Mann nicht, der nur einen Augenblick verweilte, und mit kurzathmiger, hastiger, ängstlicher Stimme sagt: „Um Gotteswillen, machen Sie sich fort! fort! Sie werden arretirt! Eilen Sie davon, so schnell Sie können!“ — Damit rannte der Mensch hinweg. Wilmson stand bestürzt neben Clementinen und sagte: „Was ist das? Hat der König den Sinn geändert? Bereut er, mein Glück gemacht zu haben? Hat er vielleicht erfahren, daß er mir wider seinen Willen Dich gab, du höchstes Ziel meiner Wünsche? Laß uns eilen! Die Warnung kommt von meinem guten Obersten!“

„Meine Glieder aber sind vom Schrecken wie gebrochen!“ seufzte Clementine: „Meine Ahnung, o meine Ahnung! Ich kann nicht weiter. Laß mich Odem schöpfen.“

Sie sank mit diesen Worten kraftlos. Er hielt sie im Fallen. Er hob sie auf seinen Arm und trug sie schnellen Schrittes fort. Nicht lange war er gegangen, bemerkte er in der Finsterniß unter den Bäumen einen wartenden Wagen. Er näherte sich demselben. Ein breitschultriger Mann saß auf dem Kutschenbock; ein Anderer riß den Kutschenschlag auf und rief mit gedämpfter Stimme: „Geschwind hinein! geschwind! wir dürfen keinen Augenblick verlieren.“ Man hob die entkräftete Clementine in den Reisewagen; schnell folgte Wilmson. Der Diener sprang auf den Kutschensitz. Im Trab ging's davon.

Clementine schien in einer Ohnmacht. Wilmson gerieth in Angst. Er wollte halten lassen, in der Hoffnung, frisches Wasser in der Nähe zu finden. Er lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Krabb, Krabb!“

„Teufel, was soll das, Herr Wilmson, sind Sie toll und besessen?“ erwiederte die Stimme des barschen Invaliden durch die Finsterniß und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Zum Glück erholte sich Clementine. Sie that einen tiefen Seufzer. Sie hob an zu sprechen und fragte: „Wo sind wir?“

Es gelang ihm, liebkosend die Furchtsame zu beruhigen. Was ihn selber aber am meisten beruhigte, war eine Flasche Malaga und einige Eßwaare, die er beim Suchen und Umhertappen in den Wagentaschen fand. Der edle, bittersüße Feuertrank aus den hesperischen Gärten stellte Clementinens Kräfte her, und erquickte auch ihn, daß er zur frohen Laune zurückkehrte. Welch eine himmlische Nacht, wenn schon kein Stern herniederfunkelte! Sein junges Weib an der Brust, schien es, als werd' er in einem Wolkenwagen durch die Lüfte getragen.

Bald aber hatten die Glücklichen neue Ursache zur Unruhe. Man hörte in einer Entfernung hinten Pferdegetrappel, Menschenstimmen. Offenbar wurden sie von Nachsetzenden verfolgt. Es scholl deutlich aus der Ferne das schreckliche Halt! halt!“ und die auf dem Bocke vorn riefen: „Vorwärts!“ Die Peitsche pfiff; die Pferde sprengten mit dem Wagen über Stock und Stein, bis sich hinterwärts jede Spur der Verfolgenden verlor.

So ging es durch Dorf und Wald und Feld; bald schneller, bald langsamer, bis der Weg durch tiefen Flugsand führte. Es mochte Mitternacht schon vorüber sein. Man ließ die erschöpften Rosse sich

im Schritt erholen. Aber nicht lange, so hörte man wieder hinterwärts Rosse wiehern. „Vorwärts!“ schrien die vorn auf dem Bocke; die Peitsche pfiff. Rasch flog der Wagen über den Sand hin. „Halt! halt!“ schrien schon ziemlich nahe die Verfolger. Es fielen einige Schüsse. Eine Kugel schlug durch den Wagen. Clementine bebte in Todesangst an Wilmsons Brust.

Auch diesmal noch rettete die Kraft der vortrefflichen Rosse. Die Nachsetzenden blieben weit im Sande zurück. Nur wenige Minuten hielt der Wagen vor einem einsamen Hof an. Es stand Vorspann bereit. Der wackere Krabb hatte meisterhaft gesorgt. Mit frischen Rossen ging's im Trab weiter. Nach und nach verlor sich die Furcht der Flüchtlinge wieder. Clementine sank übermüde an die Brust ihres Freundes und entschlummerte. Der Wagen zog weich durch den sandigen Weg hin. Die Stille und Einförmigkeit der Bewegung lockte auch in Wilmsons Augen erquickenden Schlaf, gegen dessen Gewalt er sich vergebens sträubte.

Beide erwachten erst, als schon das Tageslicht begann, und durch die aufgezogenen Kutschenfenster schimmerte. Sie fühlten, der Wagen halte. Sie hörten draußen heftigen Wortwechsel. Der alte Krabb ließ sich mit seiner Donnerstimme in lästerlichen Schwüren und Flüchen vernehmen.

Wilmson vermuthete Gefahr. Er öffnete das Fensterlein der Kutsche und ward Zeuge eines wunderlichen Schauspiels. Da stand der treue Invalide und fuchtelte mit bloßem Säbel einen jungen, wohlgekleideten Mann, der, genauer betrachtet, kein anderer als der bekannte Herr Kiek war, im zeisiggrünen Rock.

„Du verdammter Schuft, du Leute-Entführer, sollte ich dir nicht meine Klinge im Leibe umdrehen?“ schrie Krabb, und fuhr immer fort, den Rücken des Zeisigs zu bläuen: „Habe ich dir nicht gerufen, still zu halten?“

„Herr!“ schrie Kiek heulend mit gefalteten Händen: „Sie haben hier kein Recht mehr. Wir sind nicht mehr auf preußischem Gebiet und Boden!“

„Ich wollte, mein Pistol hätte dir schon auf preußischem Boden den Pavianskopf mit Blei gefüttert!“ schrie Krabb und fuhr in seiner Korporalsarbeit unverdrossen fort.

„Halt!“ rief Wilmson zum Wagen hinaus: „Bist du rasend, Krabb? Was hat der Mensch dir gethan?“

„Was? Alle Wetter! Entführt hat er Sie mir. Wer weiß denn, was der Judas mit Ihnen vorhatte?“ sagte Krabb und ließ seinen Arm ruhen, um Odem zu sammeln.

Kiek, froh, dem grimmigen Schnurrbart zu entgehen, stand ganz verblüfft, als er Wilmsons Kopf aus dem Wagenschlag hervorschauen sah. „Mein Gott und Herr!“ schrie er voller Entsetzen: „Wie kommt denn Er da in den Wagen meiner Herrschaft?“

Mehr konnte er nicht sagen, denn Krabbs flache Klinge fiel ihm schon wieder auf den Rücken. „Ich will den Schubjak Mores lehren. Was? Er nennst du meinen jungen Herrn?“ schrie der Invalide.

Wilmson sprang aus dem Wagen und stiftete Frieden. Nach vielen Fragen, Hin- und Herreden lösete sich das Räthsel, aber zu Kieks unaussprechlicher Bestürzung. Es ergab sich, Kiek habe als Helfershelfer im verbotenen Liebeshandel eines jungen Herrn von Stande, der mit seinem Liebchen entwischen wollte, Hand geboten und in den Reisewagen das unrechte Pärchen gepackt. Krabb hingegen, der mit vierspänniger Chaise auf Wilmson gewartet hatte, hörte, als Kieks Wagen an ihm vorüber sprengte, Wilmsons Stimme rufen, da dieser halten lassen wollte, um für die ohnmächtige Clementine Wasser zu fordern. Der gute Schnurrbart glaubte, sein junger Herr sei arretirt und werde auf eine Festung gebracht. Er wollte nun das eigene Leben daran setzen, ihn zu befreien. So war er mit seinem wohlbezahlten Kutscher der nächtliche Verfolger gewesen, der Allen Furcht gemacht hatte.

Der arme Zeisig gerieth in wahre Verzweiflung, als er jetzt seine Lage erkannte. „O, meine Herrschaft! o, der junge Baron! was ist nun aus ihnen geworden! Weh' mir, was soll ich thun? Was wird aus mir?“

„Ein Schwengel am Galgen!“ rief der Invalide.

Aber Herr Kiek konnte nichts entgegnen; denn neues Erstaunen lähmte ihm die Zunge. Er stand wie versteinert, als Wilmson ein junges Mädchen aus dem Wagen hob, das die Arme um Wilmsons Nacken schlug, und beim Wenden des Gesichts Clementinen erkennen ließ. Er stand da, wie ein wahres Märterbild, mit dem wechselnden Ausdruck aller Leiden und Leidenschaften. Bald blickte er scheu hinter sich nach Krabbs bloßem Säbel, bald mit allem Grimm der Eifersucht auf das glückliche Pärchen, welches Arm in Arm dem Wirthshause zuging, vor dem die Wagen der Verfolgten und der Verfolger

Halt gemacht hatten, bald fluchte und brüllte er wie ein Wahnsinniger, wenn er die leere Kutsche betrachtete, in der er statt seiner neuen Herrschaft, die er in Potsdam jedem Schicksal preis gegeben, die zwei Personen entführt hatte, welche ihm unterm blauen Himmel die verhaßtesten geworden waren.

Wilmson, dem nun deutlich ward, daß die Mahnung zur eiligsten Flucht, die er und Clementine auf der Straße von dem Unbekannten empfangen hatten, und eben desselben Warnung vor Arrestation, ganz andern Personen gegolten, schickte sogleich durch Eilboten einen Brief an seinen Gönner, den Gardeobersten. Er berichtete diesem das nächtliche Abenteuer und seine Entführung durch den ehemaligen Kammerdiener des Geheimenraths Gundling. Er erklärte, nach Potsdam zurückkehren zu wollen, wenn man dort seine Entführung nicht als Desertion auslegen würde.

Erst nach drei Tagen kehrte der Bote zurück. Der Oberst sandte in freundlichen Ausdrücken seinem gewesenen Feldweibel den ehrenvollen Abschied vom Regiment und die Versicherung, der gute König habe herzlich über die Entführung gelacht, durch welche in einer der angesehensten Familien zum Glück groses Unglück verhütet worden wäre.

Wilmson mit seiner jungen Frau und dem treuen Krabb fuhren gemächlich durch Deutschland den Ufern des Bodensees zu, wo die Glücklichen mit Sehnsucht erwartet, mit Freudenthränen empfangen wurden.

Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Der Bruderzwist*).

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — auf den Berg um. Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher, wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus, wie ein Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen, und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schließe mir dein Herz auf.“

Da sprang er jäh vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen in's Antlitz, als wollte er mich verzehren.

„Was säumest du? frisch auf und sprich!“ sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein

---

*) An der Handschrift fehlten ganz im Anfange derselben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Nässe oder Staub beschädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gefügten Kapitelüberschriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüsten Lebensweise jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattseiten stand immer die Zahl des Jahres, in der sich die Geschichte zutrug. Die erste Jahrszahl ist 1589.

Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkoren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen.«

»Oho!« rief ich: »sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre es, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht fürder nachgehe. Auch ist es mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen.«

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Graf Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: »Mein Sohn, sie ist die Deine, und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wirb um des Fräuleins Gunst.«

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals. Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen, aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Grafen Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: »was ist dem Herrn begegnet?« entbrannte mein Herz, und es befiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Antheil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen

Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unsern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig, und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allezeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder anderes Sinnes sei!“

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen erwiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil.“

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinne wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige vor der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abenteuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Mur zwischen grünen Matten wie ein

breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an dem Gebirge die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurückkam; und ich erschrack höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?" Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht," sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin." Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Grafen Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben."

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe. Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ich's verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, mich unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ich's ihm selbst bei erstem Anlaß sagen.

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küssen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und ließen uns finden. Eine Trennung war beweglicher als die andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: »Meineidiger!«

Ein anderer, als er, hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ich's hin.

Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hineintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: »Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahre in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen.«

»Gnädiger Herr, je eher je lieber!« rief ich, und war außer mir vor Freuden; denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und wußte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er noch freundlicher, und nahm meine Hand, sagend: »Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen; und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht

gebrechen. Es muß alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber Niemandem anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause.«

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht so nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus familiaris gehört habe.

Ich erwiederte: »Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Säckel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß.«

»Dem ist also!« sagte der Graf. »Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther einst mein Oheim Veit von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln noch das Gift der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut' Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserliche Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert.«

Da konnte ich mich nicht überwinden, zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: »Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brücke sprengte. Als er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters.«

Noch vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe

anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grota dem Grafen Ulrich verlobt. Es waren Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein Anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir schieden spät Nachts auseinander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Graf Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn Alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als Alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Graf Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden: denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte

mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von Allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte dem Graf Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14. Juni 1589 reisete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde, wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen, und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhte ich einige Tage aus, denn die Rosse hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mich seine Gärten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervorsprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die mit himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgard, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden, der mich einlud, einem Konzerte seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Kostnitzer-See's, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des See's zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt würden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gaule, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Kostnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Wiederschein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Kostnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammt. Mochte es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft an's Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Withelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen wurden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Gärten und Bergen schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht auf einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen.

denn es stürmte sehr und war regnerisch, und der See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mir's gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir nahe beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten, zu sinken zu müssen. Selbst die drei Schiffleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagte zu mir in italienischer Sprache: es dünke ihm in einer Wiege geschaukelt zu werden. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir mit seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann," sprach ich, „seid Ihr Eures Lebens so gesichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?" Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeußersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie ein Floß, und wir fahren sicher d'raufhin."

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen sein Rosenkränzchen gezogen hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir Uebrigen stießen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern und warf ihn in's Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn sammt seinem Mantel in's Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenplatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel." — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr kein

Zutrauen habt, so bringe ich Euch an's Land!« sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher Niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel an's Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: »Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.«

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg herab ein eilender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schifflein sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und unsere nassen Kleider trockneten an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

Weg durch Graubünden nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir heraufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigungen um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn Niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: »Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!«

Hart hinter dem Städtlein ging's durch einen hohlen Bergweg hinauf in's hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien in's deutsche Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem freundlichen Thal. Von dannen kamen wir an einem schönen See entlang durch eine finstere enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite mit über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehalten in Brescia an.

Gott der Herr hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ist's umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben billige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; denn die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig so lange er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe seines Gleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenn's nicht Noth ist, der Italiener rankesüchtig: wie mögen die drei zusammentreffen?

Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und

verwünschte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele dalag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obsorge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Grafen Bevilacqua hatte.

Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäßchen ist unsicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Graf Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorge wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschließen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Meistern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten veronesischen Geschlechtern eingeladen; desgleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Werkzeug den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth ward voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Vertrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche an Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Gebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir Alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich zum Kämmerer gewandt: „denn ohne Offen-

barung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden über den Sternen.«

Der Kämmerer erwiederte: »Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclavani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber gar nicht im Ansehen.«

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen, schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib, aber von Göttlichkeit durchströmt; Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

Der Spanier.

Von nun an schien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Sclavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Käſtchen von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, und als ich es eröffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das alleräbnlichste getroffen. Ich war erstarrt von Verwun-

derung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Gemälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuthes, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet,“ sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über Alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich, im Kriege aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!“

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu

keiner Annahme entschließen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber ließ sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten solle.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete Nein, wolle aber auf mein Verlangen Erkundigung um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings,“ sagte er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hundert Jahre alt, und besaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan, und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an und tödtete es. In demselben Augenblicke ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen.“

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch über ferner die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und Viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum besitze. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft halte. „Es gibt zwar,“ sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts

kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstbarkeit zwingen.«

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano, in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich an der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem

ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich aus Vorsicht dem Thorhaimer, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben, und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärm machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß Jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend einer habe mir einen Possen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da war es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da Niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott! seid Ihr es?“ Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden.“ Und sie war in der That nur leicht und nachläßig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahn; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und verwandt mit den Welzern von Kärnthen. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie, von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäfte aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu verhüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmuthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen.“ — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände von gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei? — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden.“ — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche.“ Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach:

„Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet ihr unglücklich. Ich bin verrathen.

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!“ schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt haben!“ — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet Ihr von mir? Ich bin hierher beschieden, und seid Ihr Meuchelmörder, so bekommet Ihr mein Leben nicht umsonst.“ — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch däuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr.“ Und einige der Meuchelmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn euch das Leben theuer ist.“

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann.“ — Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht.“ — Sie antwortete: „Unschuldig.“

Die Magd ließ sich wiedersehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tag erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir sumsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Darum nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclafani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblick fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Gepraffel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Knie wankten. Aber nun ward alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glücklichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draußen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draußen steht!“ — Die Thür ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir im gleichen Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr?“

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der be-

wußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken,“ sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?“

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einige Male stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?“

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn.“

„Wenn Ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist.“

„Wer hat ihn? Wie kauft man solches Gut?“

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset Allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?“

„Wenn's vonnöthen ist.“

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch Niemand geben als der Feuergeist.“

„Wer ist der Feuergeist?“

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.“

„Wie lang muß ich dem Feuergeist dienen?“

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?“

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind.“

Er sprach darauf Vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: „Da Ihr, Herr Alfonso, mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?“

„An guten Zeichen, die er Euch gibt.“

„So fordere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.“

„Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr des noch nicht zufrieden?“

„Lasset Ihr es bei dem bewenden?“

„Nein, Bastiano, noch eins! Ihr sollet ein anderes haben.“ Dann ging er zum Tisch, löschte die Kerzen aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längst Verwesten. „Gut!“ sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ sprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghisilieri will Euch übel, weil seine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Eurer Gefahr im Gebirg von Tirano nach Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclafani's. — Er nahm das Bild und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebet mir noch ein Zeichen!“ rief ich und trat vor ihn.

„Es sei!“

„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?“

„Warum sollte ich nicht? Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. Dann fragte er: wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.“

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?“

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?“

„Reiset morgen gen Peschiera,“ sagte Piccolomini, „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweiget jedermann. Gute Nacht!“

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimer gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhaimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich

gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache. Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der älteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen."

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit."

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen. Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äußerte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen der Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung.

Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterstück der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges anzuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise zu mir: „Betrachtet die Liebe!“ Damit führte er mich hart vor die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich da stand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch,“ sagte Piccolomini, „Ihr solltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten.“

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen, und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal um das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!“ Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tische nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will die Bildsäulen mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unversehrt wieder vor Euch stehen.“ — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: „Was beginnet ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thuet Ihr mehr, als das.“

Er lächelte, und sagte dann: „Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast.“ Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die Andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer, entschuldigten sie sich vielmals, uns verlassen zu haben, und schalten auf den unverständigen Diener.

Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den auserlesensten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Lust des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweggeben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor Allen verbergen und nur der Himmlischen allein gedenken mögen. Da schmälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Frost, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange

vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden von jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht!“ — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, sondern sah gleich einem Blinden gleichgültig über alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Holdseligkeit und süße Betrübniß in den Geberden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal so nahe zu betrachten; doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebietenden Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen der Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich

aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äußerte ich, wie billig, meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters ward kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem verheißen; wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera.

Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und mir die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anderes, als es sei alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen.“

„War also doch kein Traum noch Blendwerk, was ich erfahren?“ rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt.“

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?“

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?“

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet Eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müsset Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird.“

Ich erschrack und sprach: „So viel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten.“ Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem Hause abzuholen. Alles andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Deutschland zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinausgehen in's Feld, und Euch als ein tapferer Kavalier im Krieg herumtummeln, und lustiges Leben führen zwischen Leid und Freud.“

Darauf versprach ich ihm, nach Haus zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir alles mit einander; darauf schied er von mir, und wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimer nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht Alles verloren sein solle.

In Verona hatte Niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer als der Welsche. Doch hütete ich mich wohl vor der Donna Mathilde, des Ghisilieri Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahreszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch

Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab; jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

Ein Mord.

Am siebenundzwanzigsten Tag des April hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen großen Brief mit Wechseln und Anweisungen, Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchungen hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Thorhalmern, und gab ihm Befehl, alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war außer mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghisilieri ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meister Sclafani fast ähnlich worden. Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog meine Knie und küßte ehrerbietig die zarte Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient: denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden

aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten.«

»Ich scheide nicht mit Freuden,« antwortete ich, »und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Angedenken empfehle.«

Sie hob mich auf und sprach: »So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluten, in denen die Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet.«

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mir mit der Scheere eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr und sprach: »O könnte ich doch, wie das gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede von Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben.« Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: Könnte ich nur sterben! — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: Geh, schöner Verräther, und brich mir das Herz.

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafani's Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, daß das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisilieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

»Ungeheuer!« schrie ihm Donna Mathilde entgegen, »willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor.«

»Ha, Vermaledeite,« schrie Don Ghisilieri, »fehlt die Kugel,

trifft ihn das Eisen.“ Damit hatte er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezücktem Degen entgegen, und rief: Don Ghisilieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich schwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme Valet zu sagen, und werde Verona nicht wieder sehen. Donna Mathilde ist die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder.“

Da er aber immerfort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht, was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hilfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herren auf und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen.“

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; andere knieten auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach und wollte es wehren, daß man mich nicht bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfing, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen, und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund*).

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghisilieri sei nach einer halben Stunde Todes verblichen, und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

---

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug abstechen.

Der Tag zu Peschiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch verhieß er mir, daß wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghisilieri meine Hinrichtung verlangen müsse.

Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghisilieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimern, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schließen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an den Hängschlössern vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußstapfen neben mir hin gehen: oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghisilieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach, er sei nie vor der Thür gewesen und Niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leides in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag er-

fuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in groſe Betrübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu leben. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghisilieri's Leben nicht muthwilligerweis geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getös neben mir hören. Ich horchte, und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano her!“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das däuchte mir eine süße Musik; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings mit den Füßen voran durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin ein Gemach gewesen. Und ein starker

Mann lüpfte einen viereckigten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlang er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil lösete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle: da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Mühe von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfing, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei, Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth gelöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Rettung danken?“ Er aber winkte mir bloß mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erstemal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen, wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm; und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eile, bis wir ein Wäldlein von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch deshalb eine Strecke Weges zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine

Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sah ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nur zur weitern Reise an.“

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen; er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth herein kam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam der Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast.“ So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghisilieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohlgethan, Thorhaimer!“

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grünes Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesteln, und ein Biretlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß alles überstandene Ungemach. O güldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tage setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appeninischen Gebirg entgegen, und hielt uns Niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tages blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen lassen. Ich hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem guten

Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wollte mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle Alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe eingefallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthüre gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hinein ließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wünschen unterrichtet,“ sagte der Waldbruder zu mir, „und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst, und kommet wieder, wenn ihr die Glocke läuten höret.“

Ich that auch, wie er mich geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll, welches weder mit eines Menschen noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle, und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner

Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Gegen diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Fläschchen hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und die Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ich's nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprüfen, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten am Wamms gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und drei Mal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwert, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir

senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich beide, und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klause, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen, auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein aber war ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren, und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat wehthun können, und alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerts, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen mögen, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinods verlustig ginge durch eigene Fahrläßigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich un=

verzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tirannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen, und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stämmen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwert in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt, und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mir Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübd zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun in Frieden! Gedenket meines Wortes: es wird Euch wohl gehen, sofern ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten.“

Darauf verabschiedete uns der Greis; wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs sagte mir Don Alfonso: man behaupte, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechzig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier wohl anstehe, der die Mönche nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erloschen und alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte, wir wollen jetzt nach Monte-Marciano in's Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Bannisirten zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmanns, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen

Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bolognesischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete. Der Papst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfennig, wenn ich in's Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichen Angesichtes und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts beikam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Zuniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verließen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen geholt hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Pierconto de Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthalts in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir in's Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da, wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt.“ Ich kleidete mich schnell an,

und eilte mit Alfonso und Thorhaimer, ohne dem Herrn Aldovrandi Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pförtlein der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir in's Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und ließen die Pferde verschnaufen. So kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reitern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!“

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwert gegen die Kapelle ritten, wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Walde vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man stutzig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn fegen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar an Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unsrigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Fersengeld. Drei Reiter von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht,

worauf die beiden Andern den Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte Alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unsrigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran, aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städtlein Forli. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesmäßig erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Graf Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Graf Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen; ich aber immer ein Wildfang gewesen von Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte der Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grota lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Deß grämte ich mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

Wallfahrt nach Loreto.

Wie mich nun der Schneider mit allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona, am Meere gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und bin ich viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu

schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach einem Schiffe zu fragen, das nach Apulien segeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loreto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begier stand längst danach. Ich beschloß demnach zu dem heiligen Orte zu wallfahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reisete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stunde betete ich mit lauter Stimme den Rosenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Land Galiläa hieher getragen, um es den Ungläubigen zu entreißen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, nun ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen in rothem Gewande. Aber ich konnte den Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte, wie ein Kind. Und ich küßte die heilige

Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten viele hinter und neben mir.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine kniende Jungfrau laut auf: o Gott! also, daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Geberden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht däuchte mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend war, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferner Gesänge, wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Sausen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben, und starb eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte, und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neugierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen, draußen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht um's Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die

Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und sich Niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruhe. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Gebenedeiten, wie sie mir vor ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich Niemandem offenbaret, was mir geschehen.

Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien Niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüths, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Allergöttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselben Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte, stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr suchet; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich still stehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz, und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrter weiblichen Geschlechtes dortigen Landes zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; aber dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und ich blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einrr Kapelle, die unter dem Baume aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden, mit einer goldenen Kette daran, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen einen Beding.“

Als ich dies hörte, rief ich: „Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen, und mehr.“ — Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Geld zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgendes Tags zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen.

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona ge-

kommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarstes Gut; — ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland heimwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereuete es sie, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andern Mal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willens. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich also geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebenedeite wieder, wie sie vor ihrem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ich's nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.

Verkörperung des Geistigen.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth: „Don Bastiano, stehet auf; es geziemt Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf, oder ich fliehe.“ So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden,

so ganz außer mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich, blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anstatt der Heiligen, nur ein sterbliches Weib gefunden, gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Euch übel wurde und Ihr ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaus trugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loreto aller Orten habt auskünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals.“

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht.

Darauf that sie die Frage: „Lasset wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?“

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet.“

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und sagte: „Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?“

„Das wisset Ihr am besten,“ gegenredete ich: „vor dem heiligen Hause, und nun hier, wo Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen.“

„Nirgends sonst?“ fragte sie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Liebreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge.“

Dann fragte sie: „Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleichet?“

Ich erwiederte ihr: „Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr.“

Da senkte sie das Haupt und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefalteten Händen: „Entzieht mir Euere holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündiget, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmt mich in Euern Dienst. Verstoßet mich nicht!“ — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie mich erhörte und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch,“ sagte sie, „ich bin keine Heilige.“

„Oder wie soll ich Euch nennen?“

„Hermingarda di Solis.“

„Darf ich mich nicht Euerm Dienste weihn? O gewähret mir die Gnade!“

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten.“

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loreto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben.“

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht in's Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen.“

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?“ reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl.“ — Ich küßte kniend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte, und sah das Haus, in welches sie ging.

Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loreto zur Wallfahrt gekommen mit ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß sie hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hermingardens Herberg, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr seid ein müßiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gaffet. Was suchet Ihr?“

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gassen finden.“

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr seid; auch sehe ich mich schon seit Langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir.“

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten, denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen, und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereuete mich schier, das kecke Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter, wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Hermingarden.

Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer und sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?“

Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!“

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?“

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen.“

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend.“

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verließe.“

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen.

Da vermochte ich's nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß.“

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen. Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?“

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein.“

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?“

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!“

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Aber ich hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten.

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen.“

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kindheit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenicio vielen Aufwand machen, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mensch, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorchte. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loreto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nachdem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Jedoch außer dem einen Male, da sie zum

Kreuz gegangen, mir das Bild zurückzugeben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber," fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allzeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch in Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben."

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau, unweit Montefiascone am Bolsener-See, bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben, und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Gesicht zum erstenmal lächeln und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an, drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß."

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Deß erschrack ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich.“

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mir mit Hermingardens Geberden zur Seite ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und den Rossen Futter zu geben, bewunderte Jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde vor dem Lobe erröthete. — Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine.“ Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren, und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet,“ sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise: „Hermingarde! Hermingarde!“ Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken, und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen; daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst ward mir wie

eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich alles für einen Traum.

„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?“ Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich.“ — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe! welche Seligkeit! — Des Eichwaldes bei Assisi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort.

Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: „Liebster Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und bin gar sehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wägelein für uns beide. Ich will im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter.“

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie in's Gebüsch zum Schatten gegen die heißen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder auf's Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewägelein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Weg einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarde gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen; ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß, und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins

Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlornen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich heulend auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinals Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stiefschwester ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. Der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern fort und fort, denn die Welschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder

Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auf viel Ungemach.

Die Sängerin.

Ich war so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Rosse halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unserer Abreise von Rom bei einem Brünnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Rosse tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte, ich sei ein reicher Kavalier aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen würde, sintemal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle, zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Carlo Spinelli nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vizekönig von Napoli gegen sie in's Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Calleferro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht so bald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Monteleone, und überaus zahlreichem,

glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläufigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn Jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich Theil an den Vergnügungen, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den Andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mochte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstaunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, und hätte mich ihr zu Füßen geworfen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loreto und seitdem so schnöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht; denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war vor Wuth und Verdruß außer mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese vom Tanz ermüdet sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen, und war ganz Glut. Aber ich erschrack ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine Liebe empörten, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen Andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanz zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden?“ — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia.“

„Ich weiß es wohl! Und mir willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O daß du mich getäuscht und mein Herz zerrissen! —

Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung meiner Schwüre hinter mir lassen.«

»Nein,« sagte sie leise, »ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würde ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß uns Niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch suchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr.«

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich Alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loreto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne, noch in ihren Kleidern einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: »Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten.«

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, und eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie, beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: »Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch den Schlaf abbreche.«

»O Hermingarde,« sagte ich, »du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich treulos nach Trevi hinabschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!«

„Ich Euch nach Trevi?“ sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von Allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loreto an, bis wo sie mich verlassen, alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen,“ sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Euerer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch lasset es dabei verbleiben, und verzeiht mir, daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzte. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben.“

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet.“

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht noch lieben könne?“

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet meiner, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, und Ihr zu dem Marchese de Lamentano zurückkommet.“

Sie lachte von neuem, und ich ward ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht halten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, wie ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn gleich einer Heiligen habe ich sie verehrt, und nun sähe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, L u c i a. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?“ — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine so große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte

schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit Langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mich freudig empfing und mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz, und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem bewegt ward.

Mord und Flucht.

Jedoch schien vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, nicht sie habe, sondern ich selber mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie, und betete sie an. Ich nannte sie Ungeheuer und Schande ihres Geschlechts, und Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie fremd, als kenne sie mich nicht; aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein von Assisi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hassete ich mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen, und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts anderm Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise in's Ohr: „Wollet Ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten?“ Ich beschloß, es zu verneinen, und antwortete an dessen Statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ich's nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erstemal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde, oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ sagte ich, da ich zu ihr hinein trat. „Ich kann doch nicht anders, Treulose, als Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Eure Scheinheiligkeit betrogen ward.“

Sie antwortete: „Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön?“ Und könnet ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?“

Da wollte ich Nein sagen, aber Alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren Armen hangen. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marchese Lamentano errieth unser Einverständniß. Als ich einst aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezucktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Bei den ersten Stößen stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe Jemand im Schlosse wach ward.

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo; denn ich gedachte an Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich keinen Werth, sintemal ich Hermingarde gefunden, ehe ich's geglaubt. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute ich doch nicht. Und schon in der ersten Nacht-

herberge entwich er mir sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt, habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und war zu nichts Besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach folgendes Tages meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Hermingarde that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültiger geworden.

Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am morgen brachte mich ein großes Getümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen wie im Haus Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischem Ansehen.

„Zum Teufel, Don Bastiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Krautstücken zerhauen!“ Also rief einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Batistello del Aratro.

— Darauf begehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der vornehmste von Allen sei, zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abenteuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer, und fragte: „Habt ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber, ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen, und hierher gekommen. Nun folget mir als ein tapferer Streiter in's Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich, das Schlößlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheiße ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden.“

„Herr," sprach ich, „sendet mich, wohin Ihr wollet; ich achte meines Lebens nicht, seit ich das Schönste auf Erden verloren."

„Wie meinet Ihr das?" fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?"

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe."

„So sollet Ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil Ihr ihm keine Speise reichet."

„Wie soll ich ihn speisen?"

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne bloß; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch andern Sold. Wisset Ihr, wie Euch Sclafani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist."

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris, oder die Gunst meines Feuergeistes, gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche." Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hause zu Loreto, bis zur Flucht Lucien's bei Trevi, und wie ich sie beim Hochzeitfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Mareiano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geäffet. Das ist aber auch wohl andern Männern widerfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewiß wie ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah."

Als dies der Herr von Monte-Mareiano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern."

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schlößlein ob Cicoli,"

rief einer der Kavaliere: „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Besatzung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber ließen sie wieder im Stich.“

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?“ sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er, mit sechs Reitern, bewaffnet des Wegs von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unserer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Kugel den Mario di Astano. Da stießen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die sechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli. Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Olgiato geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir vorbehalten.“

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: „Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm.“

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal vor dem heiligen Hause in Loreto erschienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betrogen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durch's Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein Herz, und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füßen, umarmte meine Knie und rief: „Gottlob! daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommet mit nach Olgiato.“

Da ward mir zu Muthe, als wäre alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

Thorhaimers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimer, wo uns Niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Umständlichkeit alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe Jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Wegs geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber Niemand bei dem Handgemenge umgekommen; nur vier sind verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe sich wiederholt in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schaden gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube Jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die appeninischen Berge begeben wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrübniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen und den Rückweg nach Deutschland wählen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco de Sciarra gegeben; denn Marco

hat ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht.

Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gegangen, wo man, im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Provinz hat es untersagt. Danach Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkoren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch ist Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider sie in's Feld geschickt, ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toscana den Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen auseinander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein

ist schon einmal in Gewalt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schlößlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heer nahe stehen, hat er die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren.«

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Colleferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben solle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie Don Lamentano's Tod vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrogen hatte.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: »Das ist mein Herr! wo ist er? wann habet ihr ihn gesehen? lebt er noch?«

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loreto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei Niemand, denn ich;

darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herangesprengt kamen. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden, und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt, wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertüncht gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen eine weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgendes Tages weiter gegangen, bis man endlich gen Rom gekommen. — Hier sei sie tödtlich erkrankt, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt worden, also daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Deß sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher williglich gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie bezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini sei im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klagegeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Lucia in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber in's Haus zurückkamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei von der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht berennt. Darauf ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reitern alsobald aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit in den Platz zu werfen, wenn er hindurch kann. Auch Pietrangelo, Tutio de Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.“

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tages in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich vor einem wunderbarlichen Getöse, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme. Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie aus Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt ward aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand, und von dem Glanz ward alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubter Ohnmacht.

Wie ich wieder zur Kraft genas, und die Augen öffnete, war

alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, wie mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon schier mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satans bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes; auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegen Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren, Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursini mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolitanischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Zaum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köstlichem Zeuge starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reigerfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach: „Bastiano, Ihr sollet heute den Vortrab führen, auch der erste im Angriff sein; denn wir müssen die Toskaner und Römer

aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unseres Heeres verloren, und die schöne Hermingarde di Solis dazu.«

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano, und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursini befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte; und Ercole di Pisa, sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reiterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen Uebrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reiterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weidlich herum, Alles in großer Unordnung durcheinander: einer trachtete dem andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezucktem Schwert auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich gerannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: »Ich bin Ercole di Pisa, und will's allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther Piccolomini seid.« Ich sagte: »Ich will Euch alsogleich mit dem Schwerte meinen Namen zwischen beide Ohren legen.« Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf

zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reisige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feinde den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconte de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgendes Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo trug selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin, und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse.“

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Lucien baß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme

ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung und trachte nach Olgiato zu kommen.« Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten, aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich vom Piccolomini, und nahm den Weg gen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfall im Begriff waren, zum Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über alles befragte, was Piccolomini mache, dann wurden wir weggeführt und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihm, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

Hermingarde.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn

Sciarra, Battistella, Tutio de Petralto, und die andern Häupter der Verbannten ließen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu halten.

Wie ich aber den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt; denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todthaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtet: „Er ist's!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an; dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset,“ fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr Eures Bruders Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennt uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagt man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?“

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht.“

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?“

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hieher. Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen! Daher das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit.“

„Wie kömmt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?“

„Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn Ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut', was ich gelitten habe! Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!“

„Seit Trevi bis heut'?“ rief ich lachend: „und seitdem haben wir uns nicht gesehen?“

Sie entgegnete darauf: „O wohl, in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich.“

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und alles, was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loreto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra herein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermingarde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loreto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Piccolomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr getreten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: »Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen.« — Sie antwortete: »Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!«

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich zu ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärm jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat zwei Wunden davongetragen.

Die Verbannten aber kämpften, wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zu Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterließen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?“ — Er aber fluchte und verschwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen! Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden. Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich, sie zu finden, oder des Lebens quitt zu werden.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd unter einem alten Baum, und ich war an ihr vorüber gerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwert, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!“ Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug das römische Gesindel zurück, welches uns entgegen kam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!“

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich zucken, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.

Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner gesammten Macht. Darum beschlossen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zu Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anderes sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch gedenket des zarten

Fräuleins, und daß es nicht diese unstäte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubüßen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket wohl, was Ihr thut.«

Ich ward durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden, und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage, ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir, wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercola Sfondrata, des Papstes Nepoten, zum Geschenk gegeben.

»Ei,« sprach ich, »wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen

gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?«

Don Alfonso antwortete und sprach: »Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papst verloren habe, wollen sie gegen mich laut werden, und trachten sie die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich das Fräulein Hermingarde di Solis ihm abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Partei des Pierconto geschlagen. Nun ist es Zeit, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen.«

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht sein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhangen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tulio de Petralta und Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk, sammt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Valva aufbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich ließe mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augen-

blick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei; und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreißen lassen.“

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung.“

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber.“

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm zu stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber er setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolomini's Munde war mir ein großes Aergerniß; denn ich sah gar wohl aus diesem und Allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft Alles hinzugeben. Darum erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und Alles lieber, denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt. Es ist aber von Seenna bis Alcini eine volle Tagreise. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, sah ich großen Rauch auf-

steigen von der Gegend. Und da ich hinkam, sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit Niemanden, der mir Red' und Antwort geben konnte.

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und gebehrdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß stehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauernhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgendes Tags, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllte ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf die Hand gestützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!" Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!" Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reißen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwert. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden, und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir in's Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh, flieh, bevor man uns findet. Ich weiß ja nicht, ob Thorhaimer lebt."

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte; wir wußten nicht, wohin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und wir getrauten uns kaum zu reden. Ich erfreute mich aber meines Glücks. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reißend zu sein schien. Am Ufer stund eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regensturm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genösse. Ich aber trat vor die Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden könne.

Merkwürdiges Gespräch.

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!“ sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen.“

„Nach Rom will ich dich führen, göttliche Hermingarde,“ antwortete ich: „aber schon in Alcini sagte ich dir: alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweiflung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere Alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe.“

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbann-

ten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Hermingarde," sprach ich, „und meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis."

Sie sprach: „Er ist ein gemeiner Abenteurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf." — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt."

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?"

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen."

Sie lächelte, als verstände sie nun Alles. Ich aber verstand sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen."

„Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt? oder hast du ihm jemals geliehen?"

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst."

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügest. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane."

Diese Worte machten mich ernsthaft, und ich fragte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?"

Sie entgegnete: „Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an deinem Tische vorüber wandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?"

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: „Herminggarde, was sprichst du? Bist du selbst es gewesen?"

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu ergötzen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre mich nicht, du verehrst noch heut' in ihm einen Zauberer."

Von dieser Rede war ich mächtig betroffen. Und da ich sie noch weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf Alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ich's nicht länger, und fragte: ob sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlange, und große Dinge verrichte?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch Niemanden gesehen, der im Besitz des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich es nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklärt worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandflecken seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird."

Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also dem Wasser entlang, bis

wir im Gehölz einen Steg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauernhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger, denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie erst ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Colleferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marcheso de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.“

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colleferro? Warst du nicht die Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen.“ Darauf verließ sie das Zimmer der Herberg, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Steinbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun war mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr Alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherm Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzu verwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade. —

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hatte mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreißen trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte. Denn konnte diese Lucie mich von ihm abwendig machen, so war ich auch abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden könne, die mit mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte noch nie übel geweissagt.

Und als Lucia wieder in das Gemach hereintrat, überfiel mich ein Schauder; denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und belustigte sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucia erscheine?“

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz, sobald du Lucia bist, jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinetwillen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute des Soldaten in Valva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin.“

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine

Gelübde, die ich ihr zu Loreto gethan, und an die Stunde, da sie mir im Wäldlein bei Assissi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie beschwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorhaimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarra's Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte mein Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie in Alcini verheißen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht alsogleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren bisherigen Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tags, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie einige Tage ruhen zu lassen, daß ich nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müßig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reichgekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure

Kleider zerrissen, und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde, so viel Euch beliebt.«

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weise, wie sie mir zusprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

»Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück,« versetzte sie darauf, »und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.«

»Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?« rief ich: »Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich liebtet, sondern meiner zu Euerm Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?«

»Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!« sagte sie: »Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ich besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befürchten, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein Anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?«

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: »Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Assisi,

da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft gab!«

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: »Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise.«

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Brieflein, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: »Sie warne mich zum letzten Mal vor meinen schlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch immer theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen.«

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg in's Gebirg zurück, um Piccolomini zu suchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, wo vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberge einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich ihn, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battistella del Aratro führte. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: »Ist der Battistella nahe? oder der Piccolomini?« Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: »Alles vorbei! Alles aus einander!

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark Ancona zugeflüchtet wäre, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in der Gegend von Riete umher, wo sie alles Korn auffingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge, und sie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Ursini, dem päpstlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe seine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römischen Landstraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie sie sagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich nicht, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille gewesen, in's Gebirg gegangen, den Piccolomini zu suchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Besorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblasen, schien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonso Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir selber, möchte er aller menschlichen Nachstellungen spotten; er würde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberge ein, wohin arme Bürgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutschland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgendes Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberge und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu suchen, und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir schon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er vor einem Monat gen Florenz abgereiset sei, weil er die böse Luft von Rom nicht hatte ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte alles, was mir zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brot war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden

in der unermeßlichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir tröstlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, ein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen im Dunkeln betrachtete, war er voll Glut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, um mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte dessen dafür, was sie mich Tags vorher gekostet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er schüttelte den Kopf und fragte nach Kostbarkeiten; sagte, er sähe wohl, ich sei ein Kavalier, der in der Noth sei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlangte nichts von mir zu kaufen, sondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in sein Haus getreten waren, begehrte er zu sehen, was ich ihm als Unterpfand bieten möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und versicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm seine Reise zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er schüttelte zu Allem den Kopf. Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeist ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Besitz ich sei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernstlich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen.“

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrüne

Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest.“ Nachdem hielt er sie in's Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel!“ sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. „Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen.“

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnenstrahlen nähren müsse, gleich wie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger in's Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, daß ich sehr erschrack. Wie er

aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nachdem gingen wir beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, und Hermingarde treulos geworden sei, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in in jener schrecklichen Nacht Alcini verlassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite.“

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldoberst Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.“

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in der Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loreto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.“

„Liebster Herr,“ sagte Thorhaimer, „ich habe schon oft aus

Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen mögen. Darum kommet und fliehet dies gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Eure Gemahlin in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelswerk treibet, womit er Eure Augen verblendet.«

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch ganz auf andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens, dann wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte, wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, ich sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: »Jesus Maria!« und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag knieend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

»Ach,« rief Thorhaimer, »diesen Augenblick ist sie verschieden. Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet.«

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: »Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt.«

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzehrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in

Valva ein höllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausend Mal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfte ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd und mit nassen Augen ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loreto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Colleferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Valva und Aquila begegnet, auf daß meine schmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen; wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewissen erleichtern möge.

Und Thorhalmer brachte mich eines Tages zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst beichten ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und den bösen Geistern offenbart hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein, und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Oberst Bisaccioni gefangen und an Händen und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat.“

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, ward mein ganzer Leib, wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück, und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in dies Gläslein gethan mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schrecknis Troß zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubt mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschickt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in Gestalt Euerer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch.“

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens; denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: „Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheint eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen.“

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens fragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: „Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?“

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstische Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Gehet, eilt, fliegt hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarde sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!“ antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingsschwester, die mir allzu ähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrack ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verhehlen.“ Und

nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia, welche sich lieber Lucia nannte, die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen. So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denkarten. Sie flohen einander, und wann sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch Thorheiten der Stiefmutter und ihres Sohnes die Güter verschwanden und Mangel einzukehren drohte, sollten die Töchter mit ihrer Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr den größten Haß aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigtste bei Mutter, Schwester und Bruder. Doch bald verdroß die kaum sechzehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit wider deren Willen und Wissen einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend Allen ein Aergerniß ward, und der Kardinal Guiliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loreto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsschwester, und keine andere, auf der monteleonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe,

wie sie mich durch ihre Aehnlichkeit getäuscht, daß sie sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an. Doch Alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Kloster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Aeltern.“ Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden.

Ich aber eilte folgendes Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte, als Gemahlin, zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete.“

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohl bekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Eure Bekanntschaft zu machen. Gewährt mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen.“

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ich ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir kamen in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstiege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Dann beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem großen Entsetzen zweimal.

„Nun wählet,“ sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr.“

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln.“

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte mit ausgelassenem Muthwillen, und sagte: „Wie meinet Ihr, Don Bastiano, habe ich Euch nicht rechtschaffen gequält?“

Ich sagte: „Man verzeihet solche Sünden wohl gern. Aber warum habet Ihr mir das gethan?“

Sie antwortete: „Erst aus Neugier, ob ich meiner schönen Schwester einen frommen Verehrer stehlen könne; dann aus Noth; denn wäre ich ehrlich mit Euch gewesen, Ihr hättet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Land der Banditen im Stich zu lassen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir Leid gethan.“ Und sie drückte mir heftig die Hand und flüsterte: „Ja, schöner Bösewicht, wisse es nur, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzessin hören.“

Der Prinz gab uns ein kostbares Mahl. Die Schwestern, wiewohl sie sich seit Jahren nicht erblickt, schienen sich selbst hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt sich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät schieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumph heim. Wir fanden auf Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit kostbaren Juweelen, welche der Prinz ihr gesandt, mit einem Brieflein, darin die Worte standen: „Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und Erinnerung an einen Freund.“ — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! O Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!“

Ueberraschung.

Die Sonne weckte uns mit ihren güldenen Strahlen. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr kniend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.

Wie ich nach einigen Tagen in Florenz eingezogen, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großes Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach, wie der Unglückliche

unweit vor mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini, der den Lohn seiner Schandthat ärntete. Er wurde gehangen, und sein Leichnam an dem Galgen zum warnenden Beispiel viele Tage lang ausgestellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Also hat dieser Mann schimpflich geendet, der aus einem der edelsten Häuser Italiens entsprossen war, und dessen Gemahlin Hippolyta Pica dem Geschlechte Mirandola entstammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein stilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunst, mich vor solchem Schicksal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläschlein mit dem Feuergeist im Hof der Herberge gegen einen Eckstein zerschmettert, daß es in viel tausend Splitter zersprang. Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichten Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tages dem Grafen Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete; auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete, als — — — *)

---

*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.

Das Wirthshaus zu Cransac.

„Welcher Ort ist da vor uns?“ fragte ich den Postknecht.

„Cransac, Herr Hauptmann.“

„Cransac? Kann man behaglich über Nacht bleiben?“

„Das glaub' ich. Es ist das beste Wirthshaus; weit und breit kein besseres.“

Das war mir lieb zu hören, denn ich fühlte mich sehr matt. Es ist keine Kleinigkeit, von einer Krankheit halb genesen, wieder aufbrechen und eine Reise von mehrern hundert Stunden machen zu müssen. Mein Regiment lag in Perpignan, und ich kam aus Nantes. Eine schöne Strecke Weges! Und von Perpignan aus stand mir noch eine anmuthige Wanderung an der Spitze meiner Kompagnie durch das verdammte Katalonien bevor, wo schon so mancher brave Franzose sein Grab fand.

Wir fuhren in den kleinen Ort hinein, der recht anmuthig am Fuße seiner umbüschten Hügel gelagert ist. Wir hielten vor einem hübschen Hause. Thomas, mein Bedienter, sprang ab und hob mich aus dem Wagen. Der Wirth, ein freundlicher Mann, führte mich in's Zimmer, nachdem er seinen Leuten Befehle wegen meines Gepäcks gegeben hatte.

In der Stube, die sehr heiter, geräumig und reinlich war, wimmelte Alles von kleinen Mädchen. Einige saßen am Tische, einige unter dem Tische; einige kletterten am Fenster hinauf; einige von den kleinsten spielten am Fußboden. Ein erwachsenes Mädchen von ungefähr sechszehn Jahren hielt ein Kind von einem Jahre auf den Armen, und tanzte mit demselben unter den andern umher. Im Winkel des Zimmers saß ein junger Mann, der den Kopf auf seine Hand gestützt hielt, nachdenkend schien, und sich wenig um den Lärmen der Kinder oder um die Anmuth der Tänzerinnen bekümmerte.

„Still da!“ rief der Wirth, als er mit mir in's Zimmer trat: „Annette, führe das wüthende Heer in's Freie hinaus! und du, Fanchon, bereite dem fremden Herrn sein Stübchen, Nummer Acht. Er bleibt über Nacht.“

Auf dies Gebot hin führte Annette, eine zarte Amorette von etwa vierzehn Jahren, den ganzen Schwarm der Kleinen hinaus. Fanchon, die Tänzerin, machte nur eine flüchtige, zierliche Verbeugung zum Gruß, tanzte zu dem nachdenkenden jungen Manne und sagte: „Mein Herr Philosoph, bequemen Sie sich ein wenig, meine jüngste Schwester zu unterhalten. Ich hoffe, Sie werden galant sein.“ Und mit den Worten pflanzte sie ihm das Kind, welches sie bisher im Arm getragen hatte, auf den Schoos. Es schien ihm nicht gelegen zu sein, aber er nahm es doch.

„Sie sind wohl gesegnet, Herr Wirth!“ sagte ich, und zeigte auf den davonspringenden Schwarm der Kleinen: „Gehören sie Ihnen alle an?“

„Ich wäre es, des Wunders wegen, zufrieden!“ erwiederte Herr Albret, so hieß der Wirth: „Mir aber gehört davon nur ungefähr die Hälfte an; die andere Hälfte sind Gespielen, die zum Namenstage meines dritten Mädchens gekommen sind.“

„Und wieviel Kinder haben Sie, Herr Albret?“

„Sechs Mädchen, mehr nicht.“

„Hilf Himmel! Alles Mädchen? Sechs Mädchen?“

„Danke Gott! müssen Sie sagen, Herr Hauptmann. Ein Vater kann sich kein glücklicheres Loos wünschen, wenn die Mädchen hübsch sind. Denn immer fällt von ihrem Glanz etwas auf ihn zurück. Alle Welt liebkoset ihn, weil alle Welt die Mädchen im Sinn hat. Das bemerk' ich jetzt schon und erwirbt mir meine Fanchon. Ist die ausgeflogen, macht man mir schöne Mienen für Annetten. Ist Annette davon, gilt es für Julietten; mit der fertig, für Caton; dann für Celestine, dann für Lison und was noch nachrückt.“

„Doch gestehen Sie, Herr Albret, die Aussicht ist nicht angenehm, sie alle nach und nach an Männer geben und aus dem Hause verlieren zu müssen.“

„Nein, ich sehe es anders, als Sie. Ich lege mein Kapital nur an Zins, wenn ich die Töchter weggebe. Ich werde Großvater, dem die jungen Weiber ihre Kinder bringen. Da ist wieder neuer Lebensgenuß.“

„Sie trösten sich, Herr Albret. Aber sechs hübsche Knaben statt der Mädchen hätten Sie doch stolz gemacht?“

„Knaben? Daß sich's Gott erbarme! Die wilden Buben hätten mir vor der Zeit mit Balgereien und Lümmelstreichen graues Haar gemacht, während ich mich bei meiner Töchtern verjünge. Wären die Söhne reif, würde der eine als Kaufmann beim Einmaleins verdorren, der andere sich für's Vaterland zum Krüppel, der dritte sogar todt schießen lassen, der vierte über Land und Meer gehen, der fünfte ein lustiger Habenichts werden, der sechste pfiffiger sein wollen, als der Vater. Das taugt nichts.“

Indem hüpfte Fanchon herein, verneigte sich freundlich gegen mich und sagte: „Ihr Zimmer ist in Ordnung; es steht bei Ihnen, es zu beziehen.“ Der Wirth ward abgerufen. Ich nahm meinen Hut, um mein Zimmer zu suchen.

„Erlauben Sie,“ sagte Fanchon, „ich habe die Ehre, es Ihnen zu zeigen.“ Dann war sie mit ein paar kleinen Sätzen vor dem Manne, dem sie das Kind gegeben: „Herr Philosoph, Sie sind gegen Ihre kleine Dame sehr unartig. Sehen Sie, wie Lison Sie anlächelt. Geschwind küssen Sie ihr die Hand und bitten Sie sie um Verzeihung.“ Damit hielt sie ihm das Händchen des Kindes vor den Mund. Der Mann lächelte finster und sah kaum auf.

Dann sprang sie zu mir und sagte: „Ich habe die Ehre.“ So flog sie vor mir her, eine Treppe hinauf. Da öffnete sie die Thür eines kleinen saubern Zimmers. Sie mußte aber lange warten, ehe ich ihr nachkam. Ich entschuldigte mich wegen der Langsamkeit, ich sei ein Halbgenesener.

„Sie werden sich bei uns vollkommen herstellen,“ sagte sie: „die Bäder von Cransac thun Wunder, wie Sie wissen.“

„Davon weiß ich kein Wort, schöne Fanchon. Also Heilbäder haben Sie?“

„Die berühmtesten in der ganzen Welt. Man kommt sogar von Toulouse und Montpellier. Es verläßt uns Niemand, als vollkommen gesund und vergnügt.“

„Wer könnte Sie denn, schöne Fanchon, vergnügt verlassen?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen, wenn's sein muß, Herr Hauptmann. Ich verstehe mich darauf, die Leute zu quälen, daß sie froh werden, meiner los zu sein.“

„O ich bitte, erweisen Sie mir die Ehre, mich auch ein bischen zu quälen.“

„Dazu kann Rath werden. Doch jetzt muß ich dem Philosophen drunten mein Schwesterchen abnehmen.“

„Wer ist, wenn ich fragen darf, der Herr, den Sie Ihren Philosophen nennen?“

„Ein äußerst liebenswürdiger, geistreicher, angenehmer junger Mann, der bloß den Fehler hat, daß er nicht lachen kann, selten spricht, und wenn er spricht, mit nichts zufrieden ist. Er nennt sich Herr von Orny und ist ein Badegast, der unsere Bäder wegen ihres Schwefelgeruchs zur Hölle wünscht.“

Ein Knix bei diesen Worten, und sie war verschwunden.

Ich gestehe, das Mädchen war reizend genug, unsereinen zu quälen. Ich beschloß, den folgenden Tag in Cransac zu bleiben und das Bad zu gebrauchen. Wo konnte ich angenehmere Gesellschaft und Bewirthung finden? Der Erholung war ich bedürftig.

In der Einsamkeit meines Zimmers hatte ich aber Langeweile. Ich ging hinab, wenigstens den schönen Schmetterling Fanchon zu sehen. Sie flatterte umher, Gott weiß, wo. Mir blieb Niemand zur Unterhaltung, als Herr von Orny, der mit den Fingern an den Fensterscheiben einen Marsch trommelte.

Ich fragte ihn nach der Natur der Bäder. Er sagte: „Sie stinken schon, wie faule Eier.“ — Ich sagte, daß ich ihretwillen eigentlich nicht gekommen sei. Er antwortete: „Desto besser für Sie.“ — Ich meinte, die Gegend umher schiene angenehm zu sein. Er erwiederte: „Was liegt daran? die Menschen sind desto unangenehmer.“ — „Doch eine Fanchon möchte man wohl noch dulden!“ — fügte ich hinzu. — „So gut, wie eine Hornusse, die einem um den Kopf sumset.“

Indem that der Herr von Orny, als ich ihm den Rücken zukehrte, einen lauten Schrei. Ich fuhr erschrocken zusammen. Ich wollte ihm beispringen. Da stand Fanchon vor ihm mit lieblicher, drohender Geberde, in der emporgehobenen Hand eine Stecknadel, mit der sie ihn hinterrücks in die Schulter gestochen hatte. „Wissen Sie auch, mein Herr, daß wir Hornussen stechen können? Das ist die geringste meiner Strafen; zittern Sie vor der schwersten!“

„Dann würden Sie sein Herz treffen!“ sagte ich.

„O, man trifft gar keins an beim Herrn von Orny!“ versetzte sie und ging schnell davon.

Der junge Mann brummte und verließ das Zimmer. In der

That ein seltsames Schauspiel für mich. Noch nie hatte ich einen Mann seines Alters, der Welt und Lebensart und ein angenehmes Aeußere von der Natur hatte, so unempfindlich gegen den Muthwillen eines hübschen Mädchens gesehen.

Allein wollte ich nicht bleiben. Ich ging in's Freie, besah aus Langerweile die Umgebung des Hauses, und trat in den daranstoßenden Garten, wo Fanchons jüngere Schwester, Annette, Blumen begoß. Ich sah mit Lust der Thätigkeit des Geschöpfes zu. Ich pries den Vater selig. Dieser Engel, an den Grenzen seiner Kindheit, noch mit aller Harmlosigkeit und Unschuld derselben, und doch schon im keimenden Reiz der Jungfräulichkeit, würde, so zwischen den Blumen schwebend, in Lenardo de Vinci's Gemälde der Madonna zum Felsen reizender idealer, als jedes der seinen gegeben sein.

„Wer kömmt?“ sagte sie, ohne sich umzusehen, indem sie meine Fußtritte hörte.

„Ein Dieb!“ sagte ich.

„Was will er stehlen?“ fragte sie lachend, ohne nach mir zu sehen.

„Annettens schönste Blume.“

Da setzte sie das Geschirr hin, und kam halb schüchtern gegen mich und sagte: „Die möchte ich doch selbst sehen.“

Ich warf die Augen umher, und erblickte eine halbaufgeblühte Moosrose. — „Darf ich sie brechen?“ fragte ich.

„Ein Dieb muß nicht fragen!“ gab sie zur Antwort, und reichte mir eine kleine Scheere zum Abschneiden.

„Ich stehle nicht für mich!“ sagte ich.

„Wem wollen Sie das Röschen geben?“ fragte sie.

„Dem schönsten Mädchen von Cransac.“

„Wohl, mein Herr, das muß ich erlauben. Aber kennen Sie denn die Mädchen von Cransac schon? Sie sind ja kaum seit einer Stunde angekommen.“

„Ich kenne nur das Schönste von allen.“

„Sie machen mich recht neugierig, mein Herr; erlauben Sie, daß ich Sie begleite?“

„Ich bitte Sie nur, sich ein Augenblickchen still zu halten!“ erwiederte ich, und steckte geschwind die Rose ihr in's Band, welches die vollen braunen Locken ihres Hauptes zusammenhielt.

„Sie sind irre, Sie sind irre! Meine Schwester Fanchon ist die schönste von allen.“

„Wie können Sie mir widersprechen, liebenswürdige Annette? Dürfen Sie Richterin in eigener Sache sein? Wenn ich nun erkläre, daß Sie für mich die Schönste der Schönen in Cransac sind, was können Sie dagegen sagen?“

„Nichts, als daß Sie mir bewiesen, für Sie sei das schönste Mädchen, das Ihnen nächste.

So ging das Gezänk fort. Sie mußte die Rose behalten. Nun führte sie mich zu allen ihren Blumenschätzen herum. Wir wurden in kurzer Zeit bekannt mit einander. Ehe der Abend verging, ward ich's mit der ganzen Familie. Auch Frau Albret, die Mutter der sechs schönen Kinder, war ein anmuthiges Weibchen, geschwätzig, geistvoll, lebendig, wie Alle. Nur der Murrkopf Orny machte zu unsern Scherzen bei allem Gelächter keine Miene.

Aus einem Tage zu Cransac wurden acht Tage. Ich packte jeden Abend für den folgenden Morgen ein, und jeden Morgen richtig wieder aus. Fanchon hielt redlich Wort, und quälte mich ärger, als ihren Philosophen, der bei allen ihren Neckereien gleichgültig blieb. Nie ward ich süßer gequält, nie schmerzlicher. Wie konnte ich die feine, zarte, flüchtige, heitere Sylfide gelassen um mich her gaukeln sehen? Ich fühlte, wie gefährlich sie meiner Ruhe ward, und waffnete mich vergebens. Ihr selbst, kaum in ihr sechszehntes Jahr getreten, ahnte nichts davon. Sie tändelte mit Amors Pfeilern, ohne deren Furchtbarkeit zu wissen. Sie vereinte mit allem Zauber jungfräulicher Anmuth leichtfertigen Kindersinn. Was man ihr Zärtliches sagte; ihre Schalkheit verdrehte den Ernst in's Komische.

Oft glaubte ich, daß sich für mich in ihrer Brust Theilnahme regte, wenn sie schwieg, wenn mit Wohlgefallen ihr Blick auf mir ruhte und ein unaussprechlich seelenvolles Lächeln ihrer Augen mir sagen zu wollen schien: Versteh' mich, Ungläubiger! — Aber mit nichten. Das war nur Gutmüthigkeit, eine gewisse Treuherzigkeit, die wegen ihres Mangels an Weltkenntniß, recht gut neben der Feinheit ihres Geistes bestand. Sie blieb, die sie war, und fühlte für mich nicht mehr, als für Andere, denen sie wohlwollte. Gefallsüchtig war sie gar nicht, und hatte es nicht Ursache zu sein. Denn sie gefiel und gewann Herzen, und wußte es, daß sie gefiel. Das machte sie nicht eitel, sondern gab ihr nur dankbare Freundlichkeit gegen alle Welt, wie Kinder haben, mit denen Jeder gern tändelt. Und jenes weibliche

Zartgefühl, jener jungfräuliche Adel, welcher mit der Unschuld immer verbunden zu sein pflegt, gab selbst ihrem Muthwillen eine Würde, die Keinen vergessen ließ, daß er die Grenzen des Schicklichen nie verletzen dürfe, ohne ihrer Achtung auf immer verlustig zu werden.

Zuweilen schien es, als habe der junge Menschenfeind Orny höhere Rechte über sie, als ein Anderer. Ich muß gestehen, er war der Mann, der durch sein Aeußeres gefallen konnte. Selbst seine düstere Laune gab ihm etwas Anziehendes. Während ihm Alles nicht recht war, that er Allen recht; und während er beständig zu murren hatte, war er die gutherzigste Seele von der Welt. Ich trat einmal in's Zimmer, als Fanchon, inzwischen er mit verschränkten Armen dasaß und sie nicht ansehen mochte, ihm das Haar von der Stirn strich und mit der Hand die Falten seiner Stirn wegzuglätten suchte. Ich gestehe, der Anblick dieser Traulichkeit erregte mir etwas eifersüchtigen Verdruß. Sie dachte aber so wenig Arges dabei, daß sie, auch da ihre Aeltern zugleich mit mir eintraten, ihre Stellung nicht im mindesten änderte, sondern die Possen weiter trieb, über die wir Alle lachen mußten. Da von seiner Abreise Rede ward, blieb sie so gleichgültig, daß sie ganz in ihrer Art mit recht komischem Ernst ihm den Rath gab: „Gehen Sie mit dem Herrn Hauptmann nach Spanien. Da ist das wahre Paradies der Menschenfeinde. Man tödtet sich, wo man einander begegnet, und Sie, Herr von Orny, werden da der Menschen gewiß auf die eine oder die andere Art los."

Ihre Schwester Annette hatte denselben unzerstörlichen Frohmuth, dieselbe Lebhaftigkeit und Anmuth des Geistes; nur athmete sie noch mehr in Kindlichkeit. Sie äußerte dabei mehr Innigkeit in ihren Gefühlen, als Fanchon. Es lag in dieser Unschuld wunderbare Hoheit. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßiger. Man konnte sagen, sie war schöner, als Fanchon; aber unmöglich, welche von beiden liebenswürdiger war.

Es machte mir Vergnügen, die Verschiedenheiten und Vorzüge dieser beiden Wesen zu beobachten. Annette war mir anhänglicher. Herr von Orny gefiel ihr wegen seines zuweilen bizarren Wesens weniger. „So etwas widersteht mir," sagte sie; „ich liebe den Himmel blau und rein." Mit kindischer Vertraulichkeit theilte sie mir alle ihre kleinen Geheimnisse mit; forderte sie zu Allem, was sie vor hatte, meinen Rath. Selbst über ihren Anzug, und was sie wohl kleide, mußte ich meine Meinung geben.

Das Kind fesselte mich sehr. Aber auch wußte Annette schön und beweglich zu bitten, da ich endlich am achten Tage meines Aufenthalts zu Cransac den unveränderlichen Entschluß meiner Abreise anzeigte, so daß ich mich gezwungen sah, ihr nachzugeben, wenn Orny, der die Reise bis Perpignan mit mir zu machen entschlossen war, und mehr als ich auf's Abreisen drang, noch ein paar Tage zugeben würde.

Ich erstaunte, da Orny kam und mich selbst noch um einige Tage Aufschub bat. „Haben Sie sich von Annetten bereden lassen?“ fragte ich: „Das hätte ich nicht von Ihrem eisernen Sinn erwartet.“

Ah!“ sagte er, und fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wenn er ein mattes Lächeln, das ihn beschlich, wegwischen wollte: „Ich konnte es dem armen Kinde zuletzt nicht abschlagen, da ihm meine Weigerung Thränen auspreßte. Ich mußte mich mit der kleinen Hexe in Kapitulation einlassen, und sie schwatzte mir noch acht Tage ab, unter dem Versprechen, dann keine Silbe mehr einzuwenden. Als ich endlich einwilligte — und wie war es anders möglich? — fiel sie mir in närrischer Freude um den Hals und gab mir sogar einen Kuß. Sie war ganz ausgelassen.“

„Oh!“ sagte ich: „um solchen Preis kann man sich oder einen Reisegefährten schon verkaufen.“

„Es hängt von Ihnen ab, Herr Hauptmann, zu reisen, wann Sie wollen. Mein Wort bindet mich. Es würde mir aber angenehm sein, Sie auf der Fahrt nach Perpignan begleiten zu können.“

Ich versicherte ihn, daß mir zuviel daran gelegen wäre, des Vergnügens seiner Gesellschaft zu genießen, als daß ich nicht noch eine Woche zugeben sollte, da mir ohnedem die Ruhe zu meiner kaum hergestellten Gesundheit wohlthätig schiene.

Als ich bald darauf Annetten wieder sah, hüpfte und tanzte sie mit triumphirender Miene vor mir.

„Gelt, mein Herr, unsereins kann auch noch einen Halbwilden, wie den Herrn von Orny, zähmen!“ sagte sie lachend.

„Ich glaube es wohl, mit Gewaltsmitteln, mit denen Sie ihn bestürmten, würden Sie mich auch überwältigt haben. Ich beneide ihm aber weniger die Art, mit welcher Sie ihn zum Kapituliren trieben, als den Dank, den Sie ihm gewährten.“

Sie lächelte mich schweigend und denkend mit unbeschreiblicher Holdseligkeit an.

„Wenigstens glaub' ich doch,“ fuhr ich fort, „ohne ungerecht zu

sein, ebenfalls um so süßen Lohn bitten zu dürfen, als ihm ungebeten zu Theil ward.«

Sie starrte mich ernst mit sonderbarem, durchdringendem Blick an, indem eine feine Röthe über ihr Engelsgesicht flog. Plötzlich drehte sie sich um und tanzte, ein Volksliedchen trillernd, davon. Den Lohn empfing ich nicht. Nun erst argwöhnte ich, daß ich bei ihr, wie bei ihrer Schwester Fanchon, der gutmüthige Narr im Spiel gewesen, und auf meine Rechnung genommen hatte, was eigentlich nur aus Theilnahme für Orny geschehen war. Ich gab mich zufrieden.

Die acht Tage verschwanden schnell. Es hat mich oft nachher gereut, die Zeit meines Aufenthalts in Cransac bei dieser zauberischen Familie verlängert zu haben. Denn immer näher und enger wurde ich an diese Herzen geflochten. Fanchons Schönheit machte zu lebhaften Eindruck auf mich. Ich liebte das Mädchen mit wachsender Leidenschaft, und war um so unglücklicher, da ich mich überzeugte, daß sie gar keine Ahnung von dem hatte, was Leidenschaft sei. Sie ward weder zurückhaltender noch traulicher, als sie am ersten Tage gewesen. Vielmehr schien sie dem mürrischen Orny weit näher zu stehen, oder sich mehr gegen ihn zu erlauben, etwa wie junge Mädchen in ihrem Verhalten unbedenklicher gegen betagte Leute zu sein pflegen. Aber wahrhaftig, Orny war nicht älter, als ich, und ich doch auch nicht jünger, als er.

Bisher, ich bekenne es, hatte ich mit Weibern getändelt, ohne mich selbst zu verstehen. Aber Fanchon war meine erste Liebe. Ich hatte alle Gewalt vonnöthen, damit ich mich nicht lächerlich mache. Inzwischen, die Scheidestunde kam. Und wahrlich, froh war ich, daß sie kam, wie herbe es auch meinem Herzen werden mochte.

Herr und Frau Albret waren so freundlich beim Abschiede, wie beim Empfang; Orny so trocken und kalt, wie man irgend sein kann, wenn man auf der Reise ein Wirthshaus verläßt. Fanchon, die mir nie reizender erschienen war, als in eben dem Augenblicke, da ich sie auf immer verlassen sollte, zeigte sich ganz unverändert. Beiden wünschte sie uns, mit gleicher Güte, glückliche Reise, gab einige drollige Einfälle dazu, und schien es darauf anzulegen, das Unangenehme eines Abschieds zu mildern, welches bei Trennung von Personen nicht fehlen kann, die mit einander frohe Tage und Wochen verlebt haben.

Nur die kleine Annette zeigte mehr Bewegtheit und Rührung. Sie hielt meine Hand eine Zeit lang; dann entfernte sie sich schnell.

Wie sie nach einer Weile zurückkam, brachte sie eine frischaufgeblühte Moosrose, und gab sie mir mit der einen Hand, indem sie mir in der andern eine verwelkte zeigte, die ich sogleich für diejenige erkannte, welche ich ihr am ersten Tage meiner Ankunft gegeben hatte. Sie sprach kein Wort. Ihr Gesicht war von Wehmuth überflossen. Als ich nun zum Abschied ihre Hand küßte, fiel sie mir um den Hals, küßte mich, schluchzte heftig und eilte davon.

Jetzt erst bemerkte ich auch in Fanchon's und ihrer Mutter Augen Thränen.

Wir stiegen ein; der Wagen fuhr davon.

Wir plauderten in den ersten Stunden wenig. Herr von Orny saß düster in einer Ecke, ich in der andern des Wagens. Das war mir schon recht. Auch das war mir recht, daß ich mir in seiner Gegenwart Gewalt anthun mußte; denn ich hätte weinen mögen, wie ein Kind. Fanchon, mit ihrem Thränenblick, schwebte mir immer noch neben dem Wagen.

Den andern Tag ward es mir schon leichter. Wir kamen über Toulouse und das schlechtgebaute Carcassonne. Mein Reisegefährte, ohnehin nicht redselig, öffnete nur den Mund, wenn er etwas zu tadeln fand. „Die Leute sind nur da, sich gegenseitig mit ihren Narrheiten oder Bosheiten zu plagen!" sagte er: „Das ist in Palästen und Hütten vollkommen gleich. Ich bin vielleicht Andern ebenfalls zur Qual; aber ich bin es, weil man es mir ist."

„Doch der schönen Fanchon schienen Sie eben nicht zur Qual zu sein!" versetzte ich: „Oder wären Sie wohl grausam genug, gegen das harmloseste Wesen unter dem Himmel ungerecht zu sein?"

„Ich läugne nicht," erwiederte er, „Kinder sind unterm Mond die Engel des Lichts in der Hölle. Und Fanchon ist ein wahres Kind. Ich mied das Mädchen, weil ich in meinem Leben nie ein liebenswürdigeres gesehen. Ich wäre länger in Cransac geblieben; denn die Abgeschiedenheit des kleinen Orts gefiel mir, so wie eine Art dummer Gutmüthigkeit der Leute, die wenigstens ihre Thorheit oder Tücke nicht recht zu überfirnissen verstehen. Aber ich blieb nicht, weil Fanchon da war."

„Welch ein Widerspruch!" rief ich.

„Keiner!" antwortete er: „Das Mädchen wäre vielleicht allein fähig gewesen, mich um alle Früchte meiner schmerzlich erworbenen

Welt- und Selbstkenntniß zu bringen; mich zum Narren zu machen, oder mein Elend zu verdoppeln.«

So sprach er und brach ab. Ich versuchte umsonst, ihn über die Familie Albret, bei der er beinahe ein Vierteljahr gewohnt hatte, zu weitern Gesprächen zu verleiten. Er antwortete entweder gar nicht, oder allenfalls mit einem Kopfnicken oder Achselzucken.

Wie er schon in Crasac gesagt hatte, war seine Absicht, mit mir bis Perpignan zu fahren, und mich dort zu verlassen. Seine Geschäfte kannte ich nicht. Auf der zweiten Station hinter Carcassonne fand er im Posthause eine Landkarte an der Wand. Er stand lange davor, rieb sich die Stirn, schrieb sich dann Einiges in die Brieftasche, kam zu mir und sagte: »Es ist besser, ich reise nach Marseille, und von da nach Italien.«

Trotz dem setzte er sich doch wieder zu mir in den Wagen. Wir fuhren bis in die dunkle Nacht. Der Mond schien hell. Es war etwas Feierlich-Anmuthiges, längs den Gebirgen hinzufliegen, deren Wälder und Gipfel in scharfen Umrissen ihre Zacken und Hörner am reinen Himmel darstellten.

Plötzlich wandte sich auch der Herr von Orny, der bisher geschlafen zu haben schien, über den Schlag des Wagens hinaus, um die Gegend zu betrachten.

»Was ist das für eine Ruine dort am Berge?« rief er dem Postknecht zu.

»Das Schloß Loubre!« erwiederte dieser.

»Richtig!« sagte Herr von Orny: »Also ist drüben der Weg von Siegean?«

»Allerdings!« entgegnete der Fuhrmann: »Es sind noch keine vier Wochen, da auf jener Straße in einer mondhellen Nacht, wie die heutige ist, eine Kutsche mit Reisenden von Räubern überfallen wurde. Mein Schwager Mathieu, der sie fuhr, wurde ermordet.«

»Und von Belloc sind wir nicht mehr weit?« fiel ihm Orny in's Wort.

»Eine kleine halbe Stunde!« erwiederte der Postknecht.

Nun warf sich Orny wieder in den Winkel des Reisewagens zurück und sprach kein Wort mehr.

Ich betrachtete aufmerksam die düstern, riesenhaft emporgehenden Mauergetrümmer des alten Schlosses. Sie gewährten in der wilden, stillen Einsamkeit, vom Mondlicht wunderbar beleuchtet, einen recht

schauerlichen Anblick. Ueberhaupt sehe ich nie dergleichen Ruinen, ohne eine ganz eigene Empfindung von Schwermuth und Bangigkeit zu haben. Denn ich denke mir unwillkürlich eine lange Reihe von Glücks- und Unglückstagen derjenigen hinzu, die dort einst lachten und weinten, geboren wurden und starben, vom Urvater bis zum Urenkel hinab. Und das große Bild der Vergänglichkeit Aller schließt sich zuletzt mit dem Untergang ihres eigenen Hauses.

„Dies Schloß aber scheint mir noch nicht lange öde zu stehen!“ sagte ich zum Postknecht.

„Meinetwegen mögen es acht oder zwölf Jahre sein, daß es niedergebrannt wurde mit Allem, was darin war!“ antwortete der Fuhrmann.

„Erschrecklich! Und durch welche Umstände kam so großes Unglück?“ fragte ich weiter.

Er gab zur Antwort: „Wodurch? Das Landvolk war zusammengelaufen beim Ausbruch der Staatsumwälzung. Die Herrschaft war verhaßt wegen ihrer Strenge und Härte. Da ward gestürmt und Alles niedergebrannt. Es war eine reiche Gräfin, der das Schloß gehörte. Sie ist verbrannt.“

„Falsch!“ rief der Herr von Orny plötzlich neben mir.

„Wohl, Herr!“ entgegnete der Fuhrmann: „Ich weiß das aus dem Munde zuverlässiger Leute, die es mir erzählt haben. Auch ein junger Mensch, der im Schlosse geboren war, der der alten Gräfin Sohn gewesen sein soll, und den sie nicht hat anerkennen wollen, ist mit verbrannt. Das haben mir rechtschaffene Leute gesagt, die es wohl wissen können.“

„Die haben gelogen!“ rief Herr von Orny.

„Meinetwegen, wenn Sie es nicht glauben, oder besser wissen wollen, warum fragen Sie mich?“ brummte der Postknecht unwillig; wandte sich wieder zu seinen Rossen, gab ihnen die Peitsche und jagte davon, daß es sausete.

„Also sind Sie davon unterrichtet?“ sagte ich zum Herrn von Orny.

„Ziemlich genau,“ entgegenete er; „denn ich selbst bin der Sohn, der dort verbrannt sein soll.“

„Wie? Sie selbst der Sohn und Enkel der alten Inhaber jenes Schlosses?“ rief ich verwundert. — Die Geschichte oder dieser Zufall machte einen besondern Eindruck auf mich.

„Ich bin Niemand's Sohn!“ brummte er.

„Aber Sie sagten erst vorhin, Sie wären —“

„Nun ja,“ antwortete er, „das ist kein Widerspruch.“

Er schien meine Neugierde zu bemerken, und, was mich sehr freute, er that ihr, ohne sich darum bitten zu lassen, mit folgender Erzählung Genüge.

„Bis in mein fünfzehntes Jhr wurde ich vom Pfarrer desjenigen Dorfes erzogen, dessen Lichter wir vor einer halben Stunde aus der Dunkelheit rechter Hand schimmern sahen. Ich hielt ihn für meinen Verwandten, oder gar für meinen Vater, der er vermöge seines Amtes nicht hätte sein dürfen. Ich hatte mich geirrt. Ich erfuhr erst nachher, daß ich ganz anderer Leute Kind sei; daß man mich ihm im vierten Jahr meines Lebens zugeführt hatte; daß er regelmäßig für mich ein ansehnliches Kostgeld erhielt; daß er sogar Verbindlichkeiten hatte, mich auf die beste Weise zu erziehen.

„Wenn ich ihn um meine Aeltern fragte, erwiederte er gewöhnlich nur: „Kind, du fragst mich zu viel. Deine Aeltern sind längst gestorben. Ich habe sie nicht gekannt. Man hat dich mir übergeben. Man zahlt mir für dich ein anständiges Kostgeld. Daher vermuthe ich, du müssest wohl gutes Vermögen besitzen. Doch wieviel und wo, das erfährst du einmal, wenn du älter bist.“

„Ich liebte den ehrwürdigen Mann sehr. Mein junges Herz fühlte das Bedürfniß, sich an ein Herz zu schließen. Es war mir nicht wohl, keine Aeltern mehr, keine Seele zu haben, der ich näher angehöre. Ich beneidete die ärmsten Kinder des Dorfes um das Glück, von einer Mutter umarmt, von einer Mutter geküßt werden zu können.

„Der alte, fromme Herr gab mir eine ganz gute Erziehung in seiner Art. Er unterrichtete mich in Sprachen und Wissenschaften. Als ich fünfzehnjährig war, brachte er mich nach Montpellier, ein Jahr darauf nach Toulouse, um meine wissenschaftliche Ausbildung vollenden zu lassen. Dann sah ich ihn nie wieder, denn er starb. Doch bezog ich regelmäßig ein bestimmtes Geld vierteljährlich von einem Banquier, an den mich der Pfarrer gewiesen hatte. Ich glaubte lange, das komme von meinem ehrwürdigen Pflegevater. Vom Banquier aber vernahm ich, daß bald dieses, bald jenes Pariser Haus Aufträge für mich ertheile.

„Ich war glücklich. Wer sollte es nicht in jenem Alter sein?

Meine Leidenschaften waren im Erwachen. Ich hatte eine glühende Einbildungskraft; ich war Dichter; die Welt strahlte mir in rosenfarbenem Licht. Ich schwärmte unter schönen Täuschungen. Ich kannte die Menschen nicht. Ich liebte sie alle mit ungebundener Hingebung meines ganzen Wesens. Ich hatte mehr Geld, als nöthig war. Ich konnte froh leben und Vielen helfen. Ich hatte einen Freund, dem ich mit ganzer Seele anhing; und noch mehr, ich empfand zum erstenmal das Glück, zu lieben, und geliebt zu werden. Alle Seligkeiten des Lebens waren vor mir aufgethan. Wahrlich, ich komme mir jetzt wie ein Wahnsinniger vor.

„Wenige Wochen zerstörten alle meine Himmel, und machten mich nüchtern. Ich war in mein neunzehntes Jahr getreten. Die Geliebte, die ich — nein, nicht liebte, sondern anbetete —, war von sehr guter Herkunft, aber mit ihrer Mutter, einer Majorswittwe, in dürftigen Umständen. Ich beschloß, eine Anstellung zu suchen, und sobald ich dieselbe haben würde, der Auserwählten Hand zu erbitten, mein Glück zu erhöhen. Sie konnte, seit ich ihre Bekanntschaft gemacht, sehr anständig und ohne Sorgen mit ihrer Mutter leben; denn ich ließ ihr, ohne daß sie es wußte, den größten Theil meines Einkommens zufließen. Dazu bediente ich mich meines Freundes und Vertrauten. Er mußte Mittel und Wege suchen, der Familie die Unterstützung auf eine Weise zu geben, daß dabei mein Name verborgen blieb. Denn ich wollte nicht Dankbarkeit, sondern Liebe. Ich fürchtete, das zarte Verhältniß zu verletzen, wenn ich vor der Geliebten, als Wohlthäter, erscheine.

„Inzwischen wußte ich nicht, daß mein Busenfreund Mutter und Tochter mit meinem Gelde, im eigentlichen Sinn des Worts, für sich unterhielt; daß er ihre Armuth und mein Geld benutzt hatte, sich den Besitz des Mädchens zu verschaffen; daß, wo ich in Demuth ihre Unschuld und Heiligkeit verehrte, sie mich betrog; daß ich, als ein einfältiger Tropf, bestimmt war, im Nothfall ihr Mann zu werden, wenn je die Folgen ihres schändlichen Umgangs mit meinem Freunde sie öffentlicher Schande preiszugeben drohten. Das Alles erfuhr ich sehr unerwartet, sehr zufällig. Ich wollte eines Morgens der Geliebten zu ihrem Namenstage ein Geschenk bringen. Sie öffnete leise und halb, auf mein Anpochen, die Thür ihres Zimmers; schien die Thüre wieder vor mir schließen zu wollen, that aber einen durchdringenden Schrei und stürzte zu Boden. Ich trat erschrocken hinein,

und sah meinen Freund, beschäftigt, sich anzukleiden. Ich verlor beinahe die Besinnung. Er stand verstummt und beschämt da. Ich floh mit Abscheu. Ich war in Verzweiflung. Ich verfiel in ein hitziges Fieber. Nach meiner Herstellung erfuhr ich von andern Leuten, denen ich mich nie vorher anvertraut hatte, die Geschichte meiner Verrathung. Sowohl der Verräther als seine Buhlerin machten Versuche, wieder mit mir anzuknüpfen. Ich stieß beide zurück. Von dem Tage an ward der Judas mein bitterster Feind. Er verhöhnte mich öffentlich. Wir schlugen uns. Ich schoß ihm durch den Arm. Er schwor mir, noch blutend, Tod und Untergang.

„In derselben Zeit erhielt ich einen Besuch, der mich von Toulouse entfernte. Es kam eines Tages ein Reisender zu mir. Nachdem ich ihm bewiesen hatte, daß ich wirklich derselbe sei, den er suchte, — ich mußte sogar deswegen mit ihm persönlich zum Banquier, von welchem ich meine Gelder zu erhalten pflegte — faßte er Vertrauen.

„„Herr von Orny,“ sagte er, „ich bin beauftragt, Ihnen dieses versiegelte Paket einzuhändigen. Sie werden so gütig sein, mir darüber einen Empfangschein auszustellen.“ — Ich nahm das Paket und gab die Quittung. Dann sagte er: „Herr von Orny, Sie werden wohl thun, sich auf der Stelle zur Gräfin von Loubre zu begeben, und von derselben Ihre Rechte, als Sohn, anerkennen lassen. Die Gräfin ist Ihre Mutter. Die Beweise dafür, zum Theil von der Hand Ihres unlängst in Schottland verstorbenen Vaters, sind in dem Paket. Es leidet keinen Widerspruch. Die bisherigen Zahlungen für Sie hören auf; es ist Sache Ihrer Mutter, für Ihre Zukunft zu sorgen.“ — So sprach er.

„„Wo ist meine Mutter? Wo finde ich meine Mutter?“ rief ich im freudigen Schrecken und Entzücken. Gott weiß, wie mir zu Muth war. Der Reisende sagte mir, daß sie wirklich seit achtzehn Jahren in Paris gelebt habe, und nun nach einer langen Abwesenheit zum erstenmale wieder, häuslicher Angelegenheiten willen, nach der Languedoc auf ihr Stammschloß Loubre gegangen sei, wo sie nur wenige Monate verweilen werde.

„Ich quälte den Reisenden vergebens mit Fragen über meinen Vater, über meine Mutter und deren Verhältnisse. Er wußte von Allem nichts; er kannte beide nicht einmal persönlich. Was er that, geschah aus Aufträgen, vermuthlich von der Familie meines ver-

storbenen Vaters. Der Beauftragte selbst war kein Franzose, sondern ein Engländer. Er hatte sein Geschäft vollbracht und verließ mich.

„Auch das Paket, welches ich mit zitternden Händen erbrach, gab mir über die Verhältnisse meiner Aeltern keine Auskunft, noch warum sie so lange angestanden hatten, mich als ihren Sohn anzuerkennen. Ich fand in dem Paket schriftliche Erklärungen von der Hand meines Vaters; Briefe, mich betreffend, von der Hand der Gräfin; Taufscheine, Zeugnisse von meiner-Amme, von einer mir unbekannten Pachterfamilie, bei der ich wahrscheinlich bis zum vierten Jahr meines Lebens verkostgeldet gewesen war; Zertifikate von meinem ehemaligen Pflegevater, dem Pfarrer, und andere Papiere, die unbestreitbar, wo nicht die Legitimität, doch die Legalität meiner Abkunft bewiesen.

„O wie gern verließ ich das mir verhaßte Toulouse! Ich hatte einen Freund, eine Geliebte verloren, nun aber eine Mutter wiedergefunden. Ich erinnerte mich aus meiner Knabenzeit, da ich noch beim alten Pfarrer gewohnt, zuweilen von der Gräfin im Schlosse zu Loubre gehört zu haben. Die Leute wußten damals nur, sie sei eben so schön, als unglücklich gewesen. Nun konnte ich mir dunkel deuten, daß ich selbst mehr oder minder Ursache oder Folge ihres Unglücks gewesen sein mochte.

„Ich kam an. Ich begab mich zitternd auf's Schloß. Ich ließ mich bei der Gräfin melden. Ich hatte auf der ganzen Reise die Rolle eingelernt, die ich nun spielen wollte, eh' ich meiner Mutter als wiedergefundener Sohn an die Brust sinken wollte. Ich zitterte, daß Schrecken und Entzücken der Mutter ihr Herz brechen könnte.

„Man führte mich in ihr Zimmer. Die Gräfin kam; eine edle Gestalt, die mir Ehrfurcht einflößte, und welche noch von der Schönheit ihrer Jugend so viel an sich trug, daß ich kaum glauben konnte, diese Frau habe mich geboren. Sie war noch nicht neununddreißig Jahre alt, aber sie glich einer Person, die kaum dreißig alt sein mochte.

„Ich trat zu ihr. Mein Herz war beklommen. Ich wollte zu ihr aufblicken; aber meine Augen verdunkelten sich in Freudenthränen. Ich wollte reden; aber meine Stimme brach im Uebermaß meiner Wehmuth. Ich stammelte meinen Namen. Ich sagte, woher ich komme. Ich fragte, ob sie nicht einen verlornen Sohn beklagt habe. Ich sank zu ihren Füßen auf die Knie, und stammelte den Mutternamen.

„Sie schien erschrocken, und sagte: „Junger Mann, fassen Sie sich. Was ist Ihr Begehren? Zu wem wollen Sie? Warum weinen Sie?“ — Ich wiederholte ihr auf den Knien meine Geschichte, und nannte sie Mutter.

„„Junger Mensch,“ antwortete sie gelassen, „Sie sind irre. Ich bin zwar die Gräfin, die Sie suchen; aber ich war nie vermählt, bin es noch jetzt nicht, und habe noch weniger einen Sohn gehabt, folglich auch keinen verloren. Ohne Zweifel hat man sich mit Ihrer Leichtgläubigkeit einen unanständigen Scherz erlaubt, oder Sie nur zum Werkzeug gebrauchen wollen, mich zu beleidigen. Stehen Sie auf.“

„Ich stand auf, aber durch ihre Worte ganz verwirrt. Ich hatte Mühe, meine Besonnenheit wieder zu gewinnen. Ich sah sie nachdenkend und bewegt; aber in ihrer Miene lag nicht die süße Unruhe einer Mutter, die nahe daran war, einen verlornen Sohn zu umarmen, sondern die Unruhe der Verzweiflung und eines tödtlich-verwundeten Stolzes. Sie behandelte mich, wie Einen, den man zum Besten gehabt habe, oder der vielleicht wirklich ein Halbnarr sei. Das kränkte mich. Doch maß ich mir, meiner Uebereilung, meiner Verwirrung die Schuld bei, daß die Gräfin solchen Ton annehmen mußte. Ich setzte ihr also sehr ruhig und gelassen meine Verhältnisse auseinander; ich zeigte ihr aus meinen Papieren einige ihrer eigenen Briefe, verschiedene Zertifikate, ihre eigene erste schriftliche Erklärung, daß, wenn ich das Alter der Mündigkeit erreiche, sie es übernehme, für mein Loos zu sorgen, und sie mir schon bei ihrem Leben einen guten Theil ihres Vermögens zusichern werde, damit ich nicht von ihrer Familie in der Erbschaft einst verkürzt werden könne. Ich zeigte ihr darauf eine von ihr ausgestellte förmliche Schenkung zu meinen Gunsten von fünfzehntausend Livres Renten jährlich, die sie vor ungefähr zehn Jahren auf Verlangen meines Vaters ihm für mich übersandt hatte. Doch erschien ich im Schenkungsakt nicht als ihr Sohn; das erhellte nur aus ihren Briefen und einigen andern beigelegten Zeugnissen. Nun verlangte ich ihre Willensäußerung zu wissen.

„Sie war in unbeschreiblicher Bestürzung, „Junger Mensch,“ sagte sie endlich: „ich war nie vermählt. Sie werden begreifen, daß ich Sie nicht für meinen Sohn erklären, und mich in meinem Alter dem öffentlichen Spott und der Schande preisgeben kann. Sie sind da im Besitz von Papieren, die — — Sie begreifen, daß ich mich

erst von der Beschaffenheit dieser Papiere, wie von der Aechtheit Ihrer Person, genauer überzeugen muß. Lassen Sie mir Ihre Papiere für kurze Zeit zur Untersuchung. Ich werde Ihnen indessen in meinem Schlosse Wohnung geben.«

»So sprach sie. Nun erst nahm ich wahr, daß sie mich nicht abläugnen könne, aber mich als einen Schandfleck ihres Lebens ansehen und verläugnen möchte; daß es ihr darum zu thun war, nur die Papiere, meine einzigen rechtsgültigen Beweise, in ihre Gewalt zu bekommen. Ich steckte die Papiere zu mir; erklärte ihr mein Erstaunen, daß in ihrer Brust keine Empfindung für mich spreche; erklärte ihr, daß ich die Papiere nicht abgeben werde anders, als vor Gerichten; daß ich ihr acht Tage Bedenkzeit gäbe; daß ich zu Siegean ihren Entschluß abwarten, und dann meine Ansprüche rechtlich geltend machen würde, wenn sie bis dahin nicht die Gefühle einer Mutter über die Regungen ihres Familienstolzes herrschend werden ließe.

»Sie stand verstummt. Ich verließ sie mit empörtem Herzen. Wie ich die Schloßtreppe hinabging, hörte ich sie hinter mir schreien, allerlei Namen und die Befehle rufen: »Haltet den Menschen fest! Laßt ihn nicht aus dem Schlosse! Nehmt ihn in Verhaft! Setzt ihm nach!« Einige Mägde sahen mich erschrocken an und riefen dem Thürhüter zu, er solle das Thor sperren. Ich warf den alten Kerl zu Boden, indem ich mein Pferd hinausführte. Ich setzte mich auf und jagte davon. Hinter mir her ward ein Schuß gethan. Ich sah mich um. Ich erblickte Bediente und Jäger vor dem Schloßthor, oben am Fenster die Gräfin, meine schändliche Mutter.

»In Siegean wollte ich in dem elenden Wirthshause die bestimmte Frist von acht Tagen abwarten. In der dritten Nacht erwachte ich von einem verworrenen Geräusch aus dem Schlafe. Ich horchte. Es waren Menschen in meinem Zimmer; vermuthlich Diebe. Ein Schimmer von Licht fuhr an der Decke umher. Es that sich eine Blendlaterne auf. Ich flog wie ein Rasender aus dem Bett auf, ergriff und schwang den Nachttisch und schlug um mich her. Die Laterne stürzte mit ihrem Träger zu Boden. Ein Anderer that einen dumpfen Schrei. Ich schlug noch lange wüthend herum, bis ich odemlos ward und bemerkte, ich müsse wohl allein sein. Ich nahm die Laterne und zündete meine Kerzen an. Im Wirthshause war Alles still im ersten Schlaf. Am Boden lag ein unbekannter Mensch. Ich hielt ihn für todt. Ich beschloß, Lärmen zu machen, kleidete mich in Eil an.

Während dem bemerkte ich, daß der Unbekannte sich zu regen anfing. Er war nur von einem schweren Streich betäubt gefallen. Ich fiel über ihn her, durchsuchte ihn. Er hatte ein geladenes Terzerol bei sich und ein langes Messer. Ich band ihm mit den Seilen meines Reisekoffers Hände und Füße, damit er mir nicht entlaufe. Darüber kam er ganz zu sich selbst. Er winselte, als er seinen Zustand sah. Mit dem Messer auf seine Brust zwang ich ihm das Geständniß dessen ab, was er bei mir gewollt. Nicht mein Geld, nicht mein Leben, sondern meine Papiere auf Befehl der Gräfin hatte er mit seinem Kameraden gewollt. Sie hatten gehofft, mich im Schlaf zu überrumpeln und zu schrecken. Am Boden lag auch eine Gesichtslarve.

„Der Gräfin zu schonen, machte ich keinen Lärmen. Der Kerl blieb mein Gefangener und Unterpfand. Der Gräfin schrieb ich durch einen Eilboten, sie müsse persönlich binnen vierundzwanzig Stunden in Siegean erscheinen und den Gefangenen durch Vergleich mit mir lösen. Statt ihrer erschien ein Bevollmächtigter. Der Vergleich wurde getroffen. Vor Notarien und Zeugen empfing ich in aller Form die Uebergabe der Schenkung, vermittelst welcher ich in den Besitz von fünfzehntausend Livres Renten kam. Aber alle meine Papiere mußte ich dagegen versiegelt in die Hände der Gräfin liefern.

„So schieden wir. Nun stand ich wieder einsamer, denn jemals in der Welt. Mein einziger Jugendfreund hatte mich betrogen; meine Geliebte hatte mich verrathen; meine Mutter hatte mich verachtet und verstoßen. Das geschah alles in den ersten Jahren unserer Staatsumwälzung. Ich bin seitdem viel in der Welt herumgefahren, und fand die Schlechtigkeit überall. In Paris entkam ich mit Noth dem Tode. Da war der Judas, mein ehemaliger Freund von Toulouse, ein wüthender Freiheitsapostel und Ankläger meiner Aristokratie geworden. Ich nahm Dienste unter den republikanischen Heeren. Ich machte einige Feldzüge mit. Am Rhein focht ich gegen die Condeer. In einem der Gefechte mit den Ausgewanderten erblickte ich unter denselben den Judas. Er erkannte mich. „Habe ich dich endlich?“ schrie er wüthend, und stürzte gegen mich; ich gegen ihn. Während wir gegen einander fochten, schoß ihn ein Soldat meiner Kompagnie nieder, der mir zu Hilfe kam. — Da haben Sie meine Geschichte.“

Wir waren während dieser Erzählung beim Posthause eines Städtchens vorgefahren. Wir beschlossen, einige Stunden der Ruhe

zu genießen, und in aller Frühe weiter zu reisen. Der unglückliche Mann war mir durch seine Schicksale sehr werth geworden.

Folgenden Morgens, da wir beim Frühstück saßen, hob er plötzlich an: „Es bleibt dabei; ich reise nach Marseille, von da nach Italien. Ich verlasse Sie.“

Ich bedauerte, seine Gesellschaft verlieren zu müssen, drang aber nicht in ihn, mich weiter zu begleiten. „Herr von Orny,“ sagte ich, „Sie haben mir durch Ihre vertrauliche Mittheilung die höchste Theilnahme eingeflößt. Ich wünschte im Stande zu sein, Ihnen durch irgend einen Dienst zu beweisen, wie sehr ich Sie schätze. Jetzt habe ich leider für Sie nichts Besseres, als einen guten Rath.“

„Der wäre?“ fragte er finster.

„Sie sind unglücklich, sehr unglücklich, weil Sie bei allen Ihren vortrefflichen Eigenschaften der ungerechteste Mann von der Welt geworden sind, nachdem Sie einst, als Jüngling, sich in einigen Personen getäuscht hatten, die Ihnen durch Zufall die nächsten gewesen waren. Es ist der gewöhnliche Gang aber, daß, wer anfangs zu viel und zu fest traut, nachher zu wenig glaubt und vertraut. Um einiger verächtlicher Menschen willen muß man keine Welt verachten. Wie manches edle Herz, das sich Ihnen seitdem gern genähert hätte, mögen Sie kalt zurückgestoßen haben!“ — Gehen Sie nicht nach Marseille, nicht nach Italien; da werden Sie nicht genesen. Gehen Sie nach Cransac; da finden Sie in der vortrefflichen Familie Albret Arznei. Da kennt man Sie. Da hat man mit Ihren Schwächen Geduld; da ehrt man Ihre Tugenden. Und Sie kennen diese Familie. Sagen Sie mir, welches Glied derselben ist von schlechterm Gemüth, als Sie? Sind die guten Menschen von Cransac Ihnen gleich, warum sträuben Sie sich gegen Ihre Ueberzeugung, sie liebenswürdig zu finden?“

Ich sagte das mit der reinsten Herzlichkeit. Er fühlte sich auch gar nicht dadurch beleidigt. Er murmelte nur ein paar Worte vor sich hin, und ging fort, Pferde zu bestellen. Er begleitete mich zum Wagen. Wir umarmten uns, wie alte Freunde. Er schien bewegt. Ich drückte ihn noch einmal an meine Brust und sagte leise zu ihm: „In Cransac ist Ihre Arznei.“ Dann verließ ich ihn.

Angekommen in Perpignan, erfuhr ich vom General, mein Regiment sei schon vor sechs Tagen nach Katalonien aufgebrochen. Zugleich überraschte er mich angenehm mit einem Brevet. Der Kaiser

hatte mich zum Major gemacht. Ich eilte dem Regimente nach, und trat bei demselben sogleich meinen Dienst an.

Wir schlugen uns mit abwechselndem Glück ein paar Jahre lang mit den Spaniern. Ich will hier keine Geschichte unserer Feldzüge geben. Sie sind bekannt, und die Thaten der Einzelnen verschwinden in der ungeheuern Masse der Geschehenheiten. Nur das will ich sagen, weil ich es aus Erfahrung sagen kann, daß man der spanischen Nation, zumal den Kataloniern, die uns so lange widerstanden, viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihr Heldenthum in den Himmel erhebt. Muth haben, ist gar kein Verdienst für Männer, und keiner Bewunderung werth. Die Katalonier, und so auch die übrigen Spanier, haben wahrhaftig nicht mehr Muth und Ausdauer, als andere Völker. Aber der große Haufe, besonders in den Dörfern, ist in Armuth und Entbehrung, Sittenlosigkeit und Arbeitsscheue, Unwissenheit und Vorurtheilen aufgewachsen. Solche Leute bekümmern sich wenig darum, wenn man ihre elenden Hütten wegbrennt. Die sind bald wieder aufgebaut. Haben sie ein paar Zwiebeln, eine Brodrinde, sind sie für den Tag zufrieden. Folglich fürchten sie keinen Feind, und sehnen sich nach keinem Frieden, weil sie nichts zu verlieren haben. In zivilisirten Ländern ist das anders. Der gemeine Spanier kann im Kriege auf fremde Kosten leben, plündern, Beute machen. Da hat er mehr, als ihm der Friede verschafft. In wohlhabenden Ländern verliert auch der Sieger in der Länge des Krieges von seinem Wohlstand. Daher ist der Spanier im Kampf ausharrender gewesen, als es andere Völker waren. Es war nicht die Frucht seines Heldengeistes, seiner Gemüthsgröße, seiner Vaterlandsliebe. Er kennt die Sachen kaum. Er ist geborner Knecht seiner Obrigkeiten, seiner Pfaffen. Die bringen ihn mit einem Stück Geld und mit Hölle, Fegefeuer und Ablaß, wohin sie wollen. Sein ganzes Christenthum hängt in den Knoten des Rosenkranzes. Es sind unter den Spaniern herrliche, edle, großsinnige Geister. Aber ihre Anzahl ist äußerst klein. Ich bedaure diese trefflichen Menschen, daß sie unter solchen Landsleuten leben müssen.

Wir hatten einen schweren Dienst; fast täglich Märsche und kleine Gefechte. Boden und Klima des Landes stritten gegen uns. Die angenehmsten Augenblicke genoß ich hier, wenn ich einsam sein und träumen konnte. Und wovon träumte ich? Von Cransac und Fanchon. Ihr Bild war so fest in meinem Gedächtniß, daß ich unzählige Male

mir zum Vergnügen ihren Schattenriß mit der Scheere in Papier ausschnitt, und er war immer wohlgetroffen.

Ich lebte übrigens in Spanien, selbst in den langweiligen Garnisonen, sehr eingezogen. Meine Kameraden nannten mich oft den Menschenscheuen. In der That wäre ich beinahe das geworden, wovon ich den Herrn von Srny gern geheilt hätte. Ich war aber auf ganz entgegengesetztem Wege zu meiner Stimmung gelangt, als er. Ich war gleichgültig gegen die menschliche Gesellschaft geworden, ja ich mied sie, wie ich konnte, nicht weil ich von ihr betrogen worden war, sondern weil ich nie wieder so liebenswürdige Menschen finden zu können Hoffnung besaß, als ich in der Familie Albret angetroffen hatte. Wer das Köstliche genossen, fragt dem Gemeinen nicht mehr nach. Der Tod meines Vaters, der mir ein anständiges Vermögen hinterließ, und die Unmöglichkeit, mich vom Kriegsdienst zurückzuziehen, vermehrten meine Verstimmung.

In dieser unbehaglichen Lage hielt ich noch ein paar Jahre aus. Sie waren reich an Begebenheiten und Thaten, die aber eher verdienen, vergessen, als erzählt zu werden. Eine Kugel endete unter den Wällen von Tarragona meine militärische Laufbahn. Kurz zuvor hatte ich den Orden der Ehrenlegion empfangen, bald nachher die Stelle eines Oberstlieutenants. Die Wälle von Tarragona wurden erstürmt. Ich führte mein Bataillon, und eine Flintenkugel, die mir den Fuß durchbohrte, warf mich zu Boden. Man hatte so viel Menschlichkeit, mich aus dem Getümmel hinwegzutragen. Meine Soldaten liebten mich. Ich verlor viel Blut und eine Zeit lang die Besinnung. Man brachte mich nach Barcellona. Es war anfangs die Frage, ob man mir den Untertheil des Fußes abnehmen wolle. Mir galt Alles gleich. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn man mir den Tod angekündigt haben würde. Der Gedanke, mich zeitlebens als Krüppel an den Krücken umherschleppen zu müssen, hatte durchaus für mich nichts Erquickendes.

Die Sachen änderten. Ein junger Wundarzt nahm sich meiner mit Vorliebe an, und widersprach keck seinen Vorgesetzten, die mir meinen Fuß nehmen wollten. Der junge Mann verstand mehr, als seine Obern, was in der Welt gar nichts Seltenes ist. Die Herren stritten lange. Die Oberärzte behaupteten, ich müsse den Fuß oder das Leben im Stich lassen; der Brand sei unvermeidlich. Der junge Unterarzt behauptete, man könne mir beides lassen; nur der verletzte

Fuß würde steif und ich zum Militärdienst untauglich bleiben. Man ließ mir endlich die Wahl. Ich entschied, mit angedrohter Lebensgefahr, mich dem jungen Unterarzt anzuvertrauen. Und ich that wohl daran. Ich behielt den Fuß und das Leben.

Die Heilung zog sich in die Länge. Inzwischen erhielt ich den ehrenvollen Abschied mit Jahrgehalt. Man schleppte mich von Barcellona in die Bäder; von den Bädern nach Figueras und Perpignan. An einem Krückenstock konnte ich wieder wandern, ohne Schmerz, ohne hinken zu müssen. Der Fuß hatte nur eine große Schwäche behalten. Aber auch diese, bis auf eine gewisse Steifheit, verlor sich nach und nach.

Man gab mir den Rath zur Fortsetzung des Gebrauchs von Mineralbädern. Ich war entschlossen, in meine Heimath zu gehen, um mich in Besitz meines väterlichen Gutes zu setzen. Da mein Vermögen aber unter Aufsicht eines meiner Verwandten wohl besorgt war, dachte ich, nicht ohne Herzklopfen, an die Bäder von Cransac. Ach, ich hatte nur zu oft schon dahin gedacht! Doch dahin zu gehen, hielt mich mancherlei Besorgniß zurück. Fanchon war ohne Zweifel schon vermählt. Seit vier bis fünf Jahren hatte sich in der Familie Albret gewiß viel verändert. Und wäre Fanchon noch frei gewesen, was hatte ich von ihr zu erwarten? Ich liebte sie einst; sie aber hatte mich nie geliebt. Ich setzte von neuem meine Ruhe und Zufriedenheit für lange Zeit auf's Spiel. Fanchon konnte auch gestorben sein. Das Herz bebte mir bei dem Gedanken. Besser für mich, ich blieb in der Unwissenheit. Ich war jetzt so glücklich, so harmlos, als man es irgend mit einem steifen Fuße sein kann. Keine Leidenschaft quälte mich. Die Stürme der ersten Liebe hatten sich verloren. Ich war unabhängig, und die Welt stand mir offen.

Ich kämpfte lange mit mir, und entschied endlich, wogegen meine Vernunft kämpfte, wohin mein Herz mich zog, nach Cransac zu gehen.

In einem bequemen Wagen, den ich in Perpignan zu kaufen Gelegenheit fand, fuhr ich, begleitet von meinem vielgetreuen Thomas, nach Cransac.

Als ich nach einigen Tagen endlich den kleinen Ort, der meine Gedanken so oft beschäftigt hatte, in der Ferne vor mir liegen sah, ergriff mich eine seltsame Angst. Ich wünschte, weit davon zu sein;

und wenig fehlte, ich hätte dem Postknecht Befehl gegeben, wieder umzukehren. Es war mir, wie Ahnung, es sei nicht gut für mich, dahin zu gehen, — es erwarte mich ein Unglück. Umsonst suchte ich meine abergläubige Furcht zu überwinden. Ich fuhr durch den Ort, und hielt vor dem mir nur allzuwohl bekannten Wirthshause still mit Herzklopfen.

Es war eine liebliche Sonntagsfrühe. Die ganze Familie Albret befand sich in der Kirche, außer — — sie kam mir entgegen, wie ich in's Haus trat. Wem hätte da nicht das Herz klopfen müssen? Es war Fanchon. Es war nicht Fanchon, sondern eine lebendige Vergöttlichung Fanchons. Immer noch hatte ich mir das kaum sechszehnjährige Mädchen in meinen Einbildungen vorgestellt; — aber welche Verwandlungen können vier Jahre verursachen! Es war die vollendete Jungfrau, in einem Liebreiz, in einer Zartheit, in einer Würde — — ich kann den Eindruck nicht aussprechen, welchen dieser Anblick auf mich machte. Ich blieb nach einer stummen Verbeugung sprachlos vor ihr stehen. Sie begrüßte mich in ihrer freundlichen Weise, mit dem ihr eigenthümlichen unschuldig-verführerischen Lächeln.

„Gott, wie schön Sie geworden sind!“ sagte ich endlich: „Aber mich kennen Sie nicht mehr.“

Sie hatte mich freilich eben so schnell erkannt, als ich sie. Ihre Erröthung, der freudige Blick ihres Auges verrieth es. „Halten Sie uns für Leute von so kurzem Gedächtniß?“ sagte sie: „Noch gestern Abend unterhielten wir uns von Ihnen. Wir hielten Sie für verloren und todt, wenigstens für uns. Welches Wunder führt Sie zu uns?“

„Wie können Sie so fragen?“ sagte ich, und drückte ihre Hand an meine Lippen: „Welches Wunder könnte es sein, wenn es nicht das schönste aller Wunder unter dem Himmel wäre, wenn Sie es nicht selbst wären? Sie hätten auch, wäre ich in Spanien gefallen, meinen Geist wieder in die Oberwelt gerufen.“

„Wäre das in meiner Gewalt gewesen,“ sagte sie schalkhaft lächelnd, „würde ich mich wohl gehütet haben, Sie zu früh aus dem Fegefeuer zu rufen, ehe Sie darin von aller Lust an Schmeichelei geläutert, die reinste Wahrheit geworden sein würden.“

„Ach,“ rief ich, indem wir in's Zimmer traten, wo Alles noch in der mir wohlbekannten Ordnung stand und lag, „lassen Sie mir immerhin Spanien als ein Fegefeuer gelten, und mich hier meinen

Himmel wiederfinden, den ich sonst nirgends fand, seit ich Sie verließ.«

»Sie gehören also zu den gefallenen Engeln, die den Himmel aus Ehrgeiz verließen?« erwiederte sie: »Wer steht dafür, daß Sie nicht abermals Rebellion beginnen und den langweilgen Himmel für die spanische Hölle vertauschen wollen?«

»Dafür kann ich keinen andern Bürgen stellen, als die schöne Himmelskönigin selbst, wenn sie gnadenreich auf mich blicken will, der ich ihr getreuester Unterthan sein würde.«

Sie hob drohend gegen mich den Finger auf und sagte: »Sie haben in der That noch viel vom gefallenen Engel an sich, und kehren böser heim, als Sie uns verließen.«

»So heiligen Sie mich wieder durch Ihre Güte. Schon meine Wiederkehr verräth Ihnen die Sehnsucht nach Besserung. Wenn Sie mich nicht aus dem Himmel stoßen, verlasse ich ihn nie wieder. Werden Sie mich verstoßen?«

Sie erröthete, und konnte nicht antworten.

»Werden Sie mich verstoßen?« fragte ich, und sah forschend auf sie hin.

Sie nahm sogleich wieder ihre muntere Laune an, und erwiederte: »Je nachdem Sie fromm sind. Wir wollen sehen. Aber ich fürchte, Sie haben in der Schule der schönen Spanierinnen nicht viel Gutes gelernt.«

Wie wir noch so sprachen, ging die Thür auf. Herr Albret mit seiner Frau und einigen seiner kleinen Töchter, alle wie Amoretten, traten in's Zimmer. Herr Albret und seine Frau umarmten mich, wie ich sie, mit freundlicher Herzlichkeit, mit Rührung. Ich mußte ihnen erzählen, wie ich hierher gekommen, wie es mir ergangen sei. Sie standen mit freudeglänzenden Gesichtern um mich her. Ich sah, wie willkommen ich den guten Menschen war. Die kleinen schüchternen Mädchen traten näher; doch suchte ich noch vergebens die liebenswürdige Annette unter denselben. Ich wagte kaum, nach ihr zu fragen. Ich fürchtete eine Antwort, die ich eben in der gegenwärtigen Stimmung vermeiden wollte. Ich fürchtete, jener zarte Engel, zu schön, zu gut für diese Welt, sei in eine bessere hinübergeeilt. Und doch sah ich mich nach ihr überall um.

»Sie suchen, Herr Oberst ...« sagte Herr Albret.

»Es fehlt noch ...« sagte ich und stockte.

„Sie haben Recht!“ rief Frau Albret: „Spring, Juliette, und sage zu Fanchon, sie müsse sogleich kommen; der Freund sei bei uns, von dem wir gestern sprachen.“ — Juliette hüpfte davon. — „Mein Gott, welche Freude wird Fanchon haben!“ setzte Frau Albret hinzu.

Ich hörte diese Worte mit unglaublicher Verwirrung. Also mußte es Annette sein, die ich für Fanchon gehalten hatte. Ich hätte aber doch wohl berechnen können, daß Annette nicht mehr nach vier Jahren das vierzehnjährige Mädchen, sondern die achtzehnjährige Jungfrau sein müsse. Ich weiß nicht, wie mir bei dieser Ueberraschung ward. Aber man schien sie zu bemerken. Ich schlug die Augen seitwärts gegen die auf, die ich für Fanchon gehalten hatte. — Wohl war es Annette selbst; aber sie war in diesem Augenblick so ernst, so blaß geworden, daß ich erschrack.

„Ihnen ist nicht wohl?“ sagte ich, und trat zu ihr. Sie strich sich mit der Hand über das Gesicht und erzwang ein Lächeln. Die Mutter ward aufmerksamer, und nöthigte sie, in's Freie zu gehen. „Sie haben das Mädchen,“ sagte Herr Albret, „durch Ihr plötzliches Erscheinen zu sehr erschüttert. Es könnte der Fanchon nicht besser gehen. Man muß sie vorbereiten. In ihren Umständen wäre es gefährlicher. Ich hoffe, sie wird mich in einigen Monaten zum andernmal mit einem Enkel erfreuen.“

„Wie? Fanchon ist verheirathet?“ rief ich.

„Hat Ihnen denn noch Keiner von uns gesagt, daß sie seit einigen Jahren schon mit Herrn von Orny vermählt ist?“

„Mit dem Menschenfeind?“

„Allerdings!“ antwortete Herr Albret: „Aber sie hat den wunderlichen Kauz bekehrt, man kann nicht besser. Er ist ein ganz anderer Mann geworden. Er wohnt zu Cransac, hat sich das schönste Landhaus gekauft, das wir im Orte haben, und seine Wohnung auf immer hier genommen. Denn ich lasse keine meiner Töchter aus Cransac ziehen. Die Mädchen wissen das aber auch.“

„Herr Albret,“ sagte ich zu ihm leise, und führte ihn zum Fenster, „nur auf ein Wort! Gibt es in Cransac nicht vielleicht noch ein schönes Haus zu verkaufen?“

Er lachte aus vollem Halse bei der Frage, betrachtete mich eine Weile, und erwiederte endlich: „Man hat vor einigen Tagen von dem neuen Hause im Garten gesprochen, an dem Sie auf der Land-

straße vorbeifuhren, ehe Sie zum Schlagbaum kamen. Es hieß damals, es werde feil sein. Fragen Sie nur Anneiten, die weiß es besser, als ich.«

Während ich noch meine Bekanntschaft mit den kleinen Mädchen erneuerte, oder vielmehr erst stiftete — denn alle waren seit meiner Abwesenheit gewachsen und verwandelt —, erschien mein Menschenfeind Orny; an seinem Arm eine schöne, junge Frau, mit einem Liebesgott von anderthalb Jahren auf ihrem Arm. Es war — nun erst erkannte ich sie — es war Fanchon.

Wir begrüßten uns gegenseitig mit einer Zärtlichkeit, als wären wir von jeher die innigsten Freunde gewesen.

»Ich bin Ihr großer Schuldner!« sagte Herr von Orny zu mir: »Ich hoffe, Sie werden mir wenigstens das Vergnügen gönnen, Ihnen meine Dankwilligkeit zu zeigen und Sie in meiner Wohnung zu bewirthen. Ich habe Ihren Rath auf gut Glück befolgt, den Sie mir beim Abschiede gaben. Wissen Sie noch, daß Sie mir empfahlen, statt nach Italien, nach Cransac zu gehen; hier würde ich Arznei für mich finden? Ich ging nach Italien und fand sie nicht. Da fielen mir in Florenz Ihre Worte bei. Ich ging nach Cransac, und fand die Arznei und genas, und sie war noch nicht gar übel zu nehmen.« — Bei diesen Worten küßte er die erröthenden Wangen der schönen Frau.

»Glauben Sie ihm nur nicht!« rief Fanchon: »Er macht zuweilen noch krause Mienen und klagt, die Arznei sei doch auch bitter.«

»Dafür ist's und bleibt's Arznei!« versetzte er lachend.

Es war ein glückliches Pärchen. Orny lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Alle Sonntage pflegte die Familie Albret bei ihm zu sein. Er erzählte mir, daß er sich mit seiner Mutter versöhnt und sie zu sich genommen habe. In den Jahren der Revolution war sie um den größten Theil ihres Vermögens gekommen. Das hatte ihn bewogen, gleich nach seiner Vermählung mit Fanchon, und zwar auf Fanchon's Verlangen, ihr zu schreiben und den Aufenthalt bei sich anzubieten. Ich lernte sie kennen. Sie war eine geistvolle Frau, der man im Umgang wohl noch den Ton der großen Welt und einen gewissen Adelsstolz anspürte, die aber unter mannigfaltigen Unglücksfällen eine gewisse Milde der Gesinnung, eine duldende Hingebung in den Ernst des Verhängnisses, eine religiöse Ansicht des Lebens gewonnen hatte, wodurch sie für Jeden um so anziehender wurde.

Es entstand bei Tische ein freundschaftlicher Streit zwischen den liebenswürdigsten Menschen von der Welt um meine Person. Orny und Fanchon verlangten, ich müsse, so lange ich in Cransac verweile, bei ihnen wohnen. Herr und Frau Albret aber behaupteten mit vieler Beredsamkeit das Recht ihrer ältern Ansprüche. Selbst Juliette, Caton und Celestine, die jüngern Töchter Albrets, mit denen ich bald bekannt geworden war, mischten sich kindlich=lebhaft in den Wortwechsel. Nur die Eine, die ich am liebsten gehört, deren Stimme entscheidendes Ansehen gehabt haben würde, nur Annette schwieg. Ich blickte fragend, als möchte ich ihren Befehl vernehmen, zu ihr hinüber. Sie schien aber dabei so gleichgültig zu sein, daß es mich schmerzte. Sie belustigte sich nur an dem lauten Kampfe, als eine Zuhörerin, die dabei gar nicht interessirt war. Und da die junge Frau von Orny sie um Hilfe für ihr Haus rief, antwortete Annette lächelnd: „Du demuthsvolle Fanchon, warum zweifelst du an deinem Triumph? Wann hattest du je zu deinen Siegen den Beistand deiner Schwester nöthig?“ Aber wie lächelnd sie auch und wie lustig scherzend sie die Worte sprach, schien doch dabei, wenn ich mich nicht zu sehr betrog, eine kleine Bitterkeit — nein, nicht Bitterkeit — aber ein leichter Schmerz um ihre holden Lippen zu schweben, den ich mir zum Vortheil gedeutet hätte.

Ich sah voraus, daß man am Ende mir selbst die schwierige Entscheidung übertragen würde. So bat ich um Erlaubniß, von Albrets zu Orny's Haus und wieder zurückflattern zu dürfen, soviel sich mit einem lahmen Fuß flattern ließe; für mich wären einige hundert Schritte keine Entfernung von geliebten Personen, denen ich auch in Katalonien immer mit dem Geiste nahe gewesen wäre.

Letzteres wollte man bezweifeln. Nun erst vernahm ich eine Reihe von Vorwürfen, daß ich in vier Jahren auch nicht ein einziges Wörtchen nach Cransac über die Pyrenäen geschickt habe. Alle machten mir Vorwürfe; nur Annette nicht. Vielmehr nahm sie, aber sehr boshaft, meiner sich an. „Eben weil der Herr Oberst beständig im Geiste bei uns war, schrieb er nicht,“ sagte sie: „man schreibt denen nicht, von denen man nicht getrennt ist.“

Man ließ natürlich diese Vertheidigung nicht gelten. Da fiel mir mein Silhouetten=Schneiden ein, das ich in Spanien getrieben, und erzählte, wie mein schönster Zeitvertreib gewesen, mir die Familie auch dem Auge beständig zu vergegenwärtigen. Bei dieser

Gelegenheit erlaubte ich mir eine kleine Lüge, und sagte zu Annetten, um sie für ihre Bosheit zu strafen: von allen Silhouetten aber sei mir die ihrige immer am besten gelungen. Auf der Stelle mache ich mich anheischig, ihren Schattenriß auszuschneiden, ohne sie anzusehen. Man ergriff mich beim Wort. Scheere und Papier wurden gebracht. Ich zählte auf Annettens Aehnlichkeit mit Fanchon. Ich ging zum Fenster. In wenigen Minuten war die Arbeit gemacht, in der ich Uebung genug gehabt hatte. Ich überreichte Annettens Schattenriß dem schönen Mädchen selbst.

Sie betrachtete ihn ein Weilchen, schüttelte das Köpfchen und sagte: „Das ist Fanchon!“ Die Silhouette ging von Hand zu Hand, und Jeder sagte: „Das ist Fanchon!“ — Ich gerieth in Verlegenheit. Fanchon machte mir einen Knix und sagte: „Das bin ich.“ Orny warnte mich mit drohendem Finger und sagte: „Ich wünsche mir Glück, daß ich nicht zu spät kam.“ Frau Albret machte die Sache noch schlimmer, während sie sie gut machen wollte. „In der That finde ich doch darin viel Aehnliches mit Annetten,“ sagte sie: „allein als der Herr Oberst von uns reisete, war sie ein vierzehnjähriges Kind; im Schattenriß gleicht sie mehr sich in gegenwärtigem Alter. Damals trug sie auch nicht das Haar so, sondern es war mehr Fanchons Art. Aber das sind Nebendinge.“

„Hauptsachen!“ rief Alles: „Beweis, daß er nur an Fanchon gedacht.“

„Nein,“ erwiederte ich, „Beweis nur, daß das Bild beider in ihren Zügen allzuverwandten Schönheiten in meinem Gedächtniß zu einem Einzigen ward. Und würde ich meinen Koffer öffnen, könnte ich Ihnen noch die Rose wohlerhalten zeigen, die ich als das einzige Kleinod von Cransac mitnahm; die Rose, welche mir Fräulein Annette beim Abschiede gab.“

Annettens Gesicht erglühte schamhaft. Sie warf einen zweifelhaften Blick zu mir herüber. Frau Albret sagte: „Wir haben die Ihrige noch unter Rahmen und Glas, von lieblicher Stickerei umkränzt.“

Es war mir lieb, daß nun Jeder Beweise der ununterbrochenen Freundschaft und Erinnerung geben wollte. Damit entkam ich einer peinlichen Verlegenheit.

Denn Annetten hatte ich wohl einst wie ein Urbild kindlicher Schönheit bewundert; aber Fanchon hatte ich geliebt, Fanchon immer

gedacht und in Cransac wieder gesucht. In den Augenblicken meiner Ankunft sah ich nur Fanchon in Annetten; nur weit reizender erblickte ich sie wieder, als ich sie je gesehen. Ich liebte sie von dem Augenblick an mit höherer Leidenschaft. Es war mir seltsam zu Muth geworden, als ich meines Irrthums inne ward, und mich überzeugte, Annette sei der Gegenstand meiner Achtung. Ich war in einer erwartungsvollen, ängstlichen Betäubung und Spannung, oder wie ich es nennen soll, ehe ich die wirkliche Fanchon wieder sah. Sobald sie aber an der Seite ihres Gemahls erschienen war, hatte sich Alles in mir geändert. Jede Empfindung in mir sprach nur für Annetten. Fanchon war noch jung, noch schön, noch liebenswürdig; aber neben Annetten schien sie nicht mehr Fanchon zu sein. Der Zauber war gelöst. Fanchon galt mir noch als eine theure Freundin; aber ich selbst begriff nicht mehr, wie ich sie habe vergöttern können. Und wäre sie noch jetzt unvermählt gewesen, ich würde nur Annetten geliebt haben, niemals Fanchon. Schon bei meinem ersten Aufenthalt empfand ich für Annetten eine eigene, dunkle und doch lebendige Neigung, die ich mir weder erklären noch deutlich machen konnte. Ich liebte Fanchon als Mädchen, Annetten wie ein himmlisches Gebilde, nicht geschaffen für diese Welt; wie ein Wesen höherer Art, dem man sich kaum mit irdischem Sinne nähern solle.

Fanchon war sehr glücklich mit ihrem Gatten; er genoß den Himmel durch sie. Das Landhaus, welches sie bewohnten, stand sehr angenehm, von großartigen Gartenanlagen umgeben, geräumig, hell, geschmackvoll aufgeführt. Orny hatte daran noch Vieles verschönert.

Ich war fast alle Tage dort und erging mich in den schattigen Wegen des Gartens, wenn ich aus dem Bade kam. Ich beneidete Orny's Glück, wenn ich ihn mit dem jungen Weibe Arm in Arm vertraulich durch die Gebüsche wandeln sah, oder ihn auf einer der saubern, grünen Bänke vor ihrem Wohngebäude neben ihr im Gespräch fand. Dann dachte ich mir wohl mein eigenes Glück, wenn ich so an der Seite der lieblichen Annette wandeln könnte — aber täglich mit gesunkenern Hoffnungen. Annette liebte mich nicht. Vier Wochen hatte ich in Cransac gelebt, und nie fand ich sie in ihrem Verhältniß gegen mich geändert. Ich blieb noch vier Wochen, und fand keinen Augenblick, sie auch nur ein einziges Mal allein zu sehen. Das Vierteljahr verfloß, und ich stand, wie durch eine unsichtbare Macht

gebunden, entfernter von ihr, als ich es in den ersten Tagen gewesen war.

Gleichwie einst mein Verhältniß mit Fanchon vor vier Jahren gewesen, war nun dasselbe mit ihrer Schwester. Wie jene, wußte auch diese jedes ernstere Wort hinwegzuscherzen, und jeden Versuch einer Annäherung zu vereiteln, ohne den Schein zu haben, dies eigentlich zu wollen. Was Fanchon vermittelst ihrer Schmetterlingshaftigkeit sonst bewirkt hatte, da sie nicht hörte, nicht verstand, was sie nicht wollte oder sollte: das ward Annetten noch unendlich leichter durch die Unbefangenheit einer wahrhaft kindlichen Unschuld und eine gewisse Hoheit, die, mit allem Schönen, was sie war und that, wundersam verbunden, Jedem, der ihr nahte, eine unwiderstehliche Ehrfurcht einflößte. So groß war die Macht, welche sie über mich übte, daß ich, sobald ich in ihrer Umgebung war, selbst nicht anders sein konnte, als sie; daß ich mich, neben dem ruhigen, heitern, verklärten Engel meiner Liebe, meiner Leidenschaft wie eines unheiligen Gefühls, wie eines Wahnsinns schämte.

Desto zerrissener aber war es in meinem Innern. Ich gab beim Annähern des Herbstes meine Hoffnungen auf, und dachte nur durch Flucht größerm Leiden zu entgehen. Die Ruhe meines Lebens war verloren.

Ich gab vor, daß dringende Einladungen meiner Verwandten mich zu meinen väterlichen Gütern riefen, und bereitete Alles zur Abreise. Man bedauerte, mich zu verlieren; auch Annette that, wie die Uebrigen. Man wollte mir das Versprechen abzwingen, im künftigen Frühjahr spätestens wieder einige Monate in Cransac zuzubringen; nur Annette that hier nicht, wie die Uebrigen. Ich ward zweifelhaft, ob sie mich vielleicht liebe, oder meiner wirklich los zu sein wünschte.

Eines Morgens ging ich mit ihr und Fanchon durch Orny's Garten. Ich blieb vor einem Rosenstocke stehen, und sagte scherzend zu ihr: „Als ich das erste Mal Cransac verließ, gaben Sie mir eine Rose auf den Weg mit. Diesmal empfange ich auch nicht einmal diese mehr. Die Blumenkönigin ist verschwunden. Sie ließ nur, wie jede Freude, wenn sie verblüht ist, die Dornen zurück.“

Annette erröthete, blickte verlegen seitwärts, sammelte sich aber schnell wieder aus ihrer Verwirrung, und versetzte mit dem ihr

eigenen anmuthigen Lächeln: „Diesmal ist die Reihe an meiner Schwester.“ Fanchon war im Begriff zu antworten, als ein Mädchen kam, sie unterbrach und von uns abrief. Annette schien ihrer Schwester folgen zu wollen. Diese aber ging und sagte: „Ich bin den Augenblick wieder bei euch. Vereinigt euch indessen über die wichtige Streitfrage!“

„So werde ich diesmal ohne Andenken von Ihnen scheiden!“ sagte ich.

„Bedürfen Sie dessen?“ fragte sie zurück.

„Nicht eben der Erinnerung willen an Sie — leider, mich wird Alles erinnern, daß ich fern von Annetten bin! — aber doch dies Etwas, aus Ihrer eigenen Hand, würde Sie mir gewissermaßen mehr vergegenwärtigen. Es läge darin für mich vielleicht ein kleiner Trost.“

Schalkhaft lächelte sie mir in die Augen und sagte: „Annette, die Ihnen die Rose gab, war Ihnen doch in Spanien nicht so gegenwärtig, als Fanchon, die Ihnen keine gegeben. Darum wünschte ich mit Fanchon zu wechseln. Sie sehen, ich bin nur eigennützig.“

„Und nebenbei auch etwas ungerecht und sehr grausam. Sie wissen dies, Sie fühlen dies, und doch können Sie es sein. Darum wünsche ich jetzt, daß ich nie wieder nach Cransac gekommen wäre — denn das war mein Unglück, vielleicht auf immer. Darum werde ich Cransac nie wiedersehen.“

„Sie erschrecken mich, mein lieber Oberst. Wessen wollen Sie mich beschuldigen?

„Daß Sie mich aus dem Orte vertreiben, welcher mir der liebste Fleck des Erdbodens ist.“

„Mein Gott, was schwärmen Sie da? Ich Sie vertreiben? Da sei Gott für! Die ganze Familie beklagt es, und ich nicht weniger, daß Sie uns verlassen müssen.“

„Während es allein von Ihnen abhängt, daß ich bleiben könnte. Nicht für Fanchon, nicht für Ihre ganze Familie, nur für Sie möchte ich und könnte ich bleiben. Nur Ihr Wink entscheidet über mich. Sie wissen das. Ich athme nur für Sie; ich liebe nur Sie. Die Welt hat für mich nichts Liebenswürdigeres. Soll ich bleiben?“

Annette schlug die Augen nieder, und ging schweigend vor sich hin durch die Gänge zwischen den geschornen Buchenwänden.

„Soll ich bleiben?“ fragte ich dringender, und nahm ihre Hand.

Sie sah mich mit einer ernsten Hoheit an und sprach: „Herr Oberst, täuschen Sie mich nicht, oder sich nicht. Wozu das? Bekennen Sie sich es selbst offen: Sie hatten in Spanien Annetten vergessen, und nur an Fanchon gedacht.“

„Nein, ich habe an Annetten gedacht, und Fanchon nicht vergessen. Annettens Rose ist noch mein Heiligthum geblieben, und soll einmal zu mir in den Sarg.“

„Herr Oberst, als Sie wieder aus Spanien kamen, hielten Sie mich für Fanchon. Seien sie redlich gegen sich.“

„Ja, theure Annette, ich hielt Sie für Fanchon, aber ich fand Sie schöner, als Fanchon; fesselnder, bezaubernder, als Fanchon. Ich freute mich des Preises, den ich vor vier Jahren schon in der Rose Ihnen vor Ihrer Schwester gegeben hatte. Ach, Annette, ich verehrte Sie in Spanien nicht wie ein irdisches Mädchen, sondern wie einen nicht in diese Welt gehörigen Engel. Glauben Sie mir, und beklagen Sie wenigstens mein Schicksal, daß es mich nun von Ihnen trennt, da ich Ihnen nichts — nichts gelten kann.“

„Wer sagt das?“ fragte sie, und hob einen thränenvollen Blick zu mir auf.

Mich durchschauerte Entzücken bei dieser aus der Tiefe ihrer Seele hervorgehenden Frage, bei diesen Thränen. „O, Annette, soll ich bleiben?“

„Fragen Sie das noch, da ich schwach genug bin, mich Ihnen verrathen zu geben?“ sagte sie, und legte sich stillweinend an meine Brust.

Noch hielten wir uns stumm umschlungen, da umfaßten uns noch andere Arme. Fanchon war herzugeschlichen, schlug ihre beiden Arme um uns, und küßte erst ihre Schwester, dann mich. „Ich hoffe, Annette, du wirst nicht zürnen,“ sagte sie, „wenn ich deinem blöden Schäfer nun endlich auch den Schwesterkuß gebe?“

So ward billig aus der Abreise nichts. Unter Fanchon's muthwilligen, liebkosenden Scherzen erholten wir uns von der ersten heftigen Bewegung. Wir kamen zum Herrn von Orny zurück. Der sagte: „Nun lebe ich erst ein ganzes Leben!“ Ein Ausdruck, worüber ihm Fanchon natürlich die strengste Strafpredigt hielt. Während sie noch zankten, entfernte ich mich auf einen Augenblick, und flog in die Nachbarschaft zum Besitzer des mir einst vom Herrn Albret als ver-

käuflich angedeuteten Hauses. Ich hatte dasselbe schon einigemal besucht und besichtigt. Ich wäre mit dem Eigenthümer, der eine billige Summe forderte, schon längst darüber einig geworden, hätte ich Annettens Entscheidung früher gehabt. Diese war da, und der Kauf war im Augenblick gethan und geschrieben. So kam ich zurück.

Annette streckte mir die Hand entgegen und fragte, über meine plötzliche und etwas lange Entfernung verwundert: „Wo sind Sie gewesen?“

„Ich habe in der Geschwindigkeit,“ flüsterte ich ihr in's Ohr: „ein hübsches Haus und einen Garten voll der schönsten Rosen gekauft. Es gehört mit heut' Ihnen.“

Sie erröthete freudig und rief: „Denkt auch, er hat uns das Dinantische Haus gekauft!“

Nun ging es im fröhlichen Zuge mit Orny's zum Wirthshause zurück. Da erzählte ich Herrn Albret mit seiner Gattin von meinem Hauskauf. Herr Albret sah Annetten ein Weilchen scharf an. Sie flog ihrem Vater, dann ihrer Mutter mit unnennbarer Seligkeit an die Brust.

Von diesem Tage an zähle ich meine Himmelstage auf Erden. Annette ist mein Weib. Das Wirthshaus von Cransac machte Orny's und mein Glück. Noch kann es vier Andere einst glücklich machen.

Alphabetisches Register

über den

Inhalt aller sechs Theile.

Schweizer-Bote. Achtunddreißigster Jahrgang 1841. Erscheint dreimal in der Woche; vollständig 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 16 gr.

(Für Anzeigen vorzüglich zu empfehlen.)

Stunden der Andacht, 8 Bände in grobem Druck. gr. 12. Zwanzigste Auflage, weiß Papier 10 fl. — 6 Thlr. 16 gr.

Dasselbe Werk in 8 Bdn., ordin. Papier 8 fl. — 5 Thlr. 8 gr.

Diese Ausgabe in 8 Bänden ist vollständig zu haben.

Stunden der Andacht in einem Band in Lexikonformat. Einundzwanzigste Auflage, weiß Papier 6 fl. — 4 Thlr., ordin. Papier 4 fl. 30 kr. — 3 Thlr.

Diese Ausgabe in einem Band ist ganz vollständig zu haben.

Tanner, heimathliche Bilder und Lieder. Vierte vermehrte Auflage. gr. 12. geheftet.

Zschokke's ausgewählte Novellen und Dichtungen. Fünfte Auflage in 6 Bänden. Mit dem Bildniß des Herrn Verfassers. gr. 12. weiß Papier 9 fl. — 6 Thlr.

Dasselbe Werk, ordin. Papier 7 fl. 30 kr. — 5 Thlr.

Diese Ausgabe ist nun in sechs Bänden vollständig zu haben.

Obiger Sammlung reihen sich an:

Genfer Novellen, aus dem Französischen von H. Zschokke. Zwei Theile, geheftet 3 fl. — 2 Thlr.

Zschokke, Dr. Theodor, faßliche Darstellung der Kennzeichen der Gesundheit, so wie der Krankheiten des menschlichen Körpers, Gemüthes und Geistes. Oder: Spezielle Semiotik für angehende Aerzte, Studierende, so wie auch für Hausväter, Landgeistliche und Jeden, der, entfernt von Aerzten, sich über krankhafte Zustände Belehrung verschaffen möchte. (Unter der Presse.)

Im vorigen Jahr ist erschienen:

Schachbüchlein. — Oder anschauliche Darstellung der Regeln des Schachspieles und der sinnreichsten Züge berühmter Spieler, für Anfänger. Von Professor C. v. Orell in Zürich. Mit zehn lithographirten Tabellen. gr. 8. geheftet. Preis 2 fl. 45 kr. — 1 Thlr. 20 gr.





